God
Gre 830.8
Her/Sâm
99879
00099879

THE

ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY

Town Hall, Bombay.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 10 March, 2016

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vol 16

Achtzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

3982

00099879

Inhalt.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Erste Sammlung.

Seite

Vorrede zur ersten Ausgabe 3
Einleitung 7
Vorrede zur zweiten Ausgabe 15
Vorrede des Herausgebers (Heyne) 18

I. Einleitung. Die Sprache wird überhaupt betrachtet.
1. Wie sie als Werkzeug der Wissenschaften ausgebildet werden müsse . . . . . 23.
2. Wie sie sich als Behältniß und Inhalt der Literatur betrachten lasse bei Menschen überhaupt, bei einer Nation, bei einem Stück der Literatur, bei einer Schule, und bei einem Schriftsteller 27
3. Wiefern sie den Wissenschaften Form gebe; Schranken der menschlichen Erkenntniß überhaupt, Gestalt der Literatur eines Volks, und jedem denkenden Kopf eigne Gesichtsbildung . . 32
4. Michaelis Preisschrift über die Sprachen wird hiernach beurtheilt 37
5. Noch rückständige Fragen vorgelegt 40
6. Auf unsere Sprache angewandt 42
7. Und mit einem Amen beschlossen 44

II. Fragmente über die Eigenheit unserer Sprache 45
1. In ihren barbarischen Consonanten, die durch Doppellauter verstärkt 46
2. Durch mehr als fünf Selbstlauter abgewechselt und durch Hauche gemildert werden 49
3. Ueber die Sylbenmaße, die unserer Sprache natürlich sind . . 52

Seite

4. Vorschläge über das Klopstockische freie Sylbenmaß zu Dithyramben, Oden, Cantaten, lyrischen Gemälden zum Theater und zur Declamation 55
5. Das sogenannte brittische Sylbenmaß für unsere Sprache betrachtet; und von dem lebenden Wohllaute derselben . . . 58
6. Ueber die Machtwörter unserer Sprache, und wer aus ihnen unsere Sprache verstärket? 62
7. Aussicht über die Inversionen überhaupt, die 66
8. Auf neuere Sprachen, die deutsche und französische, vornehmlich angewandt wird 69
9. Anpreisung idiotistischer Schönheit für Schriftsteller der Laune, für Dichter und Prosaisten des Umganges; Idiotismen sind der Nation, den Schriftstellern selbst, und den Sprachweisen nützlich 73
10. Was könnte man unserer Schreibart für Charakter geben? Für welchen Abwegen hat sie sich zu hüten? 80
11. Charakter einiger neuern eigenthümlichen Schriftsteller . . 89
12. Zugabe, die von classischen Schriften unserer Nation redet . 99

III. Fragmente über die Bildung einer Sprache, wo ein Roman von ihren Lebensaltern vorausgeschickt, und ein Weg eröffnet wird, sie zu erklären 102

1. Ein Labsal auf diesen Weg; wie angenehm, wie nützlich, wie unsicher es sey über den Ursprung einer Erfindung, und insonderheit der Sprache, zu philosophiren 109
2. Ob man einen göttlichen Ursprung annehmen müsse? Beiläufig wird die Süßmilchische Schrift geprüfet. 114
3. Von der Sprache eines Volks in ihrer Kindheit, nach einzelnen Merkmalen errathen 117
4. Wieferne sich eine poetische Sprache daraus machen . . . 124
5. Und von uns nachmachen läßt? z. E. in Homers Sylbenmaßen, Periodenlenkung und lebendem Rhythmus? 126
6. In Inversionen? in Machtwörtern? Warum ich hierüber bloß Homer zum Beispiel nehme? 132
7. Ueber das männliche Alter der Sprache. Wie in ihm die Poesie Kunst, und Prose die Natursprache ward? Jenes am Tyrtäus, den Theaterdichtern und Pindar 134
8. Dieß an Herodot, Xenophon und Plato gezeigt; wo die schöne Prose nicht weiter verfolgt 140

Seite

9. Und Geddes' Buch über die Schreibart der Alten beurtheilt wird 145
10. Von der philosophischen Sprache im strengsten Verstande; einigermaßen an Baumgartens Schriften gezeigt 147
11. Michaelis Einwendungen gegen die gelehrte Sprache werden geprüft 152
12. Wie viel die philosophische Sprache nachlasse, daß sie für uns fruchtbar, sicher, bequem und bildend sey? 154
13. Hiernach bekommen alle Plane zur Verbesserung der Sprache ihre Richtung; von der philosophischen Seite werden die Sulzerschen Vorschläge erwägt 160
14. Und wiefern Uebersetzungen Mittel zur Sprachenverbesserung sind, im Ganzen betrachtet 165
15. Beschluß über das Ideal der Sprache, mit Zusätzen begleitet . . 169

Zweite Sammlung.

I. Vorläufiger Discurs: vom dem Ursprunge der Kunstrichter, und den Gesichtspunkten, in denen er erscheint 179
II. Einleitung in die Fragmente: über die Mittel zur Erweckung des Genies in Deutschland 186
III. Vergleichung unsrer Orientalischen Dichtkunst mit ihren Originalen.
1. In der schönen Natur, die beide schildern: Urtheil über die jüdischen Schäfergedichte 189
2. In der Vaterlandsgeschichte der Morgenländer: Von einigen Dankpsalmen 192
3. In ihren Nationalmythologien: Von dem Gebrauche orientalischer Maschinen und Fictionen 195
4. In dem Geiste ihrer Religion: Von christlichen Liedern in orientalischem Geschmack 198
5. In ihrer ganzen poetischen Sphäre 201
6. Sprache und poetischem Sinne. Von der Nachahmung der Ebräe und Bilder 203
7. Daher die elenden Nachahmungen widerrathen, und Erklärungen zuerst angerathen werden 205
Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks Messias 209

Seite

IV. Von der griechischen Literatur in Deutschland . . . 217

A. Wie weit wir die griechischen Dichter kennen. Plan aus ihnen eine Aesthetik zu sammeln. Vorschläge zur Uebersetzung Homers. Ein Urtheil des Geschmacks über Steinbrüchels Uebersetzungen. Entwurf zu einer Winckelmann'schen Geschichte der griechischen Poesie 217

B. Wie weit haben wir sie nachgebildet?

1. Klopstock mit Homer verglichen: war Homer so unbekannt unter den Griechen wie Klopstock unter den Deutschen? Hat Wieland oder sein Gegner bei καλὸς κ'ἀγαθός Recht? . 227

2. Pindar und der Dithyrambist. Ueber das Urtheil der Literaturbriefe von den Dithyramben. Hypothese von dem antiken Geiste der Dithyramben. Prüfung der neuern Gedichte dieses Namens. Ein Trinklied darüber 239

3. Anakreon und Gleim? Ein Liedchen an Anakreons Taube . 262

4. Tyrtäus und der Grenadier: Er ist mehr als Tyrtäus . 266

5. Theokrit und Geßner: Von der beliebten Unterscheidung zwischen Ekloge und Idylle. Hat Theokrit ein höchstverschönertes Ideal? Großer Unterschied zwischen Theokrit und Geßner . 269

6. Alciphron und Gerstenberg 279

7. Sappho und Karschin: Zwo Antipoden. Ob Sappho und Korinna wegen ihrer Buhlerei verloren gegangen? Ein Urtheil der Literaturbriefe 280

Nachschrift an Leser, Schriftsteller und Kunstrichter . . . 283

Fragmente zur deutſchen Literatur.

Erſte und zweite Sammlung.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Diese Fragmente sollen nichts minder als eine Fortsetzung der Literaturbriefe seyn; man darf also über ihren Titel nicht erschrecken. Es sind Beiträge, Beilagen zu denselben, nach dem Schlusse aller ihrer vierundzwanzig Theile.

Ein Werk von vierundzwanzig Theilen, das die Literatur eines ganzen Volkes zu beurtheilen sich übernahm, das in diesem Urtheile, wie Cato, bei den Großen zuerst anfing; das die Augen von ganz Deutschland auf sich richtete, und was noch mehr ist, auch bis an sein Ende auf sich erhielt; das den Geschmack bessern wollte, und ihn auch merklich gebessert hat; ein solches Werk verdient ja nach seiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal seiner Verdienste.

Ich setze mich also, da ich vierundzwanzig Bände durchlaufen bin, auf den letzten Gränzstein [1] nieder, der mit Zahlen von Verdiensten und Bemühungen, hie und da aber auch mit einigen Nullen menschlicher Fehler pranget; hier sitze ich, wie Marius auf den Trümmern Carthago's, da er die Schicksale Roms und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein deutsches Vaterland denkt.

Ich sehe eine Gesellschaft Reisende, mit unaussprechlichen Namen, mit großen Berichten aus dem Ländchen: Deutsche Literatur! mit Memoires, die ich gerne in eine Geschichte der Literatur verwandelt wissen wollte. Meine Zweifel-, Frag- und Erklärungssucht — oder, rühmlicher zu reden, meine patriotische Neugierde legt mir Fragen

[1] Der vierundzwanzigste Theil, der das Register ist.

an sie in den Mund — vielleicht Fragen, wie jene eines deutschen Arabers, die hie und da nicht sollten, und nicht werden beantwortet werden.

Ich werfe mich indessen nicht zu einem Richter im Namen des Publicums auf ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf genug zutraue. Unparteiisch könnte ich seyn, weil ich selbst weder unter ihrem Buchstaben des Lebens A., noch unter dem Zeichen des Todes K. gestanden; allein das Beste fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeistern, ein Daniel für die Susanne gegen abgelebte hypokritische Richter zu seyn. — Wirklich ein Beruf, der heutzutage im Reiche der Literatur so canonisch geworden ist, als er uns in der Bibel apokryphisch dünkt.

Daher strecke ich meine Fasces, und schleiche zu den Privaturtheilern, um nichts mehr als meine Stimme zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es ist immer mißlich einen berühmten Kunstrichter über ein Volk von Schriftstellern in der Rede zu stören. Wie ging es jenem Thersites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulysses sah ihn grimmig an, und brachte ihn durch die Stärke seines königlichen Scepters und seiner Drohungen zum Stillschweigen: „da krümmte er seinen Nücken, und eine heiße Thräne entfloß seinem Auge; aber von dem goldnen Scepter entstand eine blutige Strieme auf der Schulter; niedergeschlagen saß er, mit feigem Antlitz, und trocknete seine Thräne; aber die Griechen, mitten in ihrem Mißvergnügen, fingen herzlich über ihn an zu lachen." So schildert Homer [1] den Thersites; wer wollte auch nur von weitem sich zum Heere unsrer Thersite in Deutschland gesellen?

Aber nach geendigtem Werke urtheile man: alsdann tritt der unumschränkte Dictator selbst vor die Schranken als Bürger; alsdann mischt sich der Schauspieler unter die Zuschauer, und hört

[1] Homers Iliade.

das Urtheil derer am liebsten die während der Rolle weder klatschen noch pfeifen mochten; alsdann ist das ägyptische Todtenurtheil gerecht, und für die Wahrheit der Geschichte nützlich, insonderheit wenn mündige Verwandte leben, die sich vertheidigen können; alsdann kann man füglich zu vierundzwanzig Theilen Literaturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieser ist für die leicht, die aus dem Realregister sich ein Collectaneenbuch machen wollen, aber für mich wirklich schwer, und in der That auch nachtheilig. Justinus spielte den Trogus, und Origenes den Celsus durch Auszüge in den Fluß der Vergessenheit, und unser deutsches Publikum braucht die Literaturbriefe noch recht sehr, so wie sie da sind.

Ich will mich bloß, nach ihrem Leitfaden, von der Literatur meines Vaterlandes unterrichten, und ein Gemälde derselben in den letzten sechs Jahren, im Schatten, entwerfen. Ich weiß, dieß Gemälde wird einigen kleinlich, andern dunkel, den übrigen so ungeheuer vorkommen, als jene Statue der Minerva, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem athenienſischen Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man steinigen, und das unerfahrne, aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, bloß weil es ihnen besser in die Augen fiel.

Ich sammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Ansichten, bald ziehe ich sie zurück, oder lenke sie seitwärts. Ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube; denn wenn die Briefe sich durch das Fruchtland anderer Wege bahnten, so kann ich ja zum Vortheil des Besitzers diesen Weg wieder überpflügen; wenn sie in manche Wüsten Ströme leiteten, so kann ich ja diese Ströme beschiffen; wenn sie hie und dort im Meere Inseln entdeckten, so kann ich ja nach dem festen Lande umherschauen. Immer aber sage ich mit jenem Alten, der über die

Literatur seiner Zeit um Rath gefragt wurde: „Kaum wagte ich's eine so schwere Frage zu übernehmen; ob es an unsern Fähigkeiten liege, daß wir nicht können — oder an unserm Geschmack, daß wir die Alten nicht erreichen wollen? Ich wagte es kaum meine Meinung zu sagen, wenn ich nicht die Beobachtungen der größten Männer unsrer Zeit bloß aus dem Gedächtniß anzuführen hätte: fein ausgedachte und schön gesagte Gedanken, die ich schon als Jüngling von ihnen lernte." [1]

Und diesen Schutzengeln der Literatur widme ich auch meine vier Fragmente; ein kleiner Lorbeerkranz, der dem Olympischen Sieger unbemerkt von einem Fremden zufliegt, der sich aus Stolz und Bescheidenheit unter das Volk versteckt. Möchte dieser Kranz jener Rose Anakreons gleichen, welcher er sein schönstes Lied [2] geweiht hat. Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiters Haupt die Pallas erzeugte, rang auch die Erde zu gebären, und es erschien die Rose:

Πολυδαίδαλον λόχευμα.
Μακάρων Θεῶν δ' ὅμιλος,
Ῥόδον ὡς γένοιτο, νέκταρ
Ἐπιέγξας, ἀνέτειλεν
Ἀγέρωχον ἐξ ἀκάνθης
Φυτὸν ἄμβροτον Ἀνάτου.

[1] De oratorib. dialog.

[2] Anakr. μελ. 53.

Einleitung,

die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der deutschen Literatur enthält, und Anlaß gibt die allgemeine deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und die Literaturbriefe zu prüfen.

So sehr die Schriftsteller der Journale sich über ihre Leser erheben, so sind sie doch beide mit einander Zwillinge Eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit oder Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerei in den Schooß der Göttin Kritik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammlen. Man wird ein Verfasser, oder ein Leser der Journale, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist [1]. Die Literaturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publicums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfasser, die vom Bücherlesen müde, und aus dem Felde des Autorruhms sich zurücklamen.

Daher ist auch unsre Zeit um so viel reicher an Journalen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brod vor dem Munde weg, weil er glaubt urtheilen zu können, ohne denken zu dürfen; Arbeiten schätzen zu können, ohne selbst ein Meister zu seyn. Der Leser wiederum liefet Advocatenberichte, um nicht selbst richten zu dürfen; Auszüge und Kritiken, um keine Bücher durchzustudiren. Je mehr Bücher, sagt Rousseau, desto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, desto weniger Kinder; je mehr Journale, desto minder wahre Gelehrsamkeit. Man

[1] S. Vorrede zu den Liter. Br.

läuft auf die Märkte Neuigkeiten zu hören; der Kunſtrichter als ein Proſelyt der Gerechtigkeit; der Leſer als ein Proſelyt des Thors; und der wahren Bürger ſind ſo wenig, daß man auch ſelbſt ſchon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indeſſen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte; ein Werk, das ſich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Literatur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag ſich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten; zu einem Gemälde, das die Natur des Titian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden ſuchte; kurz, ein Werk, das eine pragmatiſche Geſchichte im gelehrten Staat würde, ſo wie die Annales des Tacitus im politiſchen Staat dieſen hohen Namen verdienen.

Man laſſe mich meinen Traum verfolgen! Dieſem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geſchichte der Literatur zum Grunde liegen, auf die es ſich ſtützte. Auf welcher Stufe befindet ſich dieſe Nation? und zu welcher könnte und ſollte ſie kommen? Was ſind ihre Talente, und wie iſt ihr Geſchmack? Wie ihr äußerer Zuſtand in den Wiſſenſchaften und Künſten? Warum ſind ſie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geiſt zum Aufſchwunge Freiheit und Begeiſterung erhalten? Alsdann rufe der Geſchichtſchreiber der Literatur aus: „Wohlan! Landsleute, dieſe Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet; ſo weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen!“ Man ſtelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und ſuche die Triebfeder des Nationalſtolzes ſo rege zu machen, als man das Nationalgenie unerſucht hat. Kurz! eine ſolche Geſchichte ſuche das, was ſie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotiſchen Weisheit und die Verbeſſerin des Volks. Sie ſuche das in der Literatur zu ſeyn was der Schätzer der engliſchen Sitten und

Grundsätze, der republikanische Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbessererin seines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage; wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieser das Gutgebaute unglücklich niedergerissen? wie jener Handlanger ein Baumeister, und dieser Baumeister ein Kalkklöpfer seyn sollte? wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf bessere Wege zu lenken sey? Dieß alles zeige ein Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo ist nun ein hundertäugiger Argus, um dieß alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesetzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die ziegenbärtigen Grammatiker, und der Pöbel von Uebersetzern und Systemschreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geschmacke, Parteien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander; keine Hauptstadt und kein allgemeines Interesse; kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines gesetzgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung der Griechen erscheint, so bebt vom Gemurmel die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher sie zu bändigen, daß sie die Göttersöhne, die Könige, hören sollen.

Da dieß Werk für einen nicht ist, so theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dieß ginge nicht so füglich an. Ein großer-Theil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem

Ganzen zu schaden; und dieser Theil trägt den Namen Literatur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buchstabirversuchen erstreckt bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst; von der Züchtigung elender Uebersetzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache; von der Tropologie bis zu den Höhen die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurora erreicht; von den Handwerkssystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibnitz, deren jede, wie ein Sonnenstrahl, siebenfarbiges Licht enthält: Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Literatur, die gemeinschaftlich sich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich sind.

So theile man alsdenn die Arbeit? — Nur theile man sie recht, lenke sie recht zusammen, und habe stets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr System, sondern ihr Urbild verbessern. Solange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers, so schreibt man höchstens wider ihn, und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu setzen weiß — statt Ueberzeugung, Widerspruch. Wie schwer ist's Proben zu Grundsätzen zurückzuführen, und Versuche zu Meisterstücken zu erheben, beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen; wie schwer ist's, sich und seinem Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Literatur ein Genüge zu thun? so schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

*

Drei Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Aehnlichkeit haben, und die ich also darnach beurtheilen darf. Ist mein Ideal eigensinnig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner

Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journale so sehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schäferhütten, und die Cypressen über das Gesträuch. Indessen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die deutsche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu seyn. Da sie sich über die erst gezeichneten Gränzen der Literatur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mittheilet, so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den letztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will; oder man hat dem größten Theile der fremden Leser die Frage vorzulegen: verstehest du auch was du liesest? Entweder man thut den Verfassern nicht genug; oder fordert vom exoterischen Leser ein Pythagoreisches αὐτὸς ἔφα, oder das Sokratische Urtheil, des er über Heraklits Schriften fällte: „auch was ich nicht verstehe, ist gut." Ich könnte aus jedem Theil solche Schriften anführen, die oft bloß aus einem Nebengesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allgemeines und einseitiges Urtheil fällen konnte, weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhistors, aber keine Pansophen der Literatur; das Werk wird ungleich und mangelhaft: ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man sieht es jedem Recensenten an daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Gränzen dieser Wissenschaften, und in der Aesthetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Recensionen allein machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Aussichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese charakterisiren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zeuxis, da er

von seinen irdischen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift neu ist, und wozu Pfade eröffnet werden; für welche Classe von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzuwerfen und auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dieß heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dürfte man bisher nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaß haben; Auszüge nach Gesetzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers, und der Wichtigkeit der Sache sind eine encyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn spät zu erreichen. Ich sehe selbst die Schwierigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstuhl ausgeheckt, schwer genug machen; allein unmöglich ist er nicht für einen Ort wie Berlin, für einen Verleger wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bei der Bibliothek sind.

Die Briefe über die N. Literatur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde der Literatur [1] in den letzten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften [2] in Deutschland für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden bloß von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten, und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurtheilen lassen.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwatzen: Briefeingänge, Präludien und Episoden, die mehr werth sind als ganze Kritiken.

Warum ist's nicht öfter geschehen daß sie die Bibliothek der schönen Wissenschaften zur Basis ihrer Briefe gemacht, wie sie es

[1] S. Schluß der Lit. Br.

[2] Breslau 1755.

versprachen? Oft wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im Geschmack der Literaturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urtheile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten; indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bei diesen Nachrichten zu lesen anfange und alsdann die Bibliothek auf gut alt βουστροφηδὸν zurückpflüge. Allein wenn man diese fremden Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern, die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? Wenn man inländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Aesthetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Moses'schen, Winckelmann'schen und Hagedorn'schen gleich kämen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären? Wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerstreuete Perlen in einen Halsschmuck sammlen, und bei der Kritik der Dichter härter seyn wollte? — ich gestehe es freilich daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dieß Wenn ausbessern kann.

Die Literaturbriefe haben mehr Urtheil; allein schätzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe bloß nach dem Maß,

wie ſie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Speculationen finden? Das Publicum war verwöhnt bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correſpondent wird doch gewiß mit andern Journalen haben buhlen müſſen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philoſophie iſt nach dem Ausſpruche Cicerons: „Philoſophire, aber mit wenigem!“ und dieſe Mäßigung hat ſie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indeſſen fällt es mir ein daß einſt in Athen zween Künſtler ſtritten: jener betrog die Vögel, und dieſer gar ſeinen Miteiferer, der nach dem Vorhange griff, und bloß ein Gemälde ertappte. Wenn die Literaturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leſer bei dem Naſchen zum Beſten haben, ſo geht dieß noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philoſoph ſelbſt, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und ſie verſchwinden — ſo iſt's beinahe wider die Zunftgeſetze.

Beide Werke, die ich ungeachtet ihrer Verſchiedenheit vergleiche, haben ſich indeſſen alle beide um den deutſchen Geſchmack ſehr verdient gemacht, und werden merkwürdig ſeyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletiſche Eifer des andern nicht mehr zum Neueſten der Literatur gehören werden.

Ich liefere die vornehmſten Stellen der Literaturbriefe ausgezogen und betrachtet; daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denſelben gelten. Wenn ich ihnen widerſpreche oder beiſtimme, citire ich bloß, und überlaſſe dem Leſer, der jenes Werk beſitzet, die Citationen ſelbſt aufzuſchlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und ſpreche mit einigen Verfaſſern pantomimiſch, wie es dort von jenem griechiſchen Orakel hieß: οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.

1767.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

In der ersten Ausgabe erschienen diese Fragmente als Beilagen zu den Briefen die neueste Literatur betreffend. Sie unternahmen es die Kritik dieses nützlichen Werks zu beurtheilen, einigen Machtsprüchen desselben zu widersprechen, einige Mängel in ihm zu ergänzen. Sie wollten aber noch mehr! Etliche nützliche Betrachtungen der Briefe sollten zum Grunde gelegt, und an sie Materialien zu einem Gebäude der Literatur in den letzten sechs Jahren zugeführt werden.

Die Anfuhr wird unterbrochen, ehe sie bis zur Hälfte gekommen ist; wenigstens findet es der Verfasser der Mühe werth zuvor einige Baustücke besser zu ordnen, und dem Leser von seinem veränderten Plane Rechenschaft zu geben.

Beilagen von der Art wie ich sie liefern wollte, hätten sich, wie ich denke, ihrer Nachbarschaft würdig machen können; die beste Nachbarschaft hat indessen immer Vortheile und Nachtheile — und zum Unglück wird die menschliche Bequemlichkeit eher diese als jene inne. Und so ist auch meine Nachbarschaft mit den Literaturbriefen ihnen, mir selbst, und vielleicht auch den Lesern unbequem geworden. Ihnen: denn oft wurden aus ihnen Stücke zerrissen und zusammengefügt, die bloß in meiner Absicht zusammen oder von einander gehörten; mir: denn oft mußte ich ziemlich weit von einer Stelle ausgehen, um, was ich wollte, zu sagen; dem Leser: dem die Ungleichheiten der Schreibart so vieler Verfasser, die Abfälle des Brief- und Fragmententons zur Last

werden mußten. Und überhaupt legte mir der ganze Plan Zwang auf, er verführte mich auf kleine Abwege, unterbrach meinen Gang bisweilen, und also ehelich und gut! Wir geben uns einander die Hände, danken für gehabte Zeitkürzung, und scheiden jeder seinen Weg. Indessen werden wir hoffentlich auch in der Entfernung an einander denken, wenn wir gleich nicht zusammen spazieren.

Das Wort Beilagen ist also vom Titel, die meisten eingerückten Stellen die sich ausmustern ließen, sind aus dem Buche weggeblieben; das Ganze ist bis auf kleine Theile umgearbeitet, wobei ich mir einige Urtheile des Publicums zu Nutze gemacht, und ich darf sagen daß meine neue Auflage vielleicht für ein neues Werk gelten könne; wenigstens hat sie mir beinahe eben so viel Mühe gekostet. Die erste Sammlung liefert Anmerkungen über die Sprache; die zweite über die griechische Literatur; die dritte soll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern vollständiger als zuvor reden, sofern in den neuern Jahren die Nachahmung dieser Völker unserer Literatur eine neue Wendung und Gestalt gegeben. Alles in der ersten Ausgabe, was sich auf die Literaturbriefe bezog, Vorrede, Einleitung, und einzelne Erörterungen, wird dem vierten Theile als Zugabe angeschlossen werden. So sind ja fleißig genug die Brocken gesammlet, auf daß nichts umkomme.

Alles bleibt indessen nur Fragment, und ich würde lachen wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik, die zweite für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst, den dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, den vierten endlich für eine sehr ungründliche Bibelauslegung förmlich und feierlich erklärte. Das bleibt immer zu sehen daß ich bloß Stückwerke von Betrachtungen liefern wollte, sofern es mir die Muse rieth, die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle der Briefe, oder ein Buch es erforderte. Man will also etwas was ich nicht mag, wenn ich alle unsere classischen Schrift-

steller, oder Dichter zur Schau aufführen soll; wer hat mich dazu gedungen? wo habe ich dieß versprochen? und war denn schon mein Buch zu Ende, um darüber zu urtheilen, wen ich mit Stillschweigen übergangen? Es ist ja ärgerlich, wenn man einem Schriftsteller ein Geschäft aufdringen will, dazu er sich nicht verstanden, und Fragmente über die letzten sechs Jahre als ein Lehrgebäude der schönen Wissenschaften betrachtet. Noch ärgerlicher aber ist's, wenn man ihm in die Rede fällt, und z. E. einen Dichter zurück gesetzt glaubt, wenn man die Stelle auf ihn warten läßt als deutscher Pope zu erscheinen.

Ich habe wie unter einer Blumendecke und oft mit Anspielungen geschrieben; wer es für den Zweck meines Hervortretens ansieht diese Blumendecke zu zeigen, denket von mir klein; wer aber gar träumt daß sie das Panier einer neuen Secte des Geschmacks, und ich das Muster einer sonderbaren Schreibart werden wolle — hat mir nie ins Gesicht gesehen. Was gehen meinen Stand und meine Denkart alle Schulen der Aesthetik, alle Secten der Journale, alle Classen des Modegeschmacks in und außer Deutschland an? Nichts ist unanständiger als in solchen Gesichtspunkten beobachtet zu werden, für den der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen von denen er weder Titel noch Lohn hat. Ich habe meinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht, und durfte also für meine Nation, für meine Zeit und Sprache schreiben wie ich wollte.

1768.

Vorrede.

Es läßt sich nicht zweifeln daß der selige v. Herder in den Fragmenten noch manche Veränderungen gemacht haben würde, wenn er selbst eine neue Ausgabe davon besorgt haben sollte. In dieser würde auch noch ein letzter Theil hinzugekommen seyn. Vier Sammlungen versprach er gleich in der Vorrede der ersten Ausgabe des ersten Theils, und noch deutlicher in der zweiten: „Die erste Sammlung, sagt er, liefert Anmerkungen über die Sprache; die zweite über die griechische Literatur; die dritte soll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern, vollständiger als zuvor, reden." Diese vierte, als letzte zurückgebliebene Sammlung, ist weiterhin in andere Schriften übergegangen, vorzüglich in die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, und in die Schrift vom Geist der hebräischen Poesie. Daß er sie nicht liefern würde, scheint er am Schlusse der dritten Sammlung noch nicht beschlossen zu haben, denn er sagt: „Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe." Wohin das ganze Werk führen sollte, gibt er ebendaselbst mit folgenden Worten an: „Die Materien, von denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen — sind Philosophie und Aesthetik."

Die erste Samlung, oder erstes Bändchen, hat er selbst umgearbeitet, 1768, ein Jahr nach der ersten Ausgabe; also ist natürlicherweise gegenwärtig die zweite Ausgabe abgedruckt worden.

Die Vergleichung beider Ausgaben lehrt daß die spätere an Umfang, Stellung und Berichtigung unendlich gewonnen hat. Die übrigen beiden Bände sind nur einmal abgedruckt geblieben. Im zweiten Bande, im vierten Abschnitt: „von der griechischen Literatur in Deutschland," erweckte sein Handexemplar die Vermuthung daß dieser Abschnitt einst zu einer besondern Schrift bestimmt geworden sey; allein die Veränderungen, und ihrer waren wenige, gingen nicht über die ersten Blätter.

Die mir aufgetragene und gerne übernommene Durchsicht dieser Fragmente hat sich bloß auf Verbesserung kleiner Unrichtigkeiten in Druck und in Namen, und auf Abänderung sehr weniger Ausdrücke, welche der Selige selbst mit andern vertauscht haben würde, einschränken lassen. Einigemale kam ich in Versuchung einige erläuternde Anmerkungen beizufügen; mich hielt aber ein gewisses Gefühl von Unschicklichkeit zurück, daß einer solchen Schrift Noten beigefügt werden sollten, welche den Genuß der Ansicht eines schönen, kühn sich aufschwingenden Genius stören mußten. Ohnedem bezieht sich das meiste auf die Stellen in den Literaturbriefen, welche der Leser zu vergleichen oft gar nicht Umgang nehmen kann. In der That ein Nachtheil, der die Fragmente drückt, daß sie nicht für sich selbst durchgehends gelesen werden können.

Ich hatte nicht nöthig von dem Gesetze das in der Ankündigung der neuen Ausgabe der Schriften aufgestellt ist Gebrauch zu machen, und etwas wegzulassen was Beziehung auf verlebte gelehrte Streitigkeiten haben könnte.

Diese erste Blüthe des Geistes und der Empfindung des seligen v. Herder entfaltete sich in jener Zeit da die Literaturbriefe sich in der Kritik der deutschen Literatur ein entschiedenes Ansehen erworben hatten. Gleich den jungen Pflanzen die sich in rauhen Tagen nur schüchtern in die Luft wagen, trat der junge feurige Mann, zwar

mit Muth und Kraft, aber doch mit liebenswürdiger Bescheidenheit und Vorsicht auf, und wagte Urtheile zu äußern welche mehrere, die in den Literaturbriefen ausgesprochen waren, berichtigten, milderten, verbesserten. Aber nicht leicht geht er im Tadel zu weit; eher geht er im Loben weiter als es sein mehr gebildeter Geschmack in der folgenden Zeit hat billigen können. Dagegen gehet der Scharfblick des jungen philosophischen Kritikers in vielen Fällen weit über die Briefe hinaus, wenn er auch zugeben muß daß der tiefer eindringende Scharfsinn, durch die Briefe erweckt, zuerst auf den Gegenstand geleitet und auf den rechten Gesichtspunkt gerichtet war.

Weit indessen entfernt, jene Männer, deren Einsichten er die ersten Keime der seinigen zu verdanken hatte, aus dem Gesichtskreise der Leser bringen zu wollen, rückt er ganze Stellen der Briefe, und zwar mit Anpreisung, ein, setzt sie in das günstigste Licht, und nun commentirt er darüber, mit Umsicht andrer noch nicht bemerkter Seiten, tiefer eindringend, und doch vorsichtig und edel schonend. So kündigte sich ein Herder an! auf andre Weise andre, die keine Herder sind! Oft ist es ein hingeworfener Funke, den er auffaßt, der sich dann in der jungen feurigen Seele zu einer Flamme entzündet, die das ganze Dunkel der Sache aufhellet. Nun gibt er neue Ansichten und Einsichten, Einsichten eines Genie's mit dem feinsten Gefühl und edelsten patriotischen Sinn für deutsches Volk und Literatur vereiniget; immer bringt er mit Kraft und Muth weiter vor, klärt auf, ordnet, stellt zusammen oder löst von einander. So entstanden jene neuen Aufschlüsse über das Wesen der Sprache, und die Eigenheiten der unsrigen; die feinen Bemerkungen über ihre Bildung, über die Vortheile und Nachtheile, die sie durch und aus andern Sprachen erhalten hat, und was unsre Literatur durch die alte und durch ausländische Literatur noch gewinnen kann. Ueberall grünt es und blüht es, wohin er seinen Blick richtet, quocunque deus circum caput egit honestum! Selbst wo eine reiche

Phantaſie ſich in Blumen und üppiges Laub zu verlieren ſcheint; man ziehe es weg, und ſehe, welche goldne Früchte dahinter verſteckt liegen!

Auf mich machte das Durchleſen der Fragmente einen eignen Eindruck durch die Vergleichung deſſen was, ſeit der Zeit daß die Fragmente geſchrieben ſind, in unſrer Literatur erfolgt iſt; wie vieles erinnerte ich mich nun, das ich von den geſchwornen Ausrufern unſrer Tagesliteratur als unerhörte, neu erfundene Weisheit hatte lobpreiſen hören, wovon das Weſentliche bereits in den Fragmenten geboren, auch wohl entwickelt iſt! Wie vieles ſeitdem als Geſetz angenommenes, wovon Herder als Hierophant und Geſetzgeber anzuſehen iſt! Wie manche Staubwolke iſt erregt worden, wo der klare Horizont bereits in jener Schrift das Auge erquickte; wieder andere Fächer, worin man nicht weiter gekommen iſt als wo die Fragmente ſtehen blieben, auch wohl einiges ſchwach und ſchief ausgeführt, was er beſtimmter vorſchrieb.

Wäre nicht unſre neue Literatur ein Meer, wo eine Welle die andre treibt und ihre Spur vertilget, um wieder ſelbſt zu verſchwinden, ſo hätte z. B. vieles was Herder über das Leſen der alten Claſſiker, poetiſche Sprache und Proſe, Ueberſetzung der Claſſiker, inſonderheit über das Studium der Griechen ſagt, nicht ſo in Vergeſſenheit kommen können daß es jetzt als neu geſagt erſcheinen muß. In den Stellen wo Herder von Homer ſpricht, iſt bereits, ohne alle Ruhmredigkeit, ſo vieles und beſſer geſagt, was zwanzig, dreißig Jahre nachher als neu erfundene Weisheit ausgerufen worden iſt. Ich erſtaunte ſelbſt, wie ich alles dieſes jetzt las. Zwar hatte ich mit dem Seligen über dieſe Gegenſtände mich unterhalten: allein dieß geſchah ſpäter als jene Fragmente erſchienen; unſre früheſte Bekanntſchaft entſtand erſt in den Jahren da er von Bückeburg aus auf einer Reiſe durch Göttingen ein vertrauliches Band mit mir knüpfte. Die erſte ſeiner Schriften die ich las waren die kritiſchen

Wälder. Meine eignen Studien, zumal ſeit meiner Anſtellung in Göttingen, in einem ganz andern Felde, erlaubten mir nicht die deutſche Literatur in alle ihre Fächer zu verfolgen; ich mußte mir meinen eignen Weg bahnen, und konnte nur Bewunderer und Freund eines Mannes ſeyn deſſen Andenken der Nachwelt immer heilig, mir theuer und werth ſeyn wird.

Heyne.

1.

Allerdings iſt auch die Sprache einer Nation ein beträchtliches Stück in der Literatur derſelben, und wer über dieſe ſchreibt, wird ſchon durch den Namen erinnert jene nicht aus der Acht zu laſſen. Man kann die Literatur eines Volks ohne ſeine Sprache nicht überſehen — durch dieſe jene kennen lernen — durch ſie auf manchen Seiten ihr unvermerkt beikommen; ja beide mit einer Mühe erweitern; denn großentheils geht ihre Vollkommenheit in ziemlich gleichen Schritten fort. Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache anſehen, ſondern auch als Behältniß und Inbegriff, ja gar als eine Form, nach welcher ſich die Wiſſenſchaften geſtalten — und nutzt man dieſe drei Geſichtspunkte recht, ſo wird uns ein philoſophiſches Sprachenſtudium gleichſam ein Vorhof ſcheinen ſich dem Tempel der Literatur zu nähern.

Iſt die Sprache Werkzeug der Wiſſenſchaften, ſo iſt ein Volk, das ohne poetiſche Sprache große Dichter, ohne biegſame Sprache glückliche Proſaiſten, und ohne genaue Sprache große Weiſe gehabt hätte, ein Unding. Man trotze meiner Behauptung, und überſetze Homer in das Holländiſche, ohne ihn zu traveſtiren; man bringe einen ſchlüpfrigen Crebillon in das Lappländiſche, und den Ariſtoteles in eine der wilden Sprachen die keinem abſtracten Begriff Herberge geben. Sollte man nicht in jedem Gebiet der Wiſſenſchaften Gedanken und Schriften haben, die für dieſe und jene Sprache durchaus unüberſetzbar ſind?

Wenigſtens iſt eine Mundart, in welcher die Literatur, entweder von ſelbſt hervorgeſchoſſen, oder hineingepfropft iſt — unendlich von einer andern unterſchieden die man in Abſicht der

Wissenschaften idiotisch nennen muß. Und es mußten, wie mich dünkt, von der Natur besondere Geister dazu ersehen werden, ihre rohe Sprache zu den Wissenschaften, oder wenn man lieber will, die Wissenschaften in der Sprache zu bilden. Da diese nun ihren innern Beruf fühlten, daß sie geboren wären um ungedachte Dinge zu denken und ungesagte Worte zu sprechen, so folgten sie dieser Stimme; sie verwüsteten die Sprache um zu schaffen, jedes Hinderniß ward ihnen wie nichts, und zum Denkmal einer That; sie wurden Schöpfer und Gesetzgeber und Muster. Die Sprache ward, wie Sokrates sagt, die Bezähmerin der wilden, und, wie man dazu setzen kann, eine bildende Schöpferin in den Wissenschaften.

Wer also seine Sprache zur Weltweisheit, zur Prose und Poesie zu bereiten sucht, der ebnet eben damit den Boden daß er Gebäude und Paläste trage. Oder noch mehr! er liefert dem Schriftsteller Werkzeug in die Hände; dem Dichter hat er Donnerkeile geschmiedet; dem Redner seine Rüstung geglänzet; dem Weltweisen Waffen geschärfet, und jedem andern, der bloß für das Auge dastehet, hat seine vorräthige Hand Anzug, Putz und wie oft auch damit seine ganze Würde und Schönheit verschafft. Nur Schade daß Jupiter das Verdienst seiner unterirdischen Cyklopen so wenig erkannte, und daß eine Schöne so selten die allmächtige Hand küsse, die ihr Anstand und Grazie anschuf. Die Anwendung hievon auf die Cyklopen der Sprachkunde mag Johnson seinen Engländern sagen: „Man sieht sie für Leibeigne im Reich der Wissenschaften an, die dazu verdammt sind auf dem Pfade der Erkenntniß und des Witzes nur die Dornen und Hecken auszurotten."

Ich gebe es gern zu daß die Helden und Halbgötter in der Literatur keine Vorläufer nöthig haben mögen um vor ihnen den Weg zu ebnen, sondern daß sie eben damit Herkuls Ruhm erlangen, wenn sie seine Thaten thun — Berge abtragen, Ungeheuer ausrotten, Schwierigkeiten überwinden und Ziele ereilen; und das alles

in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der Hand des Starken — allein wenigstens kann man ihren schwächern Nachfolgern, ihren Brüdern aus menschlichem Geblüt zu Hülfe kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werkzeuge quälen, und nachher doch wohl ihre Arbeit zur Schande ausstellen, oder zu eigner Scham verbergen müßten. Kann man diesen ihre Instrumente bequemer, leichter, faßlicher machen, so erleichtert man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nachher ihrem Kunststück so selten anzusehen ist.

Ich gebe es ferner zu daß nicht Sprachkünstler, sondern Arbeiter auf eigene Hand die ersten sind, die Sprache jeder Gattung der Schreibart so anzupassen daß beide zusammen zu wachsen scheinen; hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler, und klärt, wenn es mit seinem Strahlenangesicht auftritt, mehr auf als hundert Leichenfackeln der Grammatiker. —

Ja ich gebe noch mehr zu: Sprach- und Schulmeister sind die ersten die die Sprache verderben, daß sie, wie sie sie wollen, zu nichts taugt. Sie polirten das Instrument so lange bis es gut zum Anschauen und Aufhängen ward; sie krümmeten, und dehnten, bis es schwach, bis es verunstaltet wurde; sie schnitzelten am Bogen bis er brach — unselige Kunstrichter und Regelnschmiede! — Allein um so gelegener und wie gerufen sollten solche kommen die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter Zeit entreißen, und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in den Händen einer heiligen regellosen Unbesonnenheit Wunder thun: desto angenehmere Gäste sollten uns die seyn die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben, und alte Geheimnisse in ihr verrathen wollen, auf die freilich mancher Pancirolli unter seinen rebus deperditis nicht hat kommen können.

So weit, kann ich mir doch nicht einbilden, so weit iſt's doch mit uns gewiß noch nicht, daß wir uns unſere Sprache gemacht haben: wozu wir ſie wollen? was ſie ſeyn kann, und ſeyn ſoll? denn kaum und nochmals kaum — haben wir ſie ſo wie ſie geweſen iſt. Wie? iſt denn alles was zum dichteriſchen, proſaiſchen und philoſophiſchen Ausdruck gehört, ſchon ſo genau beſtimmt daß die Sprachlehre des Dichters und des Proſaiſten ihm zur allgemeinen Caſuiſtik dienen kann? Iſt in ihr alles ſo entwickelt, und ausgefaltet, daß dem Poeten und Philoſophen während dem Schreiben keine Runzel, kein Knote mehr unter die Hand laufen muß, der ihn aufhält? Wäre man denn auch, wenn man gar kein Sonderling im Styl ſeyn will, wären denn auch nur die gewöhnlichen Poſtgänger der Schreibart, auf ihrer alten geſchlagenen Landſtraße, für allem Straucheln ſicher? Sollte auch Leſern von ziemlich geſunder Verdauung nicht oft etwas härtliches aufs Herz ſtoßen? Sollte unſere Sprache ſchon ſo weit ſeyn daß man in ihr, und in jeder Gattung der Schreibart, alles ſo ſagen könnte als man es ſagen will und muß; ſo ſagen könnte daß nichts außer und über dem Geſagten iſt? Kurz! iſt die Sprache als Werkzeug der Literatur vollkommen, ſchön, bequem genug? —

Will man die Antwort auf dieſe Fragen, ſo ſchlage man unſere beſten Ueberſetzer auf, die oft nicht zu überſetzen wiſſen, unſere beſten Journale auf, die oft nicht zu entſcheiden wiſſen, unſere beſten Grammatiken und Proſodien auf, die keine deutſchen Grammatiken und Proſodien ſind. Griechen und Römer, wären ſie auch in allem was ſie in der Sprache dachten, ſo weit unter uns als es uns oder ihnen beliebt mag — in dem wozu ſie die Sprache machten, waren ſie weit über uns. Was ſie mit dem Werkzeuge ausgerichtet haben, mag viel oder wenig ſeyn; aber wie ſie über ihrem Werkzeuge ſelbſt ſich Mühe gaben, läßt ſich nicht verkennen, und ſollte ein großer Theil ihrer glücklichen Unternehmungen nicht eben durch

dieſe vor- und nebenanlaufende Mühe erleichtert ſeyn? Wie arbeiteten ſie nicht an ihrer Sprache; und darum gerieth ihnen auch in derſelben die Arbeit ſo gut.

Man ſollte nicht glauben wie dürftig die unſere, auch an den unentbehrlichſten Hülfsmitteln ſey, wenn man die Hülfsmittel, inſonderheit nach ihrem Innern, als Inſtrumente der Wiſſenſchaften betrachten will. Wenn jener arabiſche Weiſe ſechzig Kamele allein mit den Wörterbüchern ſeiner Sprache beladen konnte, ſo gehört kaum ein Mauleſel dazu, unſern Friſch und unſern Bödiker wegzutragen; denn die meiſten unſerer vielen deutſchen Geſellſchaften haben an dieß edle Unternehmen auch nicht im Traume gedacht, ihre Sprache zum vollkommenen Werkzeug der Wiſſenſchaften zu machen, auch nur ſofern dieß Machwerk mechaniſche Arbeit forderte; und was haben wir alſo aufzuzeigen, wenn uns ein Grieche und Römer in unſerer philoſophiſchen Werkſtätte und Rüſtkammer zuſpräche?

2.

Nun iſt aber die Sprache mehr als Werkzeug: ſie iſt gleichſam Behältniß und Inhalt der Literatur — wie viel freies Feld geben uns dieſe Worte zu überſehen, zu bearbeiten, zu nützen?

Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, ſondern gleichſam die Hüllen ſind in welchen wir die Gedanken ſehen, ſo betrachte ich eine ganze Sprache als einen großen Umfang von ſichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte und Reihen von Menſchenaltern legten in dieß große Behältniß ihre Schätze von Ideen, ſo gut oder ſchlecht geprägt ſie ſeyn mochten; neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten ſie zum Theil um, wechſelten damit, und vermehrten ſie; jeder denkende Kopf trug ſeine Mitgift dazu bei; jeder Erfinder legte ſeine Hauptſumme von Gedanken hinein, und ließ ſich dieſelbe durch Wucher vermehren; ärmere liehen davon, und ſchafften Nutzung — falſche Münzer lieferten

ſchlecht Geld, entweder zur Erſtattung des Geborgten, oder ſich ein ewiges Andenken zu prägen — Heldenmäßige Räuber wußten ſich bloß durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und ſo ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm iſt, Gutes und Schlechtes in ſich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuſchub braucht, und Vorſchub thun kann, die aber, ſie ſey und habe was ſie wolle, eine ungemein ſehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt. —

Jedes Buch iſt ein Beet von Blumen und Gewächſen; jede Sprache ein unermeßlicher Garten voll Pflanzen und Bäume; giftig und heilſam, nahrhaft und dürre, für Auge, Geruch und Geſchmack, hoch und niedrig, aus allen Welttheilen und mit allen Farben, aus mancherlei Geſchlechten und Arten — ein ſehenswürdiger Anblick! — Wer wird hier bloß den Riß des Gartens, in todten Linien ſehen wollen, wo der lebendige Inhalt desſelben ſo viel zu lehren verſpricht; und wer wird bloß bei der dürren Form der Sprache ſtehen bleiben, da das Materielle was ſie enthält der Kern iſt?

Und dieß Materielle der Sprachen, der große gedankenvolle Raum den ſie einſchließen, wird ſich in verſchiedenen Ausdehnungen betrachten laſſen. Es gibt eine Symbolik, die allen Menſchen gemein iſt — eine große Schatzkammer, mit welcher die Kenntniſſe aufbewahrt liegen die dem ganzen Menſchengeſchlechte gehören. Der wahre Sprachweiſe, den ich aber noch nicht kenne, hat zu dieſer dunkeln Kammer den Schlüſſel; er wird ſie, wenn er kommt, entſiegeln, Licht in ſie bringen, und uns ihre Schätze zeigen — Das würde die Semiotik ſeyn, die wir jetzt bloß dem Namen nach in den Regiſtern unſrer philoſophiſchen Encyklopädien finden: eine Entzifferung der menſchlichen Seele aus ihrer Sprache.

Jede Nation hat ein eignes Vorrathshaus ſolcher zu Zeichen gewordenen Gedanken, dieß iſt ihre Nationalſprache; ein Vorrath,

zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahme, wie das Mondlicht, erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat als ein Königsschatz unter ungleichartigen Nachfolgern; ein Vorrath, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn bereichert, aber, so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört die ihn hat, und allein nutzen kann — der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation, wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, durch ihn erklären?

Alles was dieser Nationalschatz eignes hat: Ursprung, Geschichte und wahre Art dieser Eigenheit; das Besondere desselben in Fächern der Armuth und des Ueberflusses; das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit und in Mißgeburten; Münzen, die wohl oder übel geprägt sind; Schaustücke, die sich durch ihre Seltenheit, oder innern Werth, oder durch ihre Geschichte empfehlen; Merkwürdigkeiten, auf bequemen oder unbequemen Stellen; Figuren von außerordentlich leichten oder besonders widrigen Stellungen — und hundert unerhörte Dinge mehr würden uns über diesen Gedankenvorrath eines Volks gesagt werden können, die jeder Eingeborne der Sprache mit begierigem Ohr hörte. Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde — der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich, als ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu seyn.

Ich endige diese Allegorie, um in einer andern fortzufahren. Ist die Sprache einer ganzen Nation ein Feld von Gedanken, wie viel verschiedene Gränzscheidungen und Furchen lassen sich wieder im kleinern ziehen, die eignen Herren zugehören? So verschieden

wie sie indessen sind, werden sie unter zwei Hauptabtheilungen fallen, die aber so durcheinander laufen, daß wenn ich Feldmesser wäre, mir der Schwindel ankommen müßte; man nennt sie das Gebiet der Wissenschaften und des gemeinen Lebens. Nun zeichne wer da will die Gränze, die dort jede Hauptdoctrin, hier jeder merkwürdige Stand; dort jede sonderbare Denk-, hier jede eigne Lebensart; dort jede Secte, hier jede Zunft um sich ziehet, so daß jeder in dem Materiellen seiner Sprache eigne Ländereien, Felder und Blumenbeete hat. Und wenn der Landmesser zugleich des Staats kundig ist, so vernünftle er darüber was dieses ganze Heer von Dialekten für Wirkungen auf das Ganze habe; was für Nutzen es der Republik bringen könne; wie unter allen diesen Neben- und Anwohnern eine Familiennachbarschaft zu errichten und zu erhalten sey; wie sie endlich am füglichsten durch allgemeine Gesetze regiert werden müssen, daß weder die Macht des Staatskörpers, noch die Freiheit einzelner Glieder darunter leide. Die einzelnen Glieder sind merkwürdige Schriftsteller, die, wenn nicht mehrere, so einen Weinstock und Feigenbaum haben, den sie selbst pflanzten und erzogen, unter dem sie also sicher und friedlich leben wollen. Und gewiß auf diese Privatpersonen und ruhige Bürger in einem Winkel der Erde dürfte wohl das meiste Eigenthum und der meiste Schatzungsanschlag kommen, da die herrschenden und gangbaren Schriftsteller, die Archonten- und Heerschaaren der Schreibart meistens auf Kosten anderer leben, nichts eignes haben, und nichts abgeben können. Das letzte bestätigt ein Namenspiel aus der griechischen Sprache, die den Eigenthümer (ἰδιώτης) zugleich Privatmann und unkriegerischen Bürger nennt, und ihn dem Befehlshaber (ἄρχοντι), dem Tyrannen und dem Krieger entgegensetzte.

Mit Mühe muß ich mich von dem Plane loswinden eine Sprache als ein Gedankenbehältniß der Menschen, einer Nation, eines Stücks der Literatur, einer Schule, eines

Schriftstellers anzusehen; mein Blick erweitert sich wenn ich die Aufschlüsse betrachte, die dadurch die abstracte Weltweisheit, die Literatur eines Volks, jede einzelne Wissenschaft, und, was das beste ist, die Kenntniß der Seele erhalten müßte. Alsdann würde man erst einzelne Schriftsteller charakterisiren können, daß ihr Bild in der Geschichte der Wissenschaften lebte; alsdann erst Schriftsteller verschiedner Nationen gegen einander stellen können, um sie zu vergleichen, ihre Verdienste abzuwägen, und aus ihnen allen Züge der Schönheit zu stehlen; alsdann erst würde man ein Feld der Literatur aus dem andern kennen, und jedem sein Recht widerfahren lassen; so viele Feindseligkeiten endigen, die sie an einander ausgeübt; Zwistigkeiten entscheiden, die sich bloß hierdurch entscheiden ließen; Unordnungen heben, die aus der Verwirrung der Unterthanen verschiedner Herrschaften, aus dem Raube nachbarlicher Wörter, und aus nächtlichen Streifereien in die anliegenden Provinzen entstanden. Verschwunden wäre alsdann so mancher vergebliche Rangstreit, leere Wörterkriege, ewige Verwirrungen und Verwechselungen der Ideen. Jedes Gebiet der Weisheit zeigte sich in seinem eigenen Lichte, bekäme auf der Karte durch seine Sprache eigne Farbe, eigne Gränzen; in der Beschreibung eigne Städte und Bewohner, eigne Producte und Verfassung, eignes Feuer und Herd. Die Encyklopädie und die Geschichte der Wissenschaften bekäme mehr abstechendes der Klarheit, mehr unterschiednes der Deutlichkeit, und mehr fruchtbares der Erfindung wegen. — Man würde das Unedle, Gedankenlose verbannen, dessen sich eine Nation, eine Wissenschaft, ein Schriftsteller zu schämen hätte. Das Ideenleere, das sich in jede Scienz allmählich eingeschlichen, der falsche Geschmack, den oft Jahrhunderte befestigt hatten, das Eitle, für welchem auch das Heiligthum der Gelehrsamkeit nicht sicher blieb, würde entlarvt, seines Ansehens entsetzt und verjagt werden. Man würde in dem Gedankenbehältniß einer Nation, einer Wissenschaft, eines denkenden Kopfes nichts

leiden wollen als was deſſen würdig iſt. — Vielleicht wundert ſich mancher daß ich von einer leeren Sprachmaterie ſo viel hoffe, allein ich habe mehr Recht mich zu wundern, wie man noch ſo wenige Vortheile davon gezogen, „daß man die Sprache als ein Vehiculum menſchlicher Gedanken und den Inhalt aller Weisheit und Kenntniſſe“ hätte anſehen können.

3.

Sie iſt noch mehr als dieß: die Form der Wiſſenſchaften, nicht bloß in welcher, ſondern auch nach welcher ſich die Gedanken geſtalten; wo in allen Theilen der Literatur Gedanke am Ausdrucke klebt, und ſich nach demſelben bildet. Ich ſage in allen Theilen der Literatur; denn wenn man glaubt daß bloß in der Kritik der ſchönen Wiſſenſchaften, in Poeſie und Rednerkunſt vieles vom Ausdrucke abhängt, ſo ſetzt man dieſer Verbindung zu enge Gränzen. In der Erziehung lernen wir Gedanken durch Worte, und die Wärterinnen, die unſere Jungen bilden, ſind alſo unſere Lehrerinnen der Logik. Bei allen ſinnlichen Begriffen in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebt der Gedanke am Ausdruck; in der Sprache des Dichters, er ſpreche Empfindungen oder Bilder, belebt der Gedanke die Sprache, ſo wie die Seele den Körper; die ganze anſchauende Erkenntniß verbindet die Sache mit dem Namen; alle Worterklärungen der Weltweisheit genügen ſich am letzten — und in allen Wiſſenſchaften hat es gute oder böſe Folgen gegeben daß man mit Worten, und oft nach Worten gedacht hat. Da ich im dritten Theile meines Buchs [1] eine fragmentariſche Abhandlung darüber gebe wie der Gedanke am Ausdrucke klebe, ſo fahre ich hier bloß im allgemeinen Tone fort.

Iſt's wahr daß wir ohne Gedanken nicht denken können, und durch Worte denken lernen, ſo gibt die Sprache der ganzen menſch-

[1] Dritte Sammlung. I. 5.

lichen Erkenntniß Schranken und Umriß. Daher muß, auch bloß auf das Symboliſche der Denkart geſehen, ein großer Unterſchied zwiſchen uns und höhern Weſen ſeyn, wenn man von beiden den Ausdruck Homers brauchen will: ſo heißt es in der Sprache der Menſchen, aber die ſeligen Götter nennen es anders. Es muß dieſe allgemeine Betrachtung der menſchlichen Erkenntniß durch und mittelſt der Sprache eine negative Philoſophie geben; wie weit ſich die menſchliche Natur in ihren Ideen nur heben ſollte, weil ſie ſich nicht höher heben kann? wie weit man ſich ausdrücken und erklären ſollte, weil man ſich nicht weiter ausdrücken und erklären kann? Wie vieles würde man hier ausfegen können, was wir ſagen, ohne daß wir was dabei denken; falſch denken, weil wir es falſch ſagten; ſagen wollen, ohne daß wir es denken können. Ein Mann der dieſe negative Weltweisheit hervordächte, ſtünde an dem Umfange der menſchlichen Erkenntniß wie auf einer Weltkugel, und wenn er über dieſe Schranken ſein Haupt nicht erheben, und in freie Luft umherblicken könnte, ſo wagte er doch ſeine Hand hinaus, und riefe: Hier iſt Leeres, und Nichts! Und der hätte in einem andern Verſtande die höchſte Sokratiſche Wiſſenſchaft: nichts zu wiſſen! Irre ich nicht, ſo würden ſich alsdann aus unſerer ganzen Metaphyſik von der Ontologie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit Ideen wegſchleichen, denen bloß die Worte Eintritt und ein falſches Bürgerrecht gegeben — und eben ſind es die, über die der meiſte Streit geweſen. Ueber nichts läßt ſich mehr zanken als was keine Partei verſteht, und leider iſt die Menſchheit zu nichts geneigter als erklären zu wollen was ſie ſich ſelbſt nicht erklären kann.

Wir denken in der Sprache; wir mögen erklären was da iſt, oder, was noch nicht da iſt, ſuchen. Im erſten Falle ſetzen wir vernehmliche Töne in verſtändliche Wörter, in deutliche Begriffe um. Solange läßt ſich alſo eine Sache zergliedern als Wörter für ihre Theilbegriffe da ſind — und ſolange eine Idee erklären als neue

Verbindungen von Wörtern sie in ein heller Licht setzen. Im zweiten Falle, der das Erfinden neuer Wahrheiten betrifft, ist die Erfindung eine oft so unvermuthete Folge verschiedener Wortverbindungen, als in der Algebra das Product von verschiedenen Combinationen der Zeichen nicht seyn kann; — und was kann also auch selbst in den tiefsten Boden der abstracten Wissenschaften die Sprache nicht für Eindrücke graben? Bei jeder Gattung des sinnlichen und schönen Ausdrucks sind diese Eindrücke schon sichtbarer und kenntlicher; und im gemeinen Leben ist's ja offenbar daß *denken* fast nichts anders sey als *sprechen*.

Jede Nation spricht also nachdem sie denkt, und denkt nachdem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dieß niemals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem Innern nicht bloß werden sahe, auch werden hieß, sondern ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt, so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen. Eben damit konnte also das Auge aller Nachfolger an diesen Gesichtspunkt gleichsam gewöhnt, gebunden, in ihn eingeschränkt, oder ihm mindestens genähert werden. So wurden Wahrheiten und Irrthümer aufbewahrt und fortgepflanzt, wie vortheilhafte oder nachtheilige Vorurtheile; zum Vortheil oder Nachtheil hingen sich Nebenideen an, die oft stärker wirken als der Hauptbegriff; zum Vortheil oder Nachtheil wurden zufällige Ideen mit wesentlichen verwechselt; Fächer gefüllet oder leer gelassen; Felder bearbeitet oder in Wüsteneien verwandelt; die drei Göttinnen der menschlichen Kenntniß, Wahrheit, Schönheit und Tugend, wurden so national als es die Sprache war.

Wenn also jede ursprüngliche Sprache, die ein Landesgewächs ist, sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche richtet; wenn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet, so muß umgekehrt die Literatur eines Landes, die ursprünglich

und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem andern zusammenrinnt. Die Literatur wuchs in der Sprache, und die Sprache in der Literatur; unglücklich ist die Hand die beide zerreißen, trüglich das Auge das eins ohne das andere sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache wie ein Morgenländer versteht. Der ist ein origineller und nationeller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem griechischen Himmel gleichsam gebildet worden. Wer mit fremden Augen sieht, und mit barbarischer Zunge von griechischen Heiligthümern schwatzen will, den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweihter im Tempel des Apollo.

Die Literatur fremder Völker und Sprachen ist oft als eine fremde Colonie unter andere Nationen eingeführt; und nothwendig hat durch diese Zusammenmischung von Ideen und Sitten, von Denk- und Sehearten, von Sprachen und Wissenschaften, alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Literatur ein wahrer Proteus zu seyn scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen verfolget. Entlehnte Gesichtspunkte wurden auf eine neue Art gerückt; geerbte Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umgepräget; halbverstandene Begriffe zu Gespenstern; unrecht angesehene Gegenstände zu abenteuerlichen Gestalten; und eine Sprache die ihre Literatur aus verschiedenen Himmels- und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat, muß natürlicherweise ein Gemisch von eben so vielen fremden Vorstellungsarten seyn, die in einer oder der andern Wissenschaft Raum gewonnen. Nachdem sie aus verschiedenen Dialekten Colonien zum Anbau ihrer Gelehrsamkeit genommen, nachdem wird sie sich auch der babylonischen Sprachenmischung nähern, und oft ein Cerberus seyn, der aus neun Rachen neun verschiedene Spracharten, wiewohl in reinen und eigenen Worten herausstößt. Wenn jede Sprache Eindrücke nachläßt in den

Wissenschaften die in ihr wohnen, so muß man es unstreitig der Literatur ansehen können in wie vielen Händen und Formen sie gewesen, in wie mancherlei Sprachen über sie sey gedacht worden.

Jeder Kopf der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet; er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh-, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlingen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt daß nicht bei jedem der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammenzuhangen scheinen; daß nicht bloß bei dem einen der Vortrag loser und biegsamer ist als bei dem andern (denn dieß ist zu bekannt und leicht zu erklären), sondern daß bei diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe, und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und zeichendeutender sey als bei dem andern. Es ließe sich über diese Bemerkung manches, und vielleicht manches nützliche sagen — was aber nicht hieher gehört. Hier sey es genug daß, wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigne Art anpassen, so gibt es nothwendig im Kleinen und Großen beträchtliche Phänomene.

Die Materie über die ich schreibe, daß die Sprache Werkzeug, Inhalt und gewissermaßen Zuschnitt der Wissenschaften sey, ist so unermeßlich selbst in einem Plane der nichts mehr als Gesichtspunkte hinzeichnen will, daß mich dünkt, mit allem was ich gesagt, noch nichts von dem gesagt zu haben was ich sagen wollte. Ich breche also ab, und eile zu einem Buche, das dem Titel nach alle meine Lücken vollfüllen, und mehr sagen muß als was ich sagen durfte. Es ist die gekrönte Preisschrift:

„Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf Meinungen, und „Meinungen auf Sprachen?"

Und da ein Sprachverſtändiger, der den Orient und Occident kennet, der ſin ſo manchen Sprachhypotheſen einen philoſophiſchen und dichteriſchen Kopf bewieſen, und überdem vor vielen andern ſeiner Zeitgenoſſen den Vorzug hat daß er gleichſam von Grund aus und auf eignem Boden philoſophiren kann, er ſey wo er wolle — da dieſer der Verfaſſer iſt, ſo darf ich nur getroſt auf ſeine Abhandlung herunterſchreiben, was Thucydides ſelbſt in ſeine Geſchichte ſchrieb, daß ſie mehr als ein leeres ἀγώνισμα, ſie ſolle ſeyn: κτῆμα ἐς ἀεί. — Ich leſe alſo mit durſtiger Seele. [1]

4.

Und habe viel getrunken ohne doch im geringſten meinen Durſt zu löſchen. Der Verfaſſer ſagt viel gutes, und nichts vollſtändig. Die Anmerkungen und Hauptſätze ſind meiſtens ziemlich bekannt; die Aufgabe ſelbſt weder genau genug beſtimmt, noch natürlich genug zerfällt, noch vollſtändig und aus voller Bruſt beantwortet. Er ſchielt immer auf Ideen die ihm geläufig ſind, und vielleicht werden mehrere Leſer ſeyn denen in der ganzen Schrift nichts ſo ſchätzbar iſt als — die Beiſpiele, und dieſe ſelbſt mehr ihres anderweitigen Inhalts, als der Wirkung wegen, die ſie hier zu ihrer Abſicht thun können. Ueberall wo er über einzelne Exempel philoſophirt, iſt er auf ſeiner Stelle; in den Hauptſätzen, die das Gebäude ſelbſt ausmachen, hören wir einen andern ſprechen, der kleiner iſt als Michaelis.

„Der Geſichtspunkt in welchem man eine Sache betrachtet, hat auf die Benennung einen Einfluß — nicht alle Meinungen fließen in die Sprache über; meiſtens nur die Meinungen des Volks — doch auch oft der Redner, der Philoſophen, der Dichter und ſelbſt geiſtvoller Privatperſonen" — dieß iſt die Ausführung eines ſo großen und vielverſprechenden Hauptſtücks als die erſte Section iſt: vom Einfluß der Meinungen des Volks in

[1] De l'influence des opinions sur le langage etc. p. M Michaëlis.

die Sprache,[1] und nun geht's zu Beispielen, die lehrreich sind, aber die Sätze, hinter welchen sie stehen, immer bloß lassen. Sollte man nicht den Verfasser am Aermel zupfen und fragen: „wovon redest du? von der Sprache die gesprochen oder geschrieben wird? von der Sprache so wie sie erfunden wird, oder wie sie sich bildet, oder gebildet ist? von der natürlichen Prose des Mundes, oder von der Sprache innerhalb der wissenschaftlichen Werkstätten? von dem Naturell und Genie, oder von der Grammatik und dem Leisten der Sprache?" Alle diese Unterschiede sind verwirrt, ohne welche doch keiner seiner Sätze ganz wahr ist — und so müssen wir aus der ersten Section mit so nüchternem Herzen weg als wir kamen. Die zwote[2] soll von dem vortheilhaften Einfluß der Sprachen auf die Meinungen reden, und lehret uns „daß es reiche Etymologien gebe, die viel in sich schließen und aufbehalten; daß Namen oft Liebe oder Haß einflößen können; daß ein Reichthum an Kunst- und Naturnamen vortheilhaft sey;" nun steht noch ein Paragraph, wie ein da Capo hinten an, und die große Frage ist wieder beantwortet — beantwortet, ohne daß ein christlicher Mensch weiß was es denn recht sey das Vortheil bringe? Wem denn, rund gesagt, der Vortheil soll gebracht werden? Und worin, bestimmt geredet, der Vortheil bestehen soll? Aus dem Abschnitt selbst will ich diese Fragen nicht beantworten; denn sonst würde es scheinen als wenn Michaelis in einer Sprache nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne; als wenn der Scharwerksdienst, dazu die Sprache aufgeboten wird, lediglich einem Professor auf der Akademie, vorzüglich seinem Lehrbuche zu statten kommen soll; und dann daß der Vortheil ein, ich weiß nicht was? sey, das sich nicht sagen läßt.

Es folgt ein Supplement,[3] das seinen Namen mit allem

[1] S. 7—11.
[2] S. 22—67.
[3] S. 68—73.

Rechte trägt, und die so schwere Aufgabe: „was für Vortheile hat die Sprache vor allen übrigen erdenklichen symbolischen Zeichen?" mit so leichtem Herzen auflöset, als die folgende: was haben Völker und Sprachen für Vor- und Nachtheile gegen einander? mit Anstand und Artigkeit zerschnitten wird. Das zweite Supplement,[1] das eine wahre Polyglotte anmeldet, ist mir selbst in den zerstückten Anmerkungen, die es verräth, so willkommen gewesen daß ich derselben fast mit so vielem Verlangen entgegensehe als einer andern heiligen Polyglotte, zu der ganz Europa zusammenträgt.

Der dritte Abschnitt,[2] von den schädlichen Einflüssen einer Sprache auf die Meinungen, weiß alles unter folgende Hauptstücke zu ordnen: Reichthum und Ueberfluß, Vieldeutigkeit und Nebenideen, irrige Etymologien und willkürliche Schönheiten können schaden" aber wem? und worin? — das frage man mich nicht; ich würde antworten müssen: den Meinungen und durch Meinungen — und nun weiß der Fragende eben so viel.

Auf den vierten[3] Abschnitt, der eine Universalmedicin enthält wider die Irrthümer zu denen eine Sprache leiten kann — ein Project zu Aufbewahrung nützlicher Sachen in einem Glase Sprachengeist — ein noch bewährteres zu Verbesserung der Sprachen — und dann das drohendste von allen, daß keine gelehrte Sprache zu erfinden möglich sey: über diesen Abschnitt will ich mich gar nicht einlassen, da ich weder ein Sprachendoctor, noch ein Mitglied der Jesischen Gesellschaft bin, noch auf eine gelehrte Sprache Plane aussinne.

[1] S. 74—78.
[2] S. 79 ꝛc.
[3] S. 140—176.

Ich bleibe bei meiner Materie, und bedaure daß der vorgegebene Satz mit seinen vieldeutigen Worten: Sprache, Meinung, Einfluß, Vortheil, Nachtheil dem Verfasser Anlaß gegeben, durch sein Exempel es zu zeigen wie viel schädlichen Einfluß die Unbestimmtheit einer Sprache in die Gedankenreihe dessen haben könne der ein solches Thema wie einen Kanzeltext ansieht, über den sich desto erbaulicher sprechen läßt, je vieldeutiger die Worte desselben zu allen sieben Nutzanwendungen sind. — Die abenteuerlichen Kreuzzüge des Philologen liefern in ihrem ersten Versuch einen Plan, wie die vorgelegte Frage nach dem Sinne des Philologen hätte beantwortet werden sollen. Der Plan sagt viel, so wenig die Literatur-Briefe[1] in ihm fanden, die mit ein paar Nußschaalen davonliefen, und den Kern liegen ließen; er sagt mehr als die umständliche Beurtheilung der Preisschrift[2] in den Briefen selbst, die ebenfalls, so wie der Verfasser, bei Beispielen und Ausschweifungen ihr summum bonum findet; er sagt endlich so viel daß die Ausführung desselben des Kranzes des Apollo selbst würdig wäre.

5.

Um der Schwäche meiner Augen willen könnte ich die Frage bloß aus den drei Punkten ansehen die ich zum voraus abgesteckt, und hoffe daß sich aus ihnen, wie in der Meßkunst, aus drei gegebenen Punkten ein Mittelpunkt finden, und durch sie ein Cirkel beschreiben ließe. Ich würde also die Sprache als das Werkzeug, den Inhalt und die Form menschlicher Gedanken ansehen und fragen:

Wenn das menschliche Denken meistens symbolisch ist, ja wenn wir meistens mit, in und oft nach der Sprache denken; was gibt dieß der menschlichen Kenntniß überhaupt für Umriß, Gestalt

[1] Lit. Br. Th. 15. S. 176.
[2] Lit. Br. Th. 4. S. 366.

und Schranken? Und auf der andern Seite: wie kann man über den Urſprung und die Beſchaffenheit einer Sprache philoſophiren, wenn man die Kräfte menſchlicher Gedanken und Bezeichnung gemeinſchaftlich wirken läßt, um ſich ein Werkzeug, eine Hülle und eine ſichtbare Geſtalt zu bilden?

Wenn man nun dieſe abgezogenen Ideen unter die Menſchen führet, und ſich ein Volk gedenkt das ſich ſeine Sprache bildet: welche Natur muß dieß wieder der Sprache geben daß ſie ein Werkzeug ihrer Organe, ein Werkzeug ihrer Gedankenwelt, und eine Form ihrer Art zu bezeichnen, kurz daß ſie eine Nationalſprache werde? Und was entſtehen für Aenderungen, wenn man eine ſolche werdende Sprache durch alle Tage ihrer Schöpfung begleitet?

Was muß es der Denkart für Form geben daß ſie ſich in, mit und durch eine Sprache bildet, da wir jetzt durch das Sprechen denken lernen? Und wie kann man alſo die populäre Denkart des gemeinen Mannes in ſeiner Sprache, ſowohl der Materie als der Bildung nach, aufſuchen?

Laſſen ſich nicht einige Schattenlinien ziehen: wie die Denkart des Volks mit der gelehrten Denkart neben und in einander laufe? wie beide auch die Sprache ändern müſſen, nachdem ſie ſich vermiſchen, und im einen oder andern Gebiet zuſammen wohnen?

Was gibt die Denkart und Sprache des Volks dem Philoſophen, Dichter und Redner, was für Maße zu bearbeiten, für Vorrath, auf ſeine Art anzulegen, und für Inſtrumente, zu ſeinen Zwecken zu brauchen? Was hat dieß für Vortheile und Nachtheile für die Weiſen und den Schüler des Volks? was für gegen einander ſtoßende Vor- und Nachtheile für Dichter und Philoſophen? für das Publicum, das da lieſet und ſpricht?

Was hat in jedem Theil der Wiſſenſchaften die Sprache für gute und ſchädliche Einflüſſe gehabt? Wie hat ſie dieſen Vorrath

geliefert? jenem Zwang aufgelegt? hier Mißgestalten geboren? dort Wahrheit und Schönheit zur Welt gebracht? In diesem Gebiet der Gelehrsamkeit Wahrheiten, dort Irrthümer verjähret?

Wie hat der Geist der Literatur sich nach den verschiedenen Sprachen geändert, in die er eingetreten? Was nahm er aus allen den Oertern und Gegenden mit die er verließ? Was nahm er von dem an was er vor sich fand? Und was entstand für ein Ding aus der Vermischung und Gährung so verschiedener Materie?

Wie haben die vornehmsten Völker in dem Lande der Literatur ihre Sprache als Werkzeug schon gebildet? Worin ist dieß und jenes Volk einem andern vorgekommen, und einem dritten nachgeblieben, weil es sein Werkzeug so bequem fand, oder zu machen wußte — weil die Form und das Materielle der Sprache diesen und jenen Zwecken entsprach, oder widerstrebte? In welcher dieser gelehrten Sprachen ruht das meiste an körperlichem Inhalt der Wissenschaften? Welche ist als Werkzeug die bequemste für diese und keine andere Gattung der Literatur? Und was haben verschiedene Sprachen, die sich bloß neben einander bildeten, von einander angenommen? —

— — — — — — — — — — —

Ich kann noch lange schöpfen, ehe sich in dieser reichen Quelle — nicht auf den Boden sehen, sondern nur eine kleine Abnahme merken ließe. Je mehr man schöpft, um desto mehr macht man neuem Zustrome Raum, der sich unter das schöpfende Gefäße drängt, und es mit Macht fortstößt. — Ich gebe also diese Arbeit der Danaiden auf, und wende das Gesagte auf meine Sprache an.

6.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der auch nur einiges für *unsere* Sprache gethan hätte, was ich bisher über mehrere Sprachen gleichsam in die weite Welt geredet habe. Und wie ergötzend würde mir der Anblick seyn, einige von diesen Aufgaben untersucht und im einzelnen bestätigt zu sehen!

Wiefern hat die Sprache der Deutſchen eine Harmonie mit ihrer Denkart? Wiefern ihre Sprache Eindrücke auf die Geſtalt ihrer Literatur gemacht? Wie kann man es ihrer Mundart, von ihren Elementen, von ihrer Ausſprache und Sylbenmaßen an, bis zu dem ganzen Naturell derſelben, ankennen daß ſie unter dem deutſchen Himmel gebildet worden, um unter demſelben zu wohnen, und zu wirken?

Wie viel kann man in ihr aus der Welt von Umſtänden und Begebenheiten erklären, ſo daß der eigenthümliche Inhalt derſelben von ihrer Denk- und Lebensart geſammlet wurde? Wie manches läßt ſich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum ganzen Bau der Schreibart aus den Geſichtspunkten beſtimmen die ihnen eigen waren, ſo daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundſtrichen ihres Charakters parallel laufen, und das ganze große Geheimniß des deutſchen Idiotismus ein Spiegel der Nation iſt?

Welche Revolutionen hat die deutſche Sprache theils in ihrer eigenen Natur, theils durch die Zumiſchung fremder Sprachen und Denkarten erfahren müſſen, daß ſich ihr Geiſt wandelte, wenn gleich ihr Körper derſelbe blieb?

Wie voll fremder Colonien inſonderheit die gelehrte Sprache iſt, die deutſche Tracht, deutſches Bürgerrecht und deutſche Sitten angenommen haben? Wie viel fremde Aeſte auf den Stamm unſerer Literatur gepfropft ſind — wie ſie auf demſelben wo nicht ausgeartet, ſo doch verartet, und oft veredelt ſind?

Wie weit iſt die Sprache als Werkzeug der Literatur, wenn man ſie mit andern Nationen vor und neben uns vergleichet? Wie weit als Werkzeug der Literatur, ſofern ſie verſchiedenen Gattungen angemeſſen wird — wie weit für den Dichter? den Proſaiſten? den Weltweiſen? Wie weit als Werkzeug der Literatur, ſofern ſie zu verſchiedenen Zwecken arbeiten ſoll? Wie weit im Bücherſtyl?

In der Sprache des Umgangs? Wie weit, um ſich leſen, hören, lernen, declamiren und ſingen zu laſſen?

„Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, für rohe Maſſen zu Geſtalten, für ungebrauchte Formen zu neuen Schreibarten? Was hat ſie für eigene Landesproducte der Literatur aufzuzeigen, die in ihr geboren, genähret oder vollendet ſind?

„Welche Höhe hat ſie erſtiegen? Wer hat ihr dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat ſie zu erſteigen? Und auf der andern Seite, worin muß ſich gegentheils die andere Wagſchale wieder neigen?“ —

Freilich große Aufgaben! denn das Was? und Wie? und Wiefern? fordert nicht bloß allgemeine im Traum geſagte Behauptungen: daß wohl an dem allem ſo etwas daran ſeyn könne; „ſondern genaue Beſtimmung“ — Beiſpiele, die jedesmal das Allgemeine in einzelnen Fällen zeigen — Beweiſe, aus der Natur, aus der Geſchichte dieſer und aus der Natur und Geſchichte anderer Sprachen genommen — philoſophiſche Beobachtungen, die ſich in Grundſätze von ſelbſt zu verwandeln ſcheinen.

Der ganzen Nation wäre ein ſolches Buch ein Schatz, ein Schatz für ihre ganze Literatur. Denn der Genius, der über die Wiſſenſchaften eines Volks wachet, iſt zugleich der Schutzgott der Sprache desſelben.

7.

Wo iſt der Mann unſeres Volks, der ihm dieß Opfer bringe? der uns, ſo wie Minerva dem Diomedes den Nebel von den Augen nahm, damit er Götter und Menſchen unterſcheiden könnte, uns die myopiſche Finſterniß und den Nebel von Vorurtheilen wegnehme, der uns in den meiſten Fällen noch auf den Augen liegt? der uns lehre wie wir dieſem Gott unſrer Sprache opfern ſollen? — Ich warte auf die Erſcheinung dieſes Tages, wie beim Plato Alcibiades auf den wartete der ihn über Götter und Götterdienſt lerleuchten ſollte. Und ſo ahme ich auch der Beſcheidenheit dieſes

griechiſchen Jünglinges nach, da er ſich mit ſeinem Kranze nicht in den Tempel des Gottes wagen wollte, ehe dieſe Erſcheinung käme. Auch ich hatte ein kleines Gebund Sprachanmerkungen in einen Kranz geflochten, den ich dem Genius unſrer Literatur opfern wollte; ich warte aber vor dem Tempel auf einen Sokrates, und wenn er mich ſtatt des Gottes unterrichtet, ſo ſey ihm, als meinem Apollo, der Kranz heilig.

Hier ſind alſo ſtatt eines baufälligen Syſtems, mit dem die Deutſchen nur gemeiniglich zu früh anfangen, hier ſind abgebrochene Fragmente, die nichts ganz liefern wollen: Füllſteine, die gut genug ſind, ſolange man noch nicht an ein Gebäude denken darf. — Oder damit ich mit meinem vorigen Bilde ſchließe: hier iſt eine Hand voll Blumen, in verſchiedenen Feldern unſrer Sprache geſammlet — ſpielend und im Vorbeigehen geſammlet; nicht mit bebrillter Naſe geſucht, nicht mit gebücktem blutrothen Geſicht zuſammengeſtoppelt — auf freiem Spaziergange lachten ſie mich an, boten ſich meiner Hand dar, und ich brach ſie. Andere, Michaelis, Klopſtock, Abbt, Sulzer, Oeſt, Ramler, Breitinger, Bodmer, die Literaturbriefe und wer weiß mehr? ſind vor mir auf dieſer Blumenleſe geweſen: ich leſe ihnen nach, ohne daß ich mich umſehe wer hinter mir ſey.

II.

Eine Sprache, die ſich in Grammatik und Naturell, und alſo an Leib und Seele, von den nachbarlichen Sprachen ringsum kenntlich unterſcheidet; die bei aller Dunkelheit ihres Urſprunges und Geſchlechts doch unſtreitig gegen ihre Stiefſchweſtern und Stieftöchter ein Glied in dem Geſchlechtsbaume einnimmt das Achtung fordert; eine Sprache, die, ſo wie ſie iſt, nach allen von ihr losgeſchnittenen und verpflanzten Aeſten, mit allen in ſie gepfropften

fremden Zweigen, doch als ein selbstgewachsener Stamm dastehet, verletzt, aber doch nicht zerstückt von rohen Händen; die wie ein alter Tempel erscheint, von der Nation, nach dem Urbilde ihres Geistes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig genug die Nation zu fassen, und dauerhaft genug um ihr ewiges Denkmal zu seyn — eine Sprache, die dieß ist, wäre die nicht, noch nach allen Revolutionen, eine ursprüngliche, eigenthümliche Nationalsprache? Ist sie es nicht, so kann es sicherlich keine von allen jetzt lebenden, gelehrten Sprachen heißen. Ist eine, so ist es unsere deutsche.

Man betrachte ihr körperliches Gebäude von der Mechanik einzelner Glieder bis zur Bauart und Gestalt des Ganzen; man lerne in den Geist sehen der sie gestaltet hat, der sie belebt und bewegt, so erblickt man ein Geschöpf eigener Art, das Aehnlichkeiten mit andern, aber das Urbild in sich selbst hat. Man gehe, so weit man kann, auf die Würde ihrer Ahnen zurück; ungeachtet aller Völkerwanderungen und mancherlei Schicksale der Familien wird man in ihr das ächte Geblüt der Väter finden. Mit ihren Nachbarinnen verglichen erscheint sie wie ein festes Land, das, mit Meeren und schwimmenden Inseln umgeben, auf seiner Wurzel sicher ruht. Mit der Natur ihrer Eigenthümer verglichen, ist sie ein gothischer Palast für eine gothische Nation, für den Ehrennamen tapferer Barbaren, eine barbarische Sprache.

Können wir uns also nicht für αὐτόχθονες ausgeben, die aus eigenem Grund und Boden hervorgewachsen, unvermischt mit andern, und älter als der Mond sind, so wollen wir uns doch derselben als eines Eigenthumes rühmen und mit patriotischem Stolze Idioten seyn, nach der griechischen Bedeutung dieses Wortes.

1.

„Unsere Sprache habe wegen der überhäuften Consonanten etwas barbarisches an sich" — so reden unsere weichen Nachbarn,

und dünken ſich mit ihrer ſchlüpfenden Mundart groß, die wegen der öftern Eliſionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verſchluckt werden, wegen der überall gleitenden Fortſchiebung der Töne — keinen gewiſſen Tritt hat. Laß es ſeyn daß man es unſrer Mundart anhöre, ſie ſey unter einem nordiſchen Himmel gebildet; laß es ſeyn daß unſere härtlichen Sprachwerkzeuge auf ihre langſame Art Sylben hervorarbeiten, die andern Völkern nicht ſo geläufig ſind; iſt dieß uns zum Nachtheile? Eben dieß gibt unſerer Sprache einen abgemeſſenen ſicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen feſten Schritt, der nie über und über ſtürzt, ſondern mit Anſtand ſchreitet, wie ein Deutſcher. Ein horchendes Ohr wird uns auch in der Sprache an dem Rauſchen unſerer Füße, und an dem unübereilten Tact unſrer Tritte erkennen, und hören: wer wir ſind?

Nun ſind wir freilich keine Griechen, deren Sprache, Sang und Klang, wie ein Saitenſpiel in dem reinen Aether des hohen Olymps; gegen ſie mag die unſere wie eine Flöte unter einem dickern und niederern Himmel dumpfer tönen. Nur wollen wir auch keine Griechen ſeyn, und die um uns wohnen, ſind gegen jene geſtellt dem Lande ihrer Antipoden näher als wir. Dünkt mich recht, ſo ſtehen wie gegen unſere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte, ſo daß wir nicht wie die ſarmatiſchen Völker die Worte herausröcheln, noch wie die Seenationen in heiſerm Tone dämmern, noch wie unſere ſybaritiſchen Nachbarn die Worte mehr hervorglitſchen, noch wie die Britten mit verſchlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unſere Sprache iſt ſtark und zurückprallend, nicht aber rauh und unausſprechlich; tapfer, wie das Volk das ſie ſpricht, und nur Weichlingen furchtbar und ſchrecklich; nicht unwirthbar gegen Fremde, aber Landſtreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuſchauen.

Es ſey alſo daß ein Römer unſere Sprache ſchildern würde,

wie Tacitus unſer Land: informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque — wenn er ſie näher kennete, würde er einen Barbengeſang in ihr finden, der bei ſeinem rauhen Tone, bei ſeinem dumpfen Laut, bei ſeinem vollen und ſchweren zurückprallenden Schalle das Lob verdienet: nec tam voces illae, quam *virtutis concentus* videntur. Und was dürfen wir uns unſrer Conſonanten ſchämen, wenn ſie Concente der Tapferkeit ſind, um Götter und Stammväter unſers Volks, Helden und Erretter der Nation zu preiſen, Schlacht- und Siegeslieder andern Völkern unnachgeſungen zu ſingen. —

Damit ſich aber unſere Laute nicht unter dieſe gehäuften Conſonanten verlören, haben wir mehr Doppellauter und ſtärkere Vocale, — zwar wieder nicht als die Griechen, aber gewiß als unſere Nebenſprachen. Wir verlieren viel daß wir die hohen Doppellauter des doriſchen Dialekts zum Theil entbehren, und die doriſchen Provinzen Deutſchlands laſſen dieſe Fülle hören, ſelbſt wo ſie ſich im Leſen nicht ſehen läßt; aber noch mehr verlieren die Franzoſen, wenn ſie unſere wenigen Doppellauter von Ai bis Au in ihrer Sprache entbehren, wie ſich hier über einzelne Stücke manches ſagen ließe, wenn man ſich zur Grammatik herablaſſen wollte. — Möchte nur die doriſche offene Fülle, welcher wir uns in einer hohen Declamation entfernt nähern, auch in das Innere unſerer Sprache ſo viel Einfluß haben, als ſie bei den Griechen deſto vollere Blüthen in die Schriftſteller ihres Dialekts einwebte. Möchte auch bei uns in dem männlichen Ton der Ode, in ſtarken Monologen des Trauerſpiels, und in den vollen Chören des Geſanges; oder auch nur in nachdrucksvollen Lehrgedichten, und in einer geſetzten edlen Proſe die Sprache zu hören ſeyn, die im Pindar und Theokrit, in den doriſchen und äoliſchen Schriftſtellern

wie Kalliopens Tuba tönet. —

So wollten wir gegen alle pfeifenden Troglodyten und viele ſchnat-

tende Gänse des Capitoliums das laut sagen was wir bisher noch sehr unter uns sagen müssen: „ihr sprechet: meine Sprache schände mich; sehet zu daß ihr nicht die eurige schändet!“ wie einst der königliche Scythe Anacharsis sein Vaterland vertheidigte. — Hier ließe sich mit den veränderten Worten eines Dichters sagen:

Wenn du noch andre fürchtest, o Sohn Teutons,
Als die von Athen, so gehören dir Klopstock,
Haller nicht an; Gleim und alle nicht an
Denen ums Grab Lorber einst weht.

2.

Wir zählen nur fünf Selbstlauter; allein zwischen ihnen sind nach der allmählich veränderten Bewegung der Redewerkzeuge noch so viel Laute einzuschieben daß es gleichsam eine ganze Reihe von Vocalen gibt, wo einer mit dem andern zusammenfließt, und sich in denselben zu verlieren scheint. Unsere Sprache hat diese zusammenhangende Reihe ziemlich vollständig: sie spricht ihre Selbstlauter mit so verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze aus, daß ihr dem Klange nach (ich rede nicht vom Schreiben) wenig Mittelglieder zwischen diesen Hauptvocalen fehlen werden, selbst bis auf das η der Griechen, und einige Nasenlaute der Franzosen. Diese Mannichfaltigkeit von einfachen Tönen, für die wir lange nicht Zeichen genug haben, gibt der lebenden Aussprache so viel Polytonie, so viel Abwechselung des Klanges, daß das stolze und eigensinnige Ohr weit seltener den Vocal wieder kommen höret, als das Auge, das schon übersehender ist, ihn nach unserer mangelhaften Orthographie wiederkommen siehet. So werden die ungeheuren Verbindungen unserer Consonanten auch durch diese feinen Auf- und Abstufungen der Vocale, die das Gehör so bald bemerket, gemildert, und da der Vocal die ganze Sylbe beleben muß, so bekommt durch diese Menge von Zwischenlautern die Rede mehr Abwechselung, die der barbarischen Monotonie begegnet.

Ich würde noch weiter gehen, und bemerken daß unſere Sprache eben den Vocalen die meiſten Modificationen gebe, die wir zur Milderung der rauhen Töne, zur Linderung ſtarker Conſonante, zur Biegſamkeit der Rede am nöthigſten haben: nämlich bei E und J, die wir ſo oft und verſchieden ausſprechen, daß ſie ſtatt vieler gerechnet werden können. Statt ſo vieler, daß unſere mit Zeichen ſparſame Schreibart nicht weiß ſie hinzuſtellen, und ſie bald zu Doppellautern macht, die keine Doppellauter ſind (ä, ee und ie), bald neue Buchſtaben dazu nimmt, die den Mangel erſetzen ſollen, wie eh, ih, und doch überläßt ſie der lebenden Ausſprache noch immer zu viel. Die deutſchen Jonier ſprechen daher das milde j aus, wo ſie es nicht ſprechen ſollten, im ü, und bei den Griechen iſt das y vermuthlich noch eine feine Stufe zwiſchen i und ü geweſen, die unſere ſchwerere Zunge nicht treffen kann. So lindern alſo auch die häufigen ſanften Vocale.

Ferner: wir haben mehr Hauche in unſerer Sprache, und die Aſpiration gehört ſo ſehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers; ſie iſt wie ein Weſt, der einen wollüſtigen Tag kühlet, hier den Blumen ſchmeichelt, dort duftende Blüthen verweht, dort angenehm durch die Saaten rauſcht, und hier den Liebling zum Kuß anglühet; — lauter Wörter, die ſich ſelbſt ſanft forthauchen, und ſo gehet in unſrer Sprache die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch, ſie empfehlen ſich alle durch ein ſanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker ſo übel nachſprechen können, die das H, wie z. E. die Ruſſen, in ein ſcharfes G, das weiche ch, in ein rauhes ech, faſt wie das Ain der Hebräer ausſtoßen müſſen. Daher iſt das H bei einigen Völkern das Schibolet, woran man kennen kann daß ſie geborne Gergeneſer ſind; und die Letten ſprechen z. E. Immel und Ente (ſtatt Himmel und Heute) wie andere Völker. — Das H iſt überhaupt die Gränze zwiſchen Laut und Mitlauter; es gibt,

nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit; es nimmt dem Vocal etwas vom Laute, und gibt dem Mitlauter etwas dazu; es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vocalen, und die Zerrung bei den Consonanten; daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen, im physischen Verstande den Ausspruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die griechische Sprache hierin nicht an die morgenländischen, deren Aspirationen (z. E. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher aus ihr auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, seine Alten haben aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen; aus dem Griechischen aber habe man das H dazu genommen. Ja, wenn man das Catullische Epigramma kennet, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet, so weiß man, daß die Kleinmeister vom lieblichen Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vocalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich daß er dem Volke zu gefallen pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müßte, und Quintilian noch mehr, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben. [1] Die nördlichen Völker verschlingen die Aspiration der

[1] Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unserer neuen Orthographie nöthig ist. Die Alten hatten sich so in das H verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben durften, und auch nicht schrieben. Uns Neuern ist so wenig an diesem musikalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da wo wir ihn doch nothwendig, und insonderheit bei einsylbigen Wörtern sehr unterscheidend sprechen müssen. Die Orthographie des Denso und vieler andern ist mir

Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die lateinischen Länder überschwemmten, so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der italienischen und meistens auch aus der französischen Sprache, in welcher das Wort Hauch selbst nach allen Elementen ein Fremdling ist. Unserer deutschen Sprache, als einer Originalmundart, blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Consonanten, so wie Kinder, die sprechen lernen, sich die schweren Vocale erleichtern, daß sie dieselben forthauchen [1]

So habe also unsere Sprache auch in ihren Elementen das Gothische, das sie in ihren Buchstaben hat; auch hier ist mir dasselbe eben nicht so zuwider; dort aber ist es von anderer Beschaffenheit und Nutzbarkeit. In den Elementen ist es nämlich Genius der Sprache, Eigenthümliches der Mundart, Charakter der Nation. Wolle uns also niemand das rauben was Nationalschriftstellern zur Stütze und Würde seyn kann.

Natürlich wendet sich die Rede vom Sylbenbau zum Sylbenmaße; und die Frage ist: welche Sylbenmaße sind — nicht unserer Sprache möglich; sondern natürlich? Natürlich? und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache, oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

also unausstehlich: die bewonen, Lon, Son schreiben. Bald wird man also auch geen (statt gehen), aben statt haben, und An statt Hahn schreiben. Schade für unsere Sprache, wenn man zwei Menschenalter nach uns so spricht, als diese Sprachenverderber schreiben.

[1] Noch eins, wenn es an diesen Ort gehörte. Wenn unsere Sprache so stark an Consonanten und Doppellautern ist, so wird sie damit ungleich mehrerer Wortformen fähig als andere weichere Sprachen, wie Lambert einige dieser Vortheile berechnet. — Allein, wie gesagt, thut dieser Vortheil nichts zu meinem Zweck, und ist mehr zur Speculation, als zur wirklichen Bequemlichkeit, so wie die unsere auch hierin von bessern Vorzügen anderer Sprachen übertroffen wird.

Nach Lowths Bemerkung iſt ſelbſt die hebräiſche Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß ſie ſo einem abgemeſſenen polymetriſchen Numerus, als die Griechen nachher hatten, ſich hätte bequemen können. Und trifft nicht das Gegentheil auf unſere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerſtückt und zuſammengeſetzt, als daß ſie ſich dem polymetriſchen Numerus bequemen könnte. Jene und unſere halten beide Extreme, nur beide entfernen ſich von der Mitte.

Zu volltönig, da die Sprache der Griechen hochtönend war, und außer langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; einen Unterſchied den wir entbehren, aber für Hexameter nicht entbehren können, denn bei unſerm niedrigen vollen Accent erhöhet man ſich wenig zum Dactylus, ohne einſylbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nöthig zu haben. Wie kann die Sprache aber polymetriſch ſeyn, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat; die ſich ſelten in Spondäen erhalten kann, weil ſie dieſe nicht mit den kurzen Sylben zu compenſiren weiß?

Zu zerſtückt in ihren Formen: dieß zeigen die vielen einſylbigen Wörter, und unſere ganze Flexion. Unſer ganze Periode bekommt alſo, da die meiſten dieſer Wörter lang ſind, was ſteifes, oder proſaiſches. Woher aber ſind dieſe Einſylbigen lang? Weil unſere volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, ſie durch mehrere erſetzen muß, ſo fallen theils die Griechiſchen ἄτονα im Deutſchen fort, die den Ton auf die vorhergehende Sylbe ſchoben; theils fallen die Lateiniſchen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß laſſen konnten. Unſere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch ſo biegſam ſeyn, ihre Beſtandtheile kann ſie doch nicht ändern, und ſelbſt unſere Väter im poetiſchen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Scalden, ſie haben nie auf griechiſche Art polymetriſch geſungen; und weit weniger wir,

zu einer Zeit da die Accente des Sprechens ſich kaum zu erheben ſcheinen.

Hiezu ſetze man nun noch Verſuche; nicht in erzwungenen, ſondern in einem freien Sylbenmaß, um zu ſehen was für Füße am meiſten in unſerer Sprache liegen? Ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man Pindariſche Oden und tragiſche Chöre erblicken werde, oder einförmigere Cadenzen? Und ich glaube alsdann: tanzt unſer Deutſches nicht einmal nach griechiſchen Sylbenmaßen ungebunden, wie viel minder, wenn es in metriſchen Feſſeln ſo tanzen muß.

Ramler that dieß in einer andern Absicht: er löſete die Proſe Geßners und Eberts in ihre natürlichen Sylbenmaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern ſollen, die nicht mehr geleſen, ſondern declamirt werden müſſen, um alsdann gewiß mehr als proſaiſche Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dieß thut, ſo wird man immer weniger polymetriſches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr verſuchen, es hat es ein andrer gethan Klopſtock hat „ſeine poetiſchen Empfindungen ſo frei ausgedrückt, daß ſie ſich ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen geordnet zu haben ſcheinen, die voller Wohlklang ſind, aber kein beſtimmtes Sylbenmaß haben.“ Er hebt am Feſt der Souveränität in Dänemark an:

Weht ſanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwiſſender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Verachtet ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt,
Und stammt er auch aus altem Heldenstamme,
Verachtet ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen
Und einen König gegeben.

Man setze dieß fort: Spondäen, Trochäen und Jamben wird jeder antreffen; Dactylen — nur in Participien und wenig andern Wörtern; und zu den übrigen vielsylbigen Tritten sind unsere einsylbigen Wörter wirklich zu unbestimmt und prosaisch. Ich glaube also auch in den unserer Sprache natürlichen Sylbenmaßen einen steifen- und festen Tritt zu hören, ohne zu gaukeln und zu springen.

4.

Doch genug von diesen grammatischen Schwierigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich seyn müssen. Um vielleicht einige solche verdrießliche Genies zu versöhnen, setze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Sylbenmaß soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick sogleich schien es mir sehr ähnlich zu seyn mit dem Numerus der Hebräer, soviel wir von ihm wissen, und mit dem Sylbenmaß der Barden. Ich sahe daß es Klopstock, einem Meister in der deutschen Sprache, oft sehr wohl, und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wußte nicht ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie [1] genannt werden könnte, „in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besonderen Sylbenmaßes betrachten könnte," statt daß ihn die

[1] Lit. Br. Th. 3. S. 103.

Literaturbriefe eine künſtliche Proſe nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß dieß Sylbenmaß uns vielleicht von vielem Uebel erlöſen, und viel Aufſchluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an.

Erſtens! Hätten wir einen dithyrambiſchen Dichter, der wirklich von dem Blitzſtrahle des Bacchus getroffen, trunken und begeiſtert töneu würde — natürlich wäre kein gefeſſeltes Sylbenmaß für ihn; er zerreißt es, wie Simſon die Baſtſeile, als Zwirnsfäden. Allein dieſe Verſe ſind Pindariſche Pfeile in der Hand des Starken, die, mit Pindar zu reden, bloß für die Mitverſtändigen klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber wie eine dunkle Wolke ſcheinen. Unſer mißglückter Dithyrambenſänger kann dieſer Bemerkung durch ſeinen Ikariſchen Fall ein Gewicht beilegen. Und noch ein größeres unſer göttliche Skalde, der ſeine Geſänge in die ganze Muſik unſerer Sprache auflöſet, der ſeinem Sylbenmaß das Feierliche des Zeitalters gibt aus welchem er kommt, und allen Wohlklang des Aeons, in welchen er erwacht — ein Dichter, der in mehr als einer Abſicht vielleicht größer werden kann als ſeine Zeit.

Zweitens: Die hohen Oden des Affects werden natürlich ihre Empfindungen auflöſen, ſie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder donnern, oder ſeufzen und weinen. Dieß Sylbenmaß kann, nach jener ſcythiſchen Zeichenſprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, ſich wie ein Adler aufſchwingen, es kann die Sprache durchgraben, und ſich wieder, ohne zu ſinken, ſchwimmend erhalten. Wenn man manche deutſche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Sylbenmaße anſieht, ſo ſollte man beinahe denken daß das gewöhnliche Strophenmaß der Gränzſtein eines Paragraphen ſeyn ſollte. Das geht denn nun ſo hin, aber ſollen dieſe Oden Affect ſingen — ein Geſang nach einer Kirchenmelodie.

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefeſſeltes Sylbenmaß nicht ertragen, ohne daß ſie, oder das

Sylbenmaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichniß über die Strophe; bei den meisten deutschen Dichtern sind sie zahm genug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin, die jetzt nichts weniger als den Perioden der Ode trifft, würde in diesem Sylbenmaße ihre ganze Phantasie ausschütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks poetische Stücke von dieser Art auch nicht Oden nennen — am Namen liegt nichts — so lasset es lyrische Gemälde seyn, zu denen die Griechen den Namen εἴδος hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musicus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat, wo der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret." In den Arien, wo ein Sylbenmaß seyn muß, können die rimes assonantes der Spanier den Reim ersetzen, und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner musikalischen Idylle „der May," in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so prosaisch als möglich machen; und dieß ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affect erheben, und dem Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten (auch vielleicht des Sylbenmaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermuthet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich genug zu

errathen gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich oder Du, oder Nein! u. s. w., das alsdann so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Sylbenmaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt, so muß es auch ein Muster der Declamation seyn. Lies eine hinkende deutsche Alcäische Ode, declamire sie gut, verbirg ihre Fehler, laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören — es ist nicht mehr Alcäische Ode, es ist eine Sprache in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen, du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Declamation hören; höre einen Garrick in einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen — sein Affect wird die Sprache auflösen; er wird einen Tact halten, der dich an das Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Acteurs Noten und Ton mitzugeben.

Wie wäre es nun wenn dieß Sylbenmaß in den Oden die griechischen Verse, und in der Affectsprache die poetische Prose etwas einschränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? Wenn ein Deutscher Shakespear — oder wenigstens, wenn man den englischen Shakespear in dieser Tracht bei uns einführte, den wir jetzt, ungeachtet der Uebersetzung, noch so wenig kennen; wenn Ebert den poetischen Perioden Youngs mit alle seinem Colorit in dieß Sylbenmaß übertrüge. — Der Kunstrichter schreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel gültig machen.

5.

Der Sprung ist nur klein von einem Sylbenmaße das sich selbst seine Töne herzählt, zu einem andern das sich dieselben herzählen sollte. Man pflegt es das englische, brittische, Miltonische zu nennen; ich höre aber in demselben die unserer Sprache eigenthümliche Stärke so sehr, daß ich es in mancher Begeisterung

das deutsche zu nennen gewünscht habe. Kleist war in diesem Sylbenmaße Meister; er wußte in einigen kleinen Stücken weit mehr in dasselbe zu legen als andere darein gelegt hatten; bis endlich sein Cissides und Paches es in aller Abwechselung, Stärke und Malerei zeiget. Die beiden Trauerspiele, die Gleim in dasselbe mit aller Kunst eines Dichters versificirt hat, haben eben damit so viel am hohen theatralischen und fast heroischen Numerus gewonnen, als sie an kleinen lebhaften und rührenden Wendungen, die in die Prose eingewirkt waren, mögen verloren haben. Ueberhaupt scheinen mir Kleist und Gleim diesem Sylbenmaße vor andern eine gedrungene Kürze, die nicht in wilden Ueberfluß der Worte ausschießt; eine Abwechselung der Cadenzen und der Cäsur, die nicht in verworfenen Wortfügungen bestehet, und ein hohes Declamatorisches gegeben zu haben, das schwer zu erreichen ist. Vielleicht mag es seyn, daß selbst Klopstocks Salomo dieß Lesbare und Declamatorische nicht getroffen hat; und vielleicht daß unsern Schauspielern die Weissischen Trauerspiele am schwersten von der Zunge gehen müssen, die diesen Vers gewählt haben. Es fordert derselbe, so leicht er scheinen möchte, sehr viel von dem, der ihn schreibet und liefet, da hingegen der Alexandrinische Vers selbst mit seinem Reime nach Despreaux und Racine's Kunststücken weit leichter fällt, zu machen und zu sagen, zusammen und hervor zu zählen.

Allein jener hat auch an innerm Gehalte, an Abwechselung und Declamation so große Vorzüge, daß ich wünschte er möchte in heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten, weil er den Schauspielern und den Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil: jenen, weil er sie einer einförmigen Declamation, die eine halbe Scansion heißen kann, oft wider Willen

nähert; dieſen, weil er der wahren Affectſprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerſt viel monotoniſchen und abgemeſſenen und zerſchnittenen Zwang auflegt. Unter andern mag es alſo vielleicht auch daher gekommen ſeyn, daß die beſten Verſificatoren in dieſem Styl, Schlegel, Cronegk und neuerlich Claudius, oft ſo ſehr die Sprache der Leidenſchaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Leſſing, und in affectvollen Stellen Weiße ſich mit dieſem Sylbenmaße nicht ſo recht vertragen können.

Sollte es gar ſeyn daß dieſe Doppelgeſchöpfe von verketteten Alexandrinern mit Schuld wären an jener untheatraliſchen, undialogiſchen und monotoniſchen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrſprüchen, Sentenzen und Sentiments um ſich wirft, und manche Scenen unſerer beſten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entſagen: als ſey dieſe Versart die natürlichſte für unſere Sprache? — Und wollen wir nicht lieber die vorgeſchlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechſelung in ſich ſchließen, ſich mehrern Denk- und Schreibarten anſchmiegen, und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden ſich dieſelben, je mehr ſie ſich der Materie anſchmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben; nicht ſich beſtändig in Jamben jagen; nicht in einerlei Cäſuren verfolgen; nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten; nicht werden ſie ſich in das theatraliſche Sylbenmaß einkerkern, das Ramler in ſeinem Batteux vorzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da iſt hinken zu ſollen. Wenn die Materie alles belebt und beweget, wenn das Sylbenmaß im Dialog zu plaudern und zu fragen, zuvor zu kommen und hinein zu fallen weiß; wenn es einer hohen Declamation Töne und Ruhepunkte vorzählet, ſo wird es von ſelbſt dem vorigen Klopſtockiſchen Sylbenmaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügel-

losigkeit desselben in einigen Schranken gehet. — Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigte; und am letzten würde uns selbst die englische Sprache, die in diesem Sylbenmaße schon so viel Schätze aufbewahret, etwas nachstehen müssen. Alsdann hieße es:

Deinen Gang auf dem Cothurn, Sophokles,
Tönet dir nach Jamb — Anapäst.

Was soll ich alle Sylbenmaße unserer besten Dichter durchgehen, mit der thörichten Anfrage: seyd ihr unserer Sprache natürlich? Sie sind da, glücklich da, und dieß ist mehr als genug. Indessen wird man bei den meisten, die gleichsam aus unserer Sprache selbst hervorgewachsen sind, eine monotonische Fülle, eine einfache Festigkeit nicht verkennen, die mein Ohr den Pomp wahrer Bardengesänge hören läßt.

Mehr als alle todte Proportion der Buchstaben und alle künstliche Structur der Sylbenmaße geben kann, gibt uns der lebende Wohllaut der in unserer Sprache liegt, und ihr das höchste Lob einer ursprünglichen Sprache gibt. Alle Wurzeln derselben, sie mögen Verba oder Nomina seyn, malen; sie lassen das Wesen und die Beschaffenheit der Sache im Klange hören; sie sind im lebendigen Anschauen derselben gebildet. Man laufe die Reihe dieser Klangworte durch, oder besser, man empfinde den Wohllaut derselben in unsern Dichtern, die nicht schrieben, sondern sangen, unter welchen ich Klopstock, Hagedorn, von Gerstenberg, und in seinen Cantaten auch Ramlern, besonders nenne; man gehe z. E. die Uebersetzung durch, die der letzte von Drydens Ode auf die Musik geliefert; alsdann erinnere man sich, wie weit Brockes und andere diesen lebendigen Wohlklang haben übertreiben können; und man wird, wie ich hoffe, nicht mehr an der malenden Musik zweifeln, die man überall in den tiefsten Fundgruben der Sprache, in ihren einfachsten Formen findet, aus welchen sie in die Zu-

ſammenſetzungen übergeht. Seligkeit und Wollust fühlet das Ohr, wenn es dieſen Wohllaut ſeiner Sprache mit langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und ſanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langſamkeit und Schnelle, Geräuſch und Stille, Bewegung und Anſtand ſich auch in Tönen vorbilden höret; wenn es alle dieſe Tonfarben in dem innern Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter dieſelbe einzwingen durften. Wahrlich! die ſchönſten und edelſten Klangworte unſerer Sprache ſind erſchaffen, wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt; ſie wurden bei ihrer Geburt in das ſüße Meer des Wohllautes getaucht, und ſind wie im lebendigen Gefühl der Sache gebildet. Wohl den Schriftſtellern unter uns, die da ſchreiben als ob ſie hörten, die da dichten als ob ſie ſängen.

Warum will ſich kein Deutſcher Dionyſius, Hephäſtion und Voſſius, in die ſchöpferiſche Höhle unſerer Sprache wagen, um in ihr die Zaubermuſik zu hören, die unſere Klangworte belebt? Und warum wagen ſich nicht alle deutſchen Dichter in dieſelbe, um ſich in dieſen Zaubergeſang einſingen zu laſſen?

6.

Unſere Klangworte ſind oft auch Machtworte: an dieſen ſind wir noch reich und ſtark; aber reicher und ſtärker geweſen. Wenn man an den älteſten Ueberbleibſeln der deutſchen Schreibart dieſe Macht und Herrlichkeit der alten Sprache unmöglich verkennen kann, wie kommt es denn daß man ſo wenig darauf gedacht hat ſie wieder zu erobern? Wie kommt's daß ein Gottſcheb, bei aller Kenntniß altdeutſcher Schriftſteller, von ihrer innern Stärke ſo wenig hat können ergriffen werden daß er es wenigſtens unterlaſſen hätte unſere Sprache zu entnerven? Keine Partei hat in dieſem Stück dem wahren Genie der deutſchen Sprache ſo ſehr geſchadet als die Gottſchebianer. Waren es nicht noch Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt? ſonſt wurde alles wäſſerig,

und eben, durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Uebersetzungen französischer Bücher. Man entmannte sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen und Menantischen Styl wenig Mannheit behalten hatte, und es gilt von dieser Secte, die sich der deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht der himmlischen Muse angenommen, was jener griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen Bettler sagte:

Ἀμφοτέρους ἀδικεῖς, τὸν Πλουτέα, καὶ Φαέθοντα·
Τὸν μὲν, ἔτ' εἰσορόων, τὸν δ' ἀπολειπόμενος.

Wenn ein Gottsched altdeutsche Stücke in seine Sprache übersetzt, wo ist alle riesenmäßige Stärke aus ihnen geblieben? Entkräftet liegen sie da, und zerschlagen; weibisch keuchen sie, wie in ihrer letzten Noth.

Hätte der patriotische Bodmer auch kein anderes Verdienst um unsere Sprache, als daß er uns die Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte geliefert hätte, wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau angerechnet — und aus jenen ließe sich doch in Absicht auf die Sprache weit mehr lernen. Nur freilich sollte man sich auch mehr Mühe darüber gegeben haben die Machtwörter dieser Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten; sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. Sowie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind, so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das Uebertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter so ziemlich in ihren Pasquillen gesammlet; jetzt

iſt die Hitze des Streits verflogen, nun ſollte man nicht mehr lachen, ſondern prüfen, und ihnen nachfolgen. Innere Stärke kann man der Bodmeriſchen und Breitingeriſchen Kritik überall nicht abſprechen, und man muß den erſten als einen Patriarchen anſehen, der ungemein viel dazu beitrug aus Griechenland und Britannien unſern Geſchmack wieder zu ſtärken.

Selbſt einige ſchlechte Ueberſetzungen und Nachbildungen aus dem Griechiſchen und Engliſchen, die in der Schweiz erſchienen, werden durch die innere Stärke ihrer Sprache noch manchmal leidlich, und die beſſern Ueberſetzungen daher ſind doppelt ſchätzbar. Ich will, wenn ich Milton in ſeiner Sprache leſe, noch immer lieber Bodmers als Zachariä's Ueberſetzung nebenan halten; immer lieber Steinbrüchels holprichte Sprache leſen, wenn er uns mehr griechiſche Stücke nur etwas richtiger gäbe, als die ſüße Sprache des Grillo, der uns über Moſchus und Bion divertirt. Man hat mich unrecht verſtanden, wenn man in meiner vorigen Ausgabe einen ekelhaften Widerwillen finden will, mit dem ich den Schweizern, als ob ſie eine eigene Nation wären, verächtlich begegnete. Eine Nation ſind ſie nicht, aber eine Provinz; und wie ich denke, kann ein Provincialgeſchmack verſchiedener Schriftſteller, welche Eingeborne, und anderer, die naturaliſirte Nachahmer ſind, ja gute und ſchlechte Seiten haben, und alſo in Gutem und Böſem gerügt werden, ohne der Nation ſchimpflich zu begegnen. So nahrhaft mir die Stärke der Schweizer in ihrer Sprache und Kritik wird, ſo darf ich deßwegen nicht gleich ihre Dichterei im Innern und Aeußern eben ſo begierig aufſchlucken.

„Auch in der Sprache haben wir von Luthern noch lange nicht ſo viel gelernet als wir lernen könnten und ſollten," ſo ſagt ein Schriftſteller,[1] der bei ſeinen wenigen proſaiſchen Aufſätzen ſelbſt ein Muſter nachdrücklicher Proſe geworden. Es iſt Klopſtock, der

[1] Nord. Aufſ. Th. 1. St. 26.

erſte Dichter unſeres Volks, der, ſowie Alexander Macedonien, die deutſche Sprache ſeiner Zeit nothwendig für ſich zu enge finden mußte; der ſich alſo in ihr eine Schöpfersmacht anmaßte, dieſe zur Bewunderung ausübte, und zu noch größerer Bewunderung nicht übertrieb; ein Genie, das auch in der Sprache eine neue Zeit anfängt. So viel Galle ſeine Art des Ausdrucks bei dieſer und jener Heerde mag erregt haben, ſo ſehr ſie durch dummes Lob und dumme Nachäffung entweihet worden — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt ſie eine mächtige hohe Sprache. Und nicht einmal bewundere ich ſie ſo ſehr, wenn ſie aus den Höhen des Himmels der Götter die Sprache Sions und Thabors ſpricht, als wenn ſie aus den Tiefen der menſchlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht ſpricht, ſondern Geſtalten bildet. Hier iſt er für mich am meiſten Dichter und Weiſer und Pſycholog.

Ich komme von ihm zu Luthern zurück, um über ihn einen Commentar, und aus ihm eine Anthologie zu wünſchen, die mehr Nutzen ſchaffen könnten als eine compilirte Ausgabe und als das Vorzeigen neu ausgefundener Raritäten von dieſem wahrhaftig großen Manne. Auch mit Opitzens Sprache ſollten wir vertrauter werden, und ein Gloſſarium über ihn aus dem wahren Geiſt unſerer Sprache würde uns die ſtattlichen Veränderungen und Verbeſſerungen einigermaßen verleiden, die Triller mit ungeweihten Händen ſich erfrechet hat ihm unterzuſchieben.

Wie nützlich wäre dieß Fragment, wenn es einen meiner Leſer hinriſſe die Quellen unſerer Sprache aufzuſuchen, und an ihnen Saft und Stärke zu trinken; ein Trank, der unſerer ermatteten lechzenden Schreibart gewiß gut thun müßte. Oder könnte es auch nur unſere muntern geſchwätzigen Kunſtrichterchen beſchämen, nicht ſogleich das zu verſpotten was ſie in ihrer aufgeräumten Sprache gewiß nicht ausrichten würden. Erſt ſollte man doch, ehe man über

deutſche Schreibart ſprechen will, ſelbſt lernen was wahres Deutſch geweſen iſt, und bleiben wird.

7.

„Das Deutſche hat aber ſo bizarre Conſtructionen, daß die metaphyſiſche Ordnung der Worte ohne Noth geſtört wird, und der Schriftſteller doch keine Freiheit mehr hat.[1] Zum Exempel die metaphyſiſche Ordnung der Worte wird geſtört; denn wie lächerlich klingt's: Hier au soir vint le Comte ici par; und doch ſagen die Deutſchen: „Geſtern Abend kam der Graf hier an!“ — Wer von den Deutſchen iſt von dieſem Exempel nicht ſo getroffen als von einem Blitze, daß er ſogleich den Eigenſinn der franzöſiſchen Sprache und ihre Ungelenkigkeit für die wahre einzige metaphyſiſche Ordnung der Wörter hält, und künftig immer den Franzoſen zu Gefallen und zu Ehre der Sprachenphiloſophie folgende Conſtructionsordnung einführet: „weil ihr nicht uns davon habt nicht heute wollen thun den Gefallen, wir euch ihn werden thun.“ Denn dieß iſt die ächte franzöſiſche Conſtructionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulu faire la grace, nous vous la ferons); und der Eigenſinn der franzöſiſchen Conſtruction iſt doch die metaphyſiſche Ordnung ſelbſt.

„Inwiefern Inverſionen nützlich oder ſchädlich ſind, muß gewiß aus ganz andern Gründen als ſolchen wörtlichen Ueberſetzungen erörtert werden; und die Urſache warum dergleichen Partikeln in der deutſchen Sprache ſo und nicht anders geſetzt werden, mag ſich doch wohl können philoſophiſch erklären laſſen.“ Ich verſuche es ſie philoſophiſch zu erklären; — aber nicht die Partikeln — denn jede Sprache hat ihren Eigenſinn, ſondern die Inverſionen überhaupt; ſo wird ſich ihre Erlaubniß und Nutzen von ſelbſt zeigen.

Stellet euch zwei Geiſter vor, die ſich einander ihre Gedanken, und bloß Gedanken, unmittelbar mittheilen, ſo wird die Ordnung

[1] Journal étrang. 1760. Brachmonat.

in der das eine Wesen sie denket, auch zugleich die seyn in der sie das andere erblicket. Sowie die Ideen bei dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet, so theilet es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern Vernunft saget, gehet also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensetzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst und ihr Urtheil darüber an. Hier ist also der Bau eines Periodes so regelmäßig bestimmt daß, nach der arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine philosophische Sprache. Wäre sie von einem Philosophen erdacht, so hübe sie alle Inversionen auf; käme eine allgemeine Sprache zu Stande, so wäre bei ihren Zeichen nothwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt als in unserer Deklarir. Solange wir aber noch keine durchaus philosophische Sprache haben, die bloß für die Weltweisheit erfunden wäre, so nehmt die die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die lateinische, nehmt sie wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist; wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt, wie ist sie? ohne Inversionen meistentheils; oder wenigstens stehen diese ohne Wirkung da.

Nun stellet euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine *spricht*, der andere *höret*: dem ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe; und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen *Gesichtspunkten* sehen; dem andern zeigt er diesen Gegenstand, und es kann auf eben so verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet die Rede, als eine Bezeichnung dieser Gegenstände, so habt ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affect auf einen Augenpunkt heftet, je mehr will er dem andern auch eben *diese* Seite zeigen, *am ersten zeigen*, im *hellesten* Lichte zeigen — und so werden Wortumkehrungen daraus. Ein Beispiel: *Fleuch* die Schlange! ruft

mir jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, so bald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen (und kein anderer); Er hat mir das Geld gestohlen (ich weiß es gewiß); das Geld hat er mir gestohlen (und keinen Ring); mir hat er das Geld gestohlen (und keinem andern); gestohlen hat er mir das Geld (nicht abgeborgt); wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens!

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit, so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen seyn. Wie die Gegenstände ins Auge fallen, so saget sie dieselben; eine grammatikalische Construction ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alten Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen, aber nicht, die die Kunst in sie geleget, sondern die Natur fordert. Gebärden, und Accent kommt zu Hülfe, um dieß Chaos von Worten verständlich zu machen. —

Sobald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt wurden, wie dieß durch die ersten Lieder geschah, so fing sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichsten waren; das Sylbenmaß mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesetz, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudicat, und man weiß daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Constructionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesetzes, da die

Bücherſprache auftam; jetzt fiel die Action weg die vorher die Inverſionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen ſeine Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verſtand beſtimmen; da hingegen alles dieß im Buche wegfällt.“ [1] Man mußte alſo einer gewiſſen Ordnung folgen, um dem Leſenden verſtändlich zu werden; indeſſen war dieſe noch ſehr frei, wie die urſprünglichen älteſten griechiſchen und römiſchen Dichter bezeugen, die ſo viel künſtliche Wortumkehrungen in ihre dichteriſche Sprache einführten daß keine neuere Sprache ihre Veränderungen nachmachen kann.

Man beſtimmte die Ordnung der Worte ſo lange, bis man endlich den proſaiſchen Perioden herausdrechſelte, der der Ordnung der Ideen, ſowie ſie ſich der Verſtand bildet, folgte und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward alſo in ſeiner Structur eine Anordnung von Bildern ſowie ſie ſich dem Auge darſtellen würden, von Ideen wie ſie ſich der Verſtand denkt, von Tönen wie ſie das Ohr fordert daß es mit Wolluſt erfüllet werde. Der bloße Verſtand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt bloß der Ordnung der Ideen, und hat alſo keine Inverſionen; ſo iſt der logiſche Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche iſt, und jede Inverſion wenigſtens einen möglichen Fall macht daß eine doppelte Beziehung entſpringen kann.

8.

Nun unterſuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derſelben von Grammatikern und Philoſophen gebildet worden, deſto härtere Feſſeln trägt ſie; je mehr ſie ihrem urſprünglichen Zuſtande nahe iſt, deſto freier wird ſie ſeyn. Je mehr ſie lebt, deſto mehr Inverſionen; je mehr ſie zur todten Bücherſprache zurückgeſetzt iſt, deſto mindere. Alles beweiſet die franzöſiſche Sprache. Diderot klagt daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 186.

ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, unter denen sie auch wirklich noch jetzt seufzet. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht seyn daß man sie eine Sprache der Vernunft nennet; daß sie eine so schöne Bücherſprache zum Lesen ist. Aber für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Bücherſprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen der für die hohe Declamation diese galante Sprache nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß wir eine Menge *besonderer* Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange errathen lassen,“ [1] so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der französischen Sprache.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sey so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache *sinnlicher* Geschöpfe kann ihr treu bleiben, denn die französische Sprache hat so gut, wie jede andere, unphilosophischen Eigensinn — und nun schließe ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter als die unsere, weil die unsrige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. *Vollkommenheit* kann keine Sprache erreichen; die größte poetische *Schönheit* au nicht; sie bleibt also in der Mitte, und sucht: *Behaglichkeit*, [2] — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der *Behaglichkeit* getroffen, die Poeten, Prosaisten und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist. Die beiden ersten nutzen von den Inversionen; wenn nun ihr Nutzen dem dritten nicht nachtheilig ist, so können und müssen sie bleiben.

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 186.

[2] Man erlaube mir dieß Wort das ein classischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertiget hat: der *Verf. der philos. Schr.*

Ich fange vom Leichteſten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch ſeinen Wohlklang füllet, der genug abwechſelt, und nicht zu oft wiederkommt. Kann dieß eine Rede ohne Inverſionen erreichen? Schwerlich! ein Periode ſchließt ſich wie der andere, wenn er ſeine Meinung geſagt hat; das ſtolze Ohr wird durch einerlei Cadenzen gequält; es empfindet es, die Inverſionen in der Sprache ſind eben ſo nöthig als das Unebenmaß in der Malerei, und in der Muſik der Mißlaut. Die franzöſiſche Sprache hat ja noch immer viele Inverſionen — und doch wird ein griechiſches Ohr in ihrem Poetiſchen und gewöhnlichen Proſaiſchen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem letztern den Conſtructionen unſeres Kanzelſtyls gleicht.

Dieß gienge endlich wohl noch hin — aber der Schriftſteller der fürs Auge, für die Einbildungskraft ſchreibt, der durch die Einbildungskraft Aufmerkſamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenſchaft erregen will — der braucht ſie nothwendiger. Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von ſeinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantaſie iſt doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.

Dieſe Inverſion iſt um die Aufmerkſamkeit zu erregen, jene um ſie zu erhalten; dieſe überraſchet, jene beweget die ganze Seele; dieſe gehört zum Hinterhalt, um unverſehens hervorzubrechen, jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an ſeinem Orte trifft, und in ſeinem Lichte erſcheint. Hierdurch bekommt die Proſe Munterkeit, die Poeſie Feuer, und die muntern Franzoſen haben es bis zur munternn Proſe des Umganges gebracht, und die Inverſionen die ſich unſere guten Poeten haben erlauben können, gehören mit zur deutſchen Freiheit.

Aber wie? leidet nicht die philoſophiſche Sprache der Deutſchen darunter? Was das anbetrifft, ſo fühlen wir weit eher Feſſeln in der dichteriſchen als philoſophiſchen Sprache. Auch wir

fühlen es: „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die ordentliche Wortfügung anzeigen können, die wir nur müssen aus dem Zusammenhange errathen lassen." Unvollkommenheit unserer Sprache von der sinnlichen Seite; aber von der Seite der Vernunft? „Zur Weltweisheit [1] scheint die deutsche Sprache, mehr als irgend eine von den lebendigen Sprachen, ausgebildet zu seyn. Sie ist bestimmt und reich genug die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu danken. Zwei solche Schriftsteller sind genug einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch so zu sagen das Münzrecht zugestanden, denn die mit ihrem Stempel bezeichneten Ausdrücke sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gäng und gäbe worden."

„Der philosophische Geist hat sich bei uns auf alle Theile der Gelehrsamkeit verbreitet, und gibt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Teinture von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigenthümlich ist, und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursache der Dunkelheit beschuldigt werden, solange sie noch mit unserer Literatur nicht genug bekannt sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, Montesquieu und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekannt wären, so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie vielmehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unserer Literatur widerfahren, da bei uns die Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen,

[1] Th. 7. S. 163

und wir zur Verbeſſerung der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo zu ſagen, den Weg über die Metaphyſik genommen haben."

In dieſen Geſichtspunkten hat unſere Sprache vor der franzöſiſchen voraus, und ſollte es alſo Gelehrten nöthig geſchienen haben dieſe Freiheiten aufzuopfern „ſeitdem ſie Philoſophie und franzöſiſche Sprache ſtudirt hätten?"[1] Philoſophie und franzöſiſche Sprache — ein Paar, was ſich hier ſehr fremde zuſammen findet.

Ich muß indeſſen drei Stücke hinzuſetzen, die ich hier nicht ausführen kann. So wenig unſer Deutſch an Inverſionen leidet, ſo wenig ſind noch alle in Gang gebracht die in den Formen desſelben liegen. Wenn die Geſchichte, der Dialog, die Proſe des Umganges und die Poeſie, jedes ſeine eigenſinnigſten Wendungen nutzen und ganz zwanglos brauchen wird; wie manches wird alsdann an Tageslicht kommen das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt? Zweitens: ſo wenig unſer Deutſch an Inverſionen leidet, ſo wenig kann es doch mit dem Griechiſchen und Latein verglichen werden, weil die ganze Natur widerſpricht. Und dann: ſo wenig unſer Deutſch an Inverſionen leidet, ſo viele noch in den Formen desſelben nach der Grammatik liegen; ſo manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurückgezogen werden können, die unrecht aufgegeben ſind — ſo wird doch nie unſere Sprache kindiſch mit Wortverſetzungen, wie im Brette, ſpielen können. Auch in der Verkettung und Gliederfolge unſerer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutſchen, der freilich nicht wie ein Kind hüpfen, und ſpringen will wie ein Gaukler, ſondern dem ein einförmiger, geſetzter und männlicher Gang eigen iſt.

9.

Unſere Sprache iſt reich an Idiotismen, und Idiotismen ſind patronymiſche Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin

[1] Proſpect zum Journal étranger, 1760.

Minerva geweiht waren. Ihre Frucht durfte nicht aus Attica gehen, und war bloß der Lohn der Sieger am panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten, so ließ die Göttin es nicht zu daß diese fremden Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Ebenso sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind; Schönheiten in das Genie der Sprache verwebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet; Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern.

Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufholen, und so schreiben als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation; sie sind Nationalschriftsteller in hohem Verstande. Die Tugenden und Schönheiten ihres Ausdrucks wurden keinem fremden Lande entführt, sondern aus ihrer Sprache geboren; und so wird man keine Kriege um eine geraubte Helena zu befürchten haben.

Eben so schwer lassen sie sich entführen. Sie sind wie Gewächse die unter einem fremden Himmel sterben, und also Vorzüge ihres Vaterlandes. Ueberdem können sie sich der Denkart ihrer Nation so genau anschmiegen daß dieselbe in jedem Wort das ihrer Zunge entwandt ist, in jedem Zuge darin sie sich unvermuthet wiederfindet, die Freude des Wiedererkennens fühlet; wie wenn man unvermuthet einen Landsmann, einen Verwandten, einen Gespielen unserer Jugend in einem fremden Lande erblicket. Wie wir alsdann aufwallen und ihn umarmen, so wallen wir auch dem eigenthümlichen Ausdruck entgegen der sich mit unsern Sprachwerkzeugen zusammen bildete, mit unsern Seelenkräften gemeinschaftlich aufwuchs, und der uns

also an die Freuden unserer Jugend erinnert. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Auch deßwegen, weil diese Laune unübersetzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras, Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforscht, und ihren Humor mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maß gepaart haben. Warum vertheidigen die Engländer ihren Shakspear, selbst wenn er sich unter die Concetti und Wortspiele verirrt? — Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte die nicht in ein anderes Klima entführt werden können; der Dichter wußte den Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Witzes zu paaren daß sie für einander gemacht zu seyn scheinen; höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schönen, die bloß aus Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizet.

Und nirgends reizt diese idiotistische Schreibart mehr, ja nirgends ist sie unentbehrlicher als bei Schriftstellern der Laune, bei Dichtern von eigner Manier, und in dem Vortrage für den gemeinen Mann, der auch in Schriften leben soll. Nimmt man diesen das Idiotistische ihrer Sprache, als einer lebendigen, als einer angebornen, als einer Nationalsprache, so nimmt man ihnen Geist und Kraft.

Es muß auch wirklich schwer seyn zu diesen Geheimnissen der Sprache zu gelangen, weil wir unsere wahren idiotistischen Schriftsteller in allen drei Gattungen leicht aufzählen können. Deutsche Humoristen haben wir wenige, und selbst Rabener ist kein deutscher National-Swift, was den Geist seiner Charaktere, seiner Laune, seiner Schreibart betrifft. Von unsern komischen Schriftstellern im launigen Ausdruck ist vielleicht keiner als Lessing zu nennen, wenigstens keiner so eigenthümlich als er. Und an einen

deutſchen Cervantes, Hudibras, Triſtram, und wie die guten Leute mehr heißen, läßt ſich bei unſerm Antonio von Roſalva, bei unſerm Neuommiſten, und noch weniger bei andern Schriftſtellern kaum gedenken. Die Urſachen von dieſem Mangel ſind eben nicht ſo ſchwer zu finden; aber deſto ſchwerer abzuthun. Daß die Deutſchen ſo gewaltig viel Laune in ihrem Charakter haben, mag jemand [1] glauben, und in die Welt hinein ſchreiben, der nichts weniger als eine deutſche Nationalbühne im Kopfe hat, von der ich noch nicht errathen kann warum ſie ſo heißt? Ich für meine Perſon glaube dieß von den ernſthaften, einfachen und oft gezwungenen Sitten der Deutſchen nicht, mag mich aber darüber jetzt nicht einlaſſen, da ich bloß von Schreibart rede. Hier finde ich in unſerer ernſthaften Sprache nicht eben ſo einen Ueberſchuß von Idiotismen für das Lächerliche, und laſſe hierin z. E. der franzöſiſchen Sprache ihren Vorrang willig. Ich habe vor einiger Zeit meine Nebenſtunden auf eine Unterſuchung des Lächerlichen in Sitten, und des Lächerlichen in der Vorſtellung und dem Ausdruck, nach ſeinem Hauptbegriff und ſeinen vielerlei Arten gewandt, und habe im Franzöſiſchen wirklich mehr Worte gefunden, weil dieſe Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht als die Deutſchen, mehr Bemerkung aus der Cultur des Umganges zieht als wir, und ſich überhaupt mehr zu erklären weiß wie die Seele durch den Körper ſpricht, als unſere Sprache. Dazu kommt noch die im Franzöſiſchen eingeführte Freiheit komiſche Wörter ſchaffen zu können, die ihr komiſches Lexikon noch immer vermehrt. Ich gebe alſo dem Vorredner des Journal étranger wider den deutſchen Kunſtrichter [2] Recht, daß die franzöſiſche Sprache einen größern Vorrath von Lach-Idiotismen habe als die unſere — nur freilich hat die unſere deßwegen noch keinen Mangel; vielmehr ſteht ihr hierin nichts ſo ſehr

[1] Löwe, Anrede an die Hamburgiſchen Schauſpieler ꝛc.

[2] Proſpect zum Journal étranger, conf. Lit. Br. Th. 16. S. 8.

im Wege als das Zierliche, das Regelmäßige, das Claſſiſche, das ſich jeder geben will. Kein ungewagtes Wort ſoll gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden, der nicht ſchon in Büchern abgedroſchen iſt; kein Eigenſinn kann erlaubt werden, ſobald er ein Eingriff in eine Regel ſeyn kann. Kunſtrichter wünſchen nichts ſo ſehr als geläufigen Styl, Ausdrücke die für alle Sprachen geräumig, für alle Denkarten gedehnt genug ſind; und das, was ſo recht nach ihrem Sinne, wo keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt iſt, wo alles in langſamem Schritt, wie ein beladener Mauleſel trabet, das iſt claſſiſch. Auf einmal ſind mit dieſem Worte alle idiotiſtiſchen Schriftſteller weg, denn wer wird nicht gerne claſſiſch ſeyn wollen? Und um dieß zu werden, iſt ja kein anderer Weg als zu ſchreiben, wie die Regelnſchmiede, die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen in der Schreibart, die Großſiegelbewahrer der Keuſchheit einer Sprache an ihren geheimen Orten, wie dieſe es wollen. Und dieſe wollen? — was ſo iſt wie ſie ſchreiben; und ſie ſchreiben? — wie alle Menſchen vor und hinter ihnen ſchreiben. Nun lebet wohl, eigenthümliche Schriftſteller, die ihr nicht ſo ſchreiben, die ihr eure Sprache weiter bringen wolltet; lebet wohl! Man pfeift euch ein Liedchen nach: Es war einmal ꝛc. u. ſ. w.; man ſpottet eurer, ſtatt euch zu hören. Wollt ihr nun nicht verſpottet, ſondern noch drüber gelobt ſeyn, wohl! ſo ſchreibt wie andere ehrliche Leute, mit vielen Worten Nichts! — So viel Chriſten ſind auf dieſem Wege in den Himmel gekommen, und ſo viel Schriftſteller in den Canon claſſiſcher Autoren aufgenommen, ohne daß ſie an neue Ausbildung der Sprache, an Nutzung ihrer verborgenen Schätze gedachten! Der Weg iſt leichter, ſicherer, rühmlicher; lebe wohl, Laune des Ausdrucks!

Darf ich's ſagen daß wir eben dieſer Sklaverei des Ueblichen und Geziemenden wegen noch ſo weit hinten ſind, uns eine eigenthümliche Proſe, die vom Munde weg ſpricht, zu geben? Wer wird

es wagen ein wahrer Schriftsteller des Volks zu seyn, den höchsten Kranz, den Abbt auf allen seinen Rennbahnen erobern wollte? Ablenken muß man von der Landstraße unserer Predigten, unserer Wochenschriften, unserer akademischen Geschichtschreiber — und wer wird das wollen? Unsern kritischen Gesetzgebern zu Dank hat auch Abbt nicht geschrieben; und warum ist, seines Styls ungeachtet, ungeachtet des wenigen was er geleistet hat, die Trauer um ihn so allgemein? Ueberall fühlt man bei seinen Schriften mächtig, was sich nicht überall deutlich sagen läßt: er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh! Und wollen wir einmal über Materien des gemeinen Lebens auch in einer andern als Katheder-sprache schreiben, so müssen idiotistische Schriftsteller seyn die den Bücherton zur Sprache des Umgangs, der Prose, die vom Munde weg spricht, herunterstimmen, und mit Anstand dem Volke seine Idiotismen rauben.

Idiotismen des Ernstes und des philosophischen Nachdrucks sind in unserer Sprache die häufigsten; sie drängen sich wie die Myrmidonen des Achills an einander: „Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann; wie wenn ein Baumeister in der Mauer des hohen Pallastes Stein an Stein fügt um den Stürmen der Winde zu trotzen." Hierin waren unsere eigenthümlichsten Dichter am glücklichsten; und wenn man seine Hand stark fühlet, um die besten Idiotismen derselben zu wägen, so wird das Uebergewicht gewiß auf diese Seite des Ernstes fallen.

Und wären Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie doch dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie seiner Sprache zu erkennen, es mit dem Genie der Nation zusammenzuhalten, und beide auseinander zu erklären. Mir fällt z. E. ein, [1] daß es sich sehr wohl aus der Zeit unserer Vorfahren erklären ließe warum wir die Sonne und der Mond, andere Nationen aber umgekehrt sagen;

[1] Zur Winckelmannischen Schrift von der Allegorie, S. 3.

weil nämlich die Mythologie, die Zeitrechnung und Lebensart der Völker andere Geſichtspunkte nahm und andere Geſtalten bildete.[1] So vermuthet Michaelis[2] aus der botaniſchen Lebensart der Morgenländer daß ſie die Pflanzengeſchlechter gekannt, und ſie deßhalb alſo in den Artikeln der Sprache unterſchieden. So würde, wenn das lateiniſche fusus in herba[3] unſerer Sprache fremd wäre, die Urſache in nichts zu ſuchen ſeyn, als daß dieſer Idiotismus für unſere kältere und härtere Nationalſprache zu weich klänge. Die Idiotismen jeder Sprache ſind Abdrücke ihres Landes, ihres Volks, ihrer Geſchichte. Ueberſetzer von Kopf müſſen in ihnen allemal vielen Stoff zu Betrachtungen finden können; und der erſte der auf eine philoſophiſche Grammatik für uns denkt, wird unter ihnen wie unter Heiligthümern wandeln, und eben an ihnen ſich zum Sprachweiſen ſeines Volks bilden.

Auch bei einem einzelnen Autor gibt die Kühnheit und Art ſeiner Idiotismen Anlaß auf ſein Genie Acht zu haben. Derſelbe Blick der die Begriffe, wie Farben im Sonnenſtrahl, theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der mittelmäßge Scribent bequemt ſich nach dem ordentlichen Wege, um ins Cabinet ſeines Fürſten zu gelangen; dieſer beſticht, jener betrügt, ein anderer ſchmeichelt, und ein Pythagoras läßt ſich beſchneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen. Ein kühnes Genie durchſtößt das ſo beſchwerliche Ceremoniell, findet und ſucht ſich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in Berg-

[1] Ich finde aber daß die deutſche Sprache vielen Wörtern in ſpäterer Zeit das Geſchlecht verändert, vielen wider ihre Natur, wie z. E. der Sonne in die Sonne; vielen aber ihrer Natur gemäß, wie mir z. E. der Blume, der Luft, der Roſe, das Zeit, der Chriſtenthum unnatürlich ſcheint. Siehe die Proben der ſchwäbiſchen Poeſie, 8. Vorbericht XLII.

[2] Preisſchrift de l'influence des langues etc.

[3] Nord. Aufſ. St. 26.

lüfte, um Gold zu finden. Und beträgt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen: der Sprachenphilosoph probire und läutere es; wenigstens gab es Gelegenheit zu chemischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die deutsche Sprache eine Berg- und Waidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibnitz schämte sich nicht ein Sprachforscher zu seyn, und wir, trotz unserer deutschen Gesellschaften, haben hierin wenig oder nichts gethan.

10.

Männlich und stark ist also unsere Sprache in ihren Elementen — rauh und fest in ihren Sylbenmaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiotismen; soll ich also unserer ganzen Schreibart Charakter geben, so nehme ich diese Stücke zusammen und sage: ernsthafte, Prose, tiefsinnige Poesie. Dieß ist der Platz den unsere Nation vielleicht am eigenthümlichsten nehmen könnte.

Nehmen darf sie ihn nicht mehr: sie hat ihn schon; hat ihn vorzüglich vor Alten und Neuern; hat ihn in allen Gattungen der Schreibart. Nun suche sie ihn nur zu behaupten, und sich für den nahe liegenden Abwegen zu hüten. Der Verstand hat sie auf einen erhabenen Hügel gestellt: hier stehe sie, ohne andern Nationen ihren Platz zu beneiden, und gemsenartig nach dem Gipfel derselben überspringen zu wollen. Sie verliere sich aber auch nicht auf die kleinen Nebenhügel, rings um ihren Sitz, oder steige an den Fuß des Berges, um daselbst zu schlummern.

Beides haben wir gethan. Bald andern Nationen nachgeäffet, so daß Nachahmer beinahe zum Beiwort und zur zweiten Sylbe unseres Namens geworden; bald von dem uns eigenen Wege so sehr auf die nahen Abwege uns verloren daß wir fast mehr aus diesen auf die Hauptbahn schließen, und zwischenhin dieselbe auf

gut Glück zeichnen müssen, als daß sie geschlagen und betreten vor uns wäre. Unsere Deutlichkeit hat sich bis ins Gebiet der Langenweile verloren; unsere Gründlichkeit schleicht gern in halbdunkle dämmernde Winkel; unser Reichthum an Gedanken und Bildern ist in wilden Ueberfluß ausgeschossen; unser Ernst wird oft mürrische Trockenheit — und wenn zu allem noch die Nachahmungssucht dazu kommt, muß man da nicht patriotisch, wie Hamlet der Däne, sagen:

indeed, it takes
From our atchievements, tho' perform'd at height,
The pith and marrow of our attribute.

Lasset uns einige dieser Abwege an andern, und wenn es besser ist an uns selbst bemerken, den wahren Weg um so besser zu treffen.

Unsere witzige Prose hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich, und bis zum Gähnen deutlich zu sehn. Weil unser Publicum nicht vor gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es bloß einen Flecken sah wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten, so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward das beste was ihnen die angenehme Ruhe ließ im Lesen wenig zu denken, was ihnen das Vergnügen schaffte hie und da ein Blümchen zu finden ohne sich beständig bücken zu dürfen, was sie in den süßen Traum einwiegte, daß hier zu lesen was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publicum bestand aus einigen Journalisten die nicht zu denken, wohl aber zu recensiren Zeit hatten; von diesen wurden andere angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mäcen, der Arbeiten liebte, lobte und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — nun denke man sich diese Reihe von Lesern: man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man

wird ſie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verſtand, ſondern in wäſſeriges, phlegmatiſches Gehirn; dieß hat wie der Mond eine ſympathetiſche Einwirkung auf leere Köpfe. Willſt du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten ſeyn: entmanne deinen Styl, wie jener Origenes ſich ſelbſt, um des Himmelreichs willen. Alsdann wirſt du allen allerlei, wenn die Andachtsſeufzer ſich bei dem Leſen deiner Schriften mit dem Gähnen ſatter und bequemer Zuhörer vermiſchen können. O wenn man die Stöße von deutſchen Monats- und Wochen-, von Lehr- und Troſt-, von Erbauungs- und luſtreichen Schriften ſieht, die vormals und auch noch jetzt gelobt, geſucht und geſchmiert werden, muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, quantum est in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus
Phyllidas, Hypsipylas, vatum et plorabile si quid
Eliquat, et tenero supplantat verba palato.
Assensere viri -- ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poëmata narrent.

Daher trägt ein Chriſt am Sonntage, und ſo viel Bände Andachten, und Erholungen, und Zerſtreuungen, und Briefe und — — den Preis wegen der Deutlichkeit davon: ſie ſchreiben für die lange Weile des Publicums. Ihre Bücher ſind alſo des Cedernöls und Marmorbandes werth, und auf ihrem Grabe werden, nach dem Spott des Perſius, Roſen und Violen wachſen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Aerzte und Aufſeher und Greiſe ꝛc. auch nennen, und für dieſe Stände habe ich alle gehörige Ehrfurcht.

Wie? würde es den deutſchen Anſtand beleidigen wenn man deutſchen Nachdruck mit franzöſiſcher Munterkeit und Deutlichkeit mit Abwechſelung würzte? Endlich einmal aufhörte durch langweilige Proſe gegen unſere Nachbarn ſo gute Alte vorzuſtellen als der

Chremes des Terenz gegen seinen Davus? Uns fehlen freilich witzige Aebbte — Tonangebende Damen — einmal canonisirte Galanterien — Schönheiten denen man Wahrheit und alles aufopfern muß. — Aber so etwas könnte man entbehren, oder mit der Zeit bekommen, oder schon haben — oder wie man will; allein —

Wo bliebe alsdann die deutsche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammenziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen, als Erregerin des Volks, erschien

— — γλαυκῶπις Ἀθήνη
Ἡ σειοῦσα λαόν — —

Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sueviens und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben, und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In religiösen Gesprächen, vornehmlich wenn sie im Reiche der Todten sind; in spartanischen Betrachtungen über die Lykurgische Gesetzgebung darf sich der Verfasser freilich nur denen verständlich machen die ihn verstehen sollten (nicht, wollten; hier liegt's nicht an jemandes Wollen oder Weigern, sondern am prädestinirten Sollen). So erscheint die Pythisse in einer heiligen Rauchwolke; die Haare sträuben sich; der Mund murmelt Worte, nur denen verständlich die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter novies carmen magico de murmurat ore.

Indessen wir arme, ungeweihete Leser denken über die Dunkelheit solcher Schriften folgendes:

Entweder ist sie eigensinniger Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd die Epilepsie bekam um ein Elenthier zu werden, und mancher ein Hypochondrist ist um ein Philosoph zu seyn. Oder es sind wirkliche Ursachen der Dunkelheit die an dem Verfasser liegen; und diese sind: die Dunkelheit seiner Begriffe selbst. Die

kann man meiſtens, zehn gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage, und der Beſtimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Alles entſpringt alsdann aus einer Quelle: man ſieht den Geiſt des Verfaſſers, in dem, wie im Chaos des Ovids, noch die Elemente der Ideen in einer harmoniſchen Uneinigkeit ſchlummern, und in einer uneinigen Harmonie ſich zur Bildung drängen. Iſt ein ſolcher Schriftſteller noch ein junges Genie, ſo iſt es nicht zu verwundern. Es iſt ein Blinder, der noch Menſchen als Bäume ſieht: der Kunſtrichter verſuche die geduldige Cur ſeine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder ſollen deſto beſſer reden die ſpät und ſchwer lernen, und ſolche Dunkelheit iſt dreimal beſſer als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu ſagen. — Einem Alten iſt nun freilich der Staar ſchwerer zu ſtechen.

Noch öfter rührt dieſe Dunkelheit her von einer Stubengelehrſamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich; man lernt den beſten Geſichtspunkt, faßlich zu ſeyn, bemerken. So lernte Sokrates von ſeiner Aſpaſie Weisheit und Vortrag; ſo lerne es der Lehrer in dem Kreiſe ſeiner Zuhörer, wenn er ſie nicht als Maſchinen behandeln will; ſo trete der Gelehrte in die große Welt, um ſich ſeiner Kathederſprache zu entwöhnen; er erinnere uns nicht ſo oft daß er vor ſeinem Schreibepult ſitzet; er geſelle die deutſche Arbeitſamkeit und Genauigkeit zur franzöſiſchen Freiheit: dann wird er mehr ſeyn als ein franzöſiſcher Abbé, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsſchreiber; kurz, mehr als eine waſchhafte Sibylle, die wohlriechende oder heilige, oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Koſten der Deutlichkeit.

Man ſagt auch daß eine gewiſſe deutſche Beſcheidenheit, die kurz ſeyn, die nicht beleidigen, die durch Mienen nicht Worte ſprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit ſeyn ſoll; und hier iſt's alſo nöthig den Schriftſteller aus dieſer Verlegenheit zu ziehen, und unſere Staatsverfaſſung in der Literatur ſo unabhängig und republicaniſch zu machen als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cupers Briefen,[1] ohne äußere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weiſen war ihr heilig; bei uns hat ſie Tempel und Altäre genug; jeder Kunſtrichter räuchert ihr, aber als einer allegoriſchen Perſon. Gute Göttin, die du die Schutzgöttin Deutſchlands ſeyn ſollteſt:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono!

Ueberhaupt haben unſere Schriftſteller durch die Lectüre, und unſere Sprache durch die Ueberſetzung der franzöſiſchen Proſe, die immer ſchreibt als ob ſie ſpräche, merklich viel angenommen. Und da Ueberſetzungen und das Leſen der Engländer jenen faſt anfangen das Gleichgewicht zu halten, ſo iſt auch dieß zum Vortheil der Denkart, weil unſer Genie ſich mehr auf die brittiſche Seite neigt, und wir durch die engliſche Stärke die franzöſiſche Leichtigkeit nahrhaft machen.

Nur daß dieß Nahrhafte uns nicht überlade, und ins Ueberſatte ausarte. Da z. E. die erſten Ueberſetzungen aus dieſer Sprache, die ſo voll von Beiwörtern und Schilderungen iſt, poetiſche Proſe enthalten mußten, ſo ward dadurch wider Willen der Ueberſetzer jener holprichte, proſaiſch-poetiſche Styl eingeführt der unſerer Sprache gar nicht angemeſſen iſt. Ganz Deutſchland theilte ſich in drei Haufen: die Hexametriſten, als Reiter mit ſchweren Cuiraſſen und ſchwerem Gange; die proſaiſchen Poeten, Dragoner zu Pferde und Fuß ſtreitbar:

[1] Alt. Br. J. S. 362. f. aus Uhle Sylloge nova Epistolar. Vol. I. q. 227. f.

Great on the Bench, great in the Saddle:
That cou'd as well bind o'er, as swaddle,
So some Rats, of amphibious Nature,
Are either for the Land or Water.

und dann die franzöſirenden leichten Völker, die in kritiſchen Briefen, und Arzneien und Poſſen, mit franzöſiſchen Modeausdrücken um ſich warfen, und als Schmetterlinge umherſchwärmten. So hat auch die Nachahmung der Britten den Geſchmack in der Dichtkunſt geboren, der nichts ſo gern hat als Malereien voll ausgeſtopfter Bilder, mit Farben und Beiwörtern überladen, der aber eben ſo weit von der Einfalt der Griechen, als der ſtarken Kürze unſerer Sprache abweicht.

Auch in der Proſe hat ſich ſchon der überſatte Geſchmack zu zeigen angefangen, der den Perioden mit Bei- und Neben- und Bindewörtern, mit Synonymen und Epitheten überladet; ihn nach der neueſten Mode mit griechiſchen Namen und antiken Bilderchen ausſtaffirt, und ihn in dieſer für Aug' und Ohr und Seele widerlichen Geſtalt vorführet. Da dieſer geblümelte Styl die neueſte Modeſchönheit iſt, ſo wird man mich ohne ein Beiſpiel nicht verſtehen — und ſo ſey denn dieß aus einer der neueſten Schriften —

Dießmal nur die Vorrede. Die Vorrede zu den Verſuchen aus der Literatur und Moral iſt ſo voll Blumen und Wortſchmuck daß wir darüber faſt keine Gedanken ſehen; und wenn man endlich mit zwo geſchäftigen Händen Blumen und Blüthen aus dem Wege geſcharret, erblickt man ein mageres Skelett der bekannteſten Sätze. Ueberdem hat der Autor bei ſeiner gezierten koſtbaren Schreibart weder das volle Maß eines antiken Perioden im Ohr, noch das einfältige Ideal der Griechen, über die er ſchreibt, vor Augen; denn ſchon ſein erſter Periode iſt mit einem ſechsfachen Und durchſchnürt, wozu noch ein Knote von Oder kommt; er iſt mit ſeiner Reihe von Nebenſätzen, von Halb-Synonymen nichts

mehr, als künſtlich und widerlich. Ja, wenn wir überdem den Verfaſſer zu einer Kleinigkeit die Hand ſo weit ausholen ſehen daß uns nicht für den Streich, ſondern für ſein Aufrechthalten bange wird — was können wir anders als dieſe mühſame Koſtbarkeit beklagen? Er will Pope's Regel anführen: „man müſſe die Alten mit dem Geiſt leſen mit welchem ſie geſchrieben!“ eine Regel die eben ſo gut und noch eher aus Quintilian und andern anzuführen wäre als aus Pope, wenn nicht bei Gelegenheit des Namens Pope, und eines erborgten Urtheils von ihm, vorher in fünfzehn Reihen ſollte ein Geklingel voll Beleſenheit und Geſchmack erregt werden.[1] Wird dieſer Geſchmack in der Schreibart wieder Mode, ſo wie er ſchon in ſehr berühmten und beliebten Büchern als ſchön und überſchön

[1] Vorrede zu den Verſuchen aus der Literatur und Moral, S. 3 und 4. „Young mag dem Pope den Verdienſt“ (der Verdienſt moreos, und das Verdienſt moritum ſind wenigſtens nach meiner Mundart unterſchieden) „Original zu ſeyn abſprechen. Hat er die Alten beraubt, ſo erobert er wenigſtens als ein König, der ſich die Provinz huldigen läßt die er mit Gewalt einnimmt. Es liegt wenig daran ob die Geſetze die er von der Kritik gibt aus dem Ariſtoteles und Horaz geſchöpft ſind, und dieß würde ich doch nicht allgemein zugeben; wenn ſie nur wahr und auf die Natur gegründet ſind. Dieſes erleuchtete Genie, das unter dem ernſthaften didaktiſchen Tone eben ſo lehrreich iſt als unter der Maske des Hudibras und Martin Skribbler, fordert u. ſ. w.“ Nun! das heißt eine magere Forderung, ein kritiſches Regelchen das der Verfaſſer eben ſo gut als Pope vorſchreiben vermag, gelehrt und mit Geſchmack vorbereiten! das heißt citiren! Eben als wenn Pope nicht ſo etwas fordern könnte, wenn er auch nicht original, nicht ein königlicher Eroberer wäre! Eben als wenn wir, um ſeine Regel zu wiſſen, zu glauben, es vorher wiſſen und glauben müſſen: er ſey ein erleuchtetes Genie geweſen, unter dem ernſthafteſten didaktiſchen Tone ſo lehrreich als unter der Maske des Hudibras und Skribblers! Und eben als wenn man, um dieß Regelchen anzuführen, ſich vorher mit einer Bürgermeiſtermiene darauf einlaſſen müßte, ob er aus Horaz und Ariſtoteles geſchöpft oder nicht! Dürfte man dem Verfaſſer ſeine Worte nicht umkehren die er hinzuſetzt: „wie viel Worte, und wie wenig was ſie enthalten!“ zu Deutſch: ne quid nimis!

angeprieſen iſt — nun, ſo ſind wir Gott ſey Dank in dem Jahrhunderte zurück da ein himmliſcher Redner im Erbauungsſtyl auftrat: „der Allerdurchlauchtigſte ꝛc. ꝛc. ꝛc. — König Salomo, ein leiblicher Sohn des großen ꝛc. ꝛc. ꝛc. und der tugendhaften ꝛc. ꝛc. ꝛc. der Weiſeſte ꝛc. ꝛc. ꝛc., der dreihundert Weiber ꝛc. ꝛc. ꝛc. — läßt ſich im — Capitel ꝛc. ꝛc. ꝛc. alſo vernehmen." — Nun Gottlob! Land! — Das und noch mehr als das mag der gute Salomo alles geweſen ſeyn, aber, wohlehrwürdiger Herr! wer weiß das nicht ſchon? und wie kommt das hieher? Jam dic, Postume, de tribus capellis.

Können wir das Gute nicht anders als im Uebermaße koſten, und es nicht anders zeigen als wenn wir's übertreiben? Hieher gehört auch bei unſern beſten Schriftſtellern der Fehler, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath an Bildern in Perioden ſich häufet, ſich ſtößet, und aus Mangel der Oekonomie in Unordnung geräth. Oft verräth dieſe Verſchwendung den Mangel zuerſt, ſo wie ausgelaſſene Ueppigkeit mehr den ſcheinbaren als wahren Wohlſtand begleitet. —

Wann wird unſer Publicum aufhören, dieſes dreiköpfige apokalyptiſche Thier, halb Deutſch, Franzöſiſch und Brittiſch auf einmal zu ſeyn? Wann wird man den Platz einnehmen den unſere Nation verdient, Proſe des guten geſunden Verſtandes, und Poeſie der Vernunft zu ſchreiben? Oder vorher frage man: wann wird man aufhören die beſten engliſchen Schriftſteller durch Ueberſetzungen zu verunſtalten, und Prior, Milton, Young in elende oder mittelmäßige Hexameter zu überſetzen — ein Sylbenmaß, an das ſie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen in wäſſeriger Proſe, und Shakeſpear im ungleichſten, faſt nie getroffenen Ton überſetzen? Wie viel könnten wir von den Britten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitſamen Deutſchen! Ein deutſcher Johnſon fehlt uns noch, der das für die

deutſche Sprache wage was jener für die ſeinige. Die Philoſophie, das Nachdenken, das Sammlen iſt ja euer Theil, und wir ſtehen den Britten auch in unſerm Eigenthum nach? Wird es bald ſeyn daß ihr eure Sprache durch Unterſuchungen, ihr Weltweiſen! durch Sammlung und Kritik, ihr Philologen! durch Meiſterſtücke, ihr Genies! zu derjenigen macht die, nach dem Plinius, „alten Sachen Neuheit, neuen das Anſehen des Alterthums, verroſteten Glanz, dunkeln Licht, widerlichen Reiz, zweifelhaften Glaubwürdigkeit, allen aber Natur“ verſchaffen kann? Werden die beſten deutſchen Schriftſteller zu ihrer Titelvignette bald die drei Grazien als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphroſyne, und die bezaubernde Aglaja? Laſſet uns einige neuere Originalſchriftſteller anführen, die dieſen Grazien und mit ihnen dem Genius unſerer Sprache geopfert haben, und die Ehre unſerer deutſchen Literatur ſind. [1]

11.

1. Winckelmann, der Ruhm der Deutſchen ſelbſt unter dem römiſchen Himmel; den die Muſe des Alterthums und der Geſchichte, die unſterbliche Clio, hat laſſen geboren werden, um die Kunſt der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an wie er die beſten Blüthen jeder antiken Schönheit in ſeine Seele geſammlet; wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern Auge und Geiſt gebildet; wie er ſeine Werke, ſo wie Raphael ſeine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete; wie

[1] Anmerk. Ich würde meinen claſſiſchen Schriftſtellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erſt anführen müßte. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechſeln, von Moſer ſeine erſten Schriften nehmen; Abbt im Styl als einen deutſchen Tacitus anſehen, den man leſen, ſtudiren, nicht nachahmen muß; meine Worte von Spalding nicht aus den Gränzen der Litteratur reißen, und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamanniſchen Charakters in ſeinen Kreuzzügen S. 219 ſuchen.

er eine syſtematiſche Geſchichte unter Ruinen und Ueberbleibſeln liefern konnte — ſondern ich muß mich hier bloß auf die Schreibart einſchränken. So wie die attiſchen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe ſchwuren, ſo hat die Muſe auch auf ſeine Schriften geſchrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weiſe Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazie, denke; wenn ich dieſem Körper das Gewand der Natur von Xenophon, und von dem andern Schüler Sokrates, dem göttlichen Plato, die Flügel hoher Ideen gebe, ſo ſteht ein Bild vor mir, als wenn es die Muſe der Winckelmanniſchen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage, natürlich in der Ausführung, und erhaben in den Schilderungen, ſind ſie Werke der Unſterblichkeit würdig, und der Name unſers Jahrhunderts.

2. Hagedorn hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu ſtreuen gewußt. Das ganze Werk zeiget vielen Geſchmack des Künſtlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeiſters, und die feinſte Kritik des Coſtume; das Bildniß der Göttin ſelbſt aber iſt dem Fleiß, der Mühſamkeit und Dauer nach eine ächte moſaiſche Arbeit. — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfaſſer verräth viele Bekanntſchaft in den Kunſtſälen von hohem Geſchmack, und in den Malerakademien nach dem Ueblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der ſchönen Natur; daher ſeine philoſophiſchen Betrachtungen über das Schöne ꝛc. in der Kunſt nie das Weſen erreichen. Für Lehrlinge iſt ſein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verſchloſſene Encyklopädie der Malerei; deſto angenehmer aber einem Leſer, der eben ſo ſehr Werkmann ſeyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und weltliche Anſpielungen verſtehen, und den ganzen Zuſchnitt bis auf die kleinſte Nuance hofmäßig bemerken kann. Wenn

Cäsar das Bild der Venus beständig bei sich trug, deren Sohn, ein zweiter Aeneas, er seyn wollte, so war sie freilich nach römischem Geschmack bewaffnet; aber die griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt, und mit den Zierrathen ihrer irdischen Schwester nicht beharnischt. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irdischen bekleideten Schönheit seyn, bei der man von dem schönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides [1] über sein Kunststück urtheilen: führe diesen Paris in die Eleusinischen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt sage. Indessen wer kann so genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verriethe, der Geschmack sich nicht manchmal mit schönem Eigensinn paarte, und der Unterricht nicht oft nach Grundsätzen eine Lüsternheit übrig ließe. Ich urtheile frei, wie ein Deutscher! ihr Deutschen! haltet ein Werk werth, an dem der Franzose bloß etwas vom Geschmack, der Britte vom Fleiß, und der Wälsche vom Unterricht abborgen kann: das ganze ist euer!

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen die den Bürger bilden! Und da steht ein deutscher Browne!

3. Moser [2] kennet das Schrot und Korn der deutschen Sprache, der alten lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit und gesunden Vernunft unserer Väter; und er kann mit mehrerem Rechte unser deutscher Browne seyn als andere mit Platonischen Träumen, und mit einer hypochondrischen Fülle von politischer Tugend. Wie Parrhasius dort den Geist der Athenienser malte, „der ver-

[1] Vermuthlich ein προξενος, Cicerone.

[2] Dieses ganze Bild ist nach der Idee gezeichnet die der Verfasser aus den ersten Moser'schen Schriften zog. Er stellet es hin, ohne untersuchen zu können und zu wollen wie weit nachher Vielschreiberei, veränderte Situationen und halbverstandene Religionssätze den Herrn v. Moser haben bringen können.

änderlich, rachſüchtig, ungerecht, unerbittlich und gnädig, ruhmredig, erhaben und niedrig, wild und feige und alles zugleich war," ſo könnte Moſer den Geiſt der Deutſchen malen wie er war, und wie er ihn haben wollte. Alsdann aber muß auch in dem Geſchmack der Erfindung keine fromme Miſanthropie, in der Zuſammenſetzung kein ungeſunder Ueberfluß, in der Zeichnung kein ſchiefer Geſchmack herrſchen, der halb franzöſiſch und halb brittiſch iſt. Er liefere ſein Werk auch der Form nach mit allen deutſchen Vollkommenheiten geſchmückt: tiefſinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zuſammenſetzung; männlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche deutſche Leſer bei allen Moſeriſchen Schriften ſämmtlich und ſonders bedauern daß der Miniſter zu ſichtbar dictire, der Weltweiſe nicht Zeit genug zu verdauen, und der Schriftſteller nicht Muße genug ſelbſt zu ſchreiben und anzuordnen habe. Hätte der Verfaſſer irgend in Deutſchland einen andern Amphitryon, der die Macht und Geſchicklichkeit beſäße ſeine zerſtreuten Gedanken zu verbinden; die waſſerſüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle geſunde Adern unter einer feinen Haut ſich verbergen; ein zweiter Moſer, der auch bisweilen ſein Antipode ſeyn könnte, um viele ſchwermüthige Klagen mit leichtem und geſundem Blut zu leſen, ja der ihn endlich davon abbrächte ein Prediger in der Wüſte zu ſeyn. — Sollte es nicht mit zur deutſchen Nationalfreiheit gehören daß ein Genie, welches ſelbſt nicht Mutter ſeyn kann, fremde, wohlgebildete, aber ausgeſtoßene Kinder aufnähme, und ſich an ihnen Mutterverdienſt erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutſchland verdient dieß!

4. Jetzt ein Cenſor, aber ein munterer Cenſor der Verdienſte! Abbts Schriften ſind für die Deutſchen Original; der gute geſunde Menſchen- und Bürgerverſtand der in ihnen herrſcht iſt das Erbſtück unſerer Nation; die analytiſche Auflöſung der Begriffe iſt

die beſte Methode deutſcher Philoſophie; die Fülle ſeiner Schreibart, die ſtatt der franzöſiſchen Charaktere und der brittiſchen erdachten Beiſpiele durch Geſchichte lehrt, nährt unſern Geiſt, und das Eigenthümliche ſeiner Schreibart unſere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantaſie, in dem der Verfaſſer dachte und ſchrieb, aber nicht hätte leſen ſollen, glüht jeden Leſer an der es verſteht ein Buch in eine Perſon, und todte Buchſtaben in Sprache zu verwandeln; alsdann hört man, und denkt und fühlt mit dem Autor. Kannſt du aber, lieber Leſer, nichts als leſen; nicht die Lücken, die dir überlaſſen wurden, in Gedanken ſelbſt ausfüllen; nicht weiter denken, wo dir Ausſichten eröffnet werden, ſo wirſt du inne werden was eben der Verfaſſer ſagt: „dem Sprechenden helfen ſeine Gebärden und der Ton der Stimme den Verſtand beſtimmen, da dieß alles hingegen in einem Buche wegfällt.“ [1] Wenn ich dieſen Schriftſteller mit Zimmermann vergleiche, ſo bemerke ich freilich an dem letzten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewiſſen franzöſiſchen Geſchmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfaſſer ſelbſt weniger übrig läßt als er liefern könnte. —

5. Jetzt ein Schriftſteller nicht bloß des Vaterlandes, ſondern auch der Menſchheit: Spalding. So wie ſeine Wahrheiten ſich zwiſchen Philoſophie und gemeine Beobachtungen ſtellen, ſo gränzt auch ſein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand; ſein geſetzter

[1] Da Abbt in ſeiner Vorrede den werthen Herrn Claville nennt, ſo führe ich einen andern franzöſiſchen Schriftſteller unſers Jahrhunderts an: Traité du mérite p. Mons. l'Abbé de Vassez, 1703, und die zweite Ausgabe 1704, der aber über das Verdienſt ſehr franzöſirt zu haben ſcheint, da er von den Verdienſten eines bel-esprit, von den ſinnlichen Verdienſten viel zu ſchwatzen weiß, etwas was Abbt S. 284—287 in ſeiner Blöße darſtellt. Magre Diſcourſe über den Vorzug des Verdienſts vor Geburt und Reichthum ſcheinen das A und O dieſes Werks zu ſeyn, das ich nur aus Recenſionen kenne.

Styl nimmt hie und da die Miene des Tiefſinns an, und ſein blühender Styl ſcheint ſich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbſt der Aufwand wird alsdann ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart ſchließt ſich der Denkart ſo an, wie die naſſen Gewänder der Alten den Körper durchſchimmern ließen. Dieß geht ſo weit daß, wie ich glaube, die dem Verfaſſer bisweilen mühſam gewordene Denkart immer durchblickt, er mag ſie ſo ſehr mit Blumen beſtreuen als er will. Aber eben dieß verbirgt auch die Treue mit der er ſeine Seele entdeckt, und die in den Materien, worin er ſchreibt, und in unſerer Zeit ein ſeltenes Muſter iſt. Geſunden Menſchenverſtand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwiſchen gelehrter Weisheit und unverſtändlicher Wortkrämerei halte; der den jüdiſchen und gelehrten griechiſchen Ton mit einerlei Vorſicht vermeide; der die Kanzel erniedrige, aber weder zum moſaiſchen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem philoſophiſchen Katheder — zu dem Rednerſorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelenſorgers — dieß ſey der Charakter deutſcher Predigten. Welch ein Unterſchied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten und beredten Theologen vergleiche; es iſt kein anderer als Acken. Wenn ich die Predigten dieſes Mannes als erbauliche Abhandlungen anſehe, ſo verbinden ſie philoſophiſche Genauigkeit, deutſchen Nachdruck und griechiſche Schönheiten mit einander bis zu den kleinſten Theilen; zu leſen ſind ſie vielleicht Predigten, die die meiſten Franzoſen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und ſeine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieſer Art von Schriften hinter ſich laſſen. Darüber wundere ich mich alſo nicht daß ſie wider ihr Verdienſt unbekannt geblieben; denn ſie ſind ja keine Poſtillen, und keine blendenden Sermons; aber das bedaure ich daß dieſer deutſche Chryſoſtom theils ſchon in ihnen oft ein heiliges Dunkel wölbet, dem Syſtem, dem Geſichtspunkte und dem Vortrage nach; theils ſich nachher ſo

hat verirren können, um vom Urſprung der Opfer auf myſtiſche Art zu ſchreiben:

Inſert se tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menſchen; hier iſt der philoſophiſche Schriftſteller unſerer Nation, der ſie mit der Schönheit des Styls vermählt haben ſoll: der Verfaſſer der philoſophiſchen Schriften.[1] Ja er iſt's, der ſeine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu ſtellen weiß, als hätte es die Muſe ſelbſt geſagt. Er denkt da wo andere ſich begnügen Schönheiten zu empfinden; er hat unter den Deutſchen die Kritik der ſchönen Wiſſenſchaften ausgebreitet, die Baumgarten in Abſicht der lateiniſchen Schriftſteller ſo vorzüglich bewies: und —

Ich fühle es doch bei ſeinen philoſophiſchen Schriften manchmal was er ſelbſt fühlte: „ich bekenne es daß ſich zu bloß ſpeculativen Unterſuchungen kein Vortrag beſſer ſchickt als der ſtrenge ſyſtematiſche. Ich traute mir aber das Vermögen und die Fertigkeit nicht zu meine Gedanken beſtändig an eine ſo ſtrenge Ordnung zu kehren.“ Man hat ihm hierüber, als über ein Compliment, Gegencomplimente gemacht; allein wenn Moſes unter dem ſyſtematiſchen Vortrage mehr als eine äußere mathematiſche Lehrart verſteht, ſo wird jeder ſeine Entſchuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe und Geſpräche, die Epiſoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Geſprächen ſcheint mir ein Putz, den die philoſophiſche Würde nicht braucht. Denkende Leſer führt er von der Betrachtung der Wahrheit ſelbſt ab: ſie müſſen ſich von den Spaziergängen nachher wieder zurück finden; und wer bloß wegen dieſer Einkleidung lieſet — für den hat Moſes nicht geſchrieben; eine Braut bloß wegen ihres Putzes lieben, iſt lächerlich. Der Weiſe ſehe ſeinen Gegenſtand ſo helle als Moſes, zeige ihn im rechten Geſichtspunkte, leite die Ideen natürlich fort, habe die Er-

[1] Th. 23. S. 59.

läuterungen und die Sprache in ſeiner Gewalt, ſo wird eine ſimple Abhandlung daraus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; ſie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leſer der Wahrheit ſucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu ſeyn — wozu? nicht zu lernen, ſondern ſelbſt zu denken. So ſind die Abhandlungen im zweiten Theile der philoſophiſchen Schriften; einige Literaturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfaſſer, und — die Leſſing'ſchen Abhandlungen.

7. Leſſing — leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes proſaiſches Werk anführen kann, da doch das Publicum längſt eine neue veränderte Ausgabe ſeiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht ſeiner Talente in Witz und Phantaſie, in Betracht ſeines Scharfſinns im Zergliedern, und ſeines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufſchrift verdienen wird: „ſo viel that er; Nachwelt, ſchließe daraus was er thun konnte!"

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Literatur die letzten Jahre her erhalten, unter denen ich die Möſer'ſchen Schriftchen: Harlekin, oder vom Groteske-Komiſchen, ſeinen Brief an den ſavoyiſchen Vicar u. ſ. w. nenne. Und überhaupt läßt ſich an einem kleinen Klopſtockiſchen Stücke des nordiſchen Aufſehers u. ſ. w. mehr leſen als an dicken Bänden im geläufigen Styl erſäuft — Es iſt übrigens zu beklagen daß man einige der beſten deutſchen Poeten nicht ſonderlich im proſaiſchen Styl loben will; wie ich dieß bei dreien inſonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu ſchreiben.

9. Darf ich unſere Schriftſteller mit einem Autor beſchließen, der nach dem erſten Urtheil der Literaturbriefe mit Winckelmann eine Aehnlichkeit hatte, und nach dem letzten Richterſpruche ſein Antipode geworden; der erſt ein Heiligthum unſerer Zeit (ἀγάλμα) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (ἀνάθεμα) wurde:

es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten. Wer ihn nicht als Gestirn betrachten will, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er immer, im Eigenthümlichen unserer Sprache.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere, [1]

Gelesen: und allerdings viel, weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsambüste vom ätherischen Tisch der alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittischen Laune vermischt, sind um ihn zu einer Wolke geworden. Seine Belesenheit ist also unleserlich zusammengeflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben; und wenn freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträthseln, aber auch verrathen würde, so bin ich, der ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, nicht im Stande hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

[1] Kreuzzüge, S. 219. Ein Recensent von blöden Augen und leichter Zunge hat dieß nicht einsehen, und also Dinge in die Welt schreiben können die er allein die Ehre haben wird zu wissen, zu sagen und zu glauben. Dem gesundern Publicum wird meine Versicherung genug seyn, daß dieser mein Freund, den ich in drei Ländern gleichsam nur begegnet habe, weder mein Apollo, noch Mein verderbender Apollyon sey, daß ich weder zu seiner Schule gehöre, noch meine Schriften verfasset um seinen Geschmack auszubreiten: wie alles dieß bloß der genannte Kritikus so sonnenklar sieht, daß er das Gebiet dieser Schule von Schleswig bis nach Riga zu ziehen weiß, und Schriftsteller zusammenbringt die sich bloß in einem Kopf wie der seinige ist zusammenfinden können.

Beobachtet: ſeine Bemerkungen vereinigen eine ganze Ausſicht in einen Geſichtspunkt. Hier ſtehe aber ein Leſer der dieſen Punkt treffe, oft auf einem Wortſpiel haſte, der ſein Auge, der ſeine Laune zu Beobachtungen hat — ſonſt ſieht er verzogene Stellungen, und Schimmel ſtatt eines mikroſkopiſchen Wäldchens. Leſer, der du dieſe hingeworfenen Beobachtungen verſtehen, brauchen, ergänzen kannſt, du haſt ſie erfunden!

Gedacht: wie es ſcheint, über Schriften die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide geweſen — und über Vorfälle dazu er allein den Schlüſſel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Syſteme haßt, ſo iſt jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke iſt in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und ſagen konnte.

Angenehme Worte geſucht und gefunden: ſeine Annehmlichkeiten ſind keine Folgen von gelehrten Regeln; ſeine Fehler ſind ſo gar, bis auf die Einkleidungen, Anſpielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung ſind Früchte der Denk- und Sehart, und eine Zunge kann ſtammlen, wenn die Seele gewiſſe Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleiſch, und Guercino ein trauriges Colorit; von den Schriften dieſes Verfaſſers gilt es alſo vermuthlich was Plinius vom Maler Euthykrates ſagt: austero maluit genere, quam jucundo placere.

Seine Nahrung von Ferne gebracht: oft woher und wo es niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand, im Monde; da findet ein anderer Ritter und Rieſen:

Ich hieb viel tauſend Feinde nieder,
In allen Neſſeln, die ich fand,
Da lagen denn die kleinen Leichen, u. ſ. w.

ſ. Gedichte von Karſchin.

Hätte unſer jetzo ebentheuerlicher Sokrates eine Aſpaſia ſeine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiades ſie auszubilden, vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdann vielleicht im dritten Gliede ein Ariſtoteles, Socratis et Platonis peior progenies, ein Syſtem in der Philologie errichtete, woran ſein Großvater nicht gedacht hatte.

12.

Habe ich einen dieſer Schriftſteller claſſiſch [1] genennet? Will ich ſie für die einzigen guten und vortrefflichen ausgeben? Allen vor und außer ihnen ihren Werth abläugnen? Nichts von allem! Ich am allerwenigſten mag ein Brabeuta claſſiſcher Schriftſteller ſeyn, da ich ſelbſt keiner bin und ſeyn will. Aber deutſche Schriftſteller, die vielleicht bei tauſend Fehlern ihrer Sprache mächtig, auf eine gewiſſe eigene Art dieſelbe behandeln, — die ſind mir theuer, und ſo habe ich einige, wie ich ſie kenne, aus den letzten Jahren genannt und charakteriſirt. Wer mir mehr als dieß anmuthen will, ſpricht mit ſeinem und meinem Schatten.

Und überhaupt iſt mir's unausſtehlich daß man mit dem Ehrenwort claſſiſch ſo ſchülermäßig ſpielt, daß jeder reingewäſſerte, regelmäßige Tropf ſich dieſen Namen anmaßen könnte. Eben weil ich in dieſem Wort mehr finde als den Kern desſelben aus Grammatik und Schuloratorie herauszuklauben, eben deßwegen bin ich damit ſo eigenſinnig und ſparſam. Ueberall höre ich claſſiſch nennen; was iſt denn claſſiſch? Claſſiſch für wen? Claſſiſch in welcher Materie? Himmel! kann man denn alle dieſe Fragen übergehen? Und übergeht man ſie nicht, wo wird man mit den meiſten canoniſirten Schriftſtellern bleiben?

Man bringt mir z. E. Gottſcheds wohlweiſe Dicht- und Redekunſt — ein claſſiſches Buch? Das glaube ein anderer als

[1] In das Regiſter der erſten Ausgabe war dieß Wort durch ein Verſehen gekommen, daran ich nur halb ſchuld bin.

ich; ehe ich sie dafür, und für Sibyllinische Bücher bezahle: lieber ins Feuer! Man bringt mir Mosheims akademische Lehrbücher — Classische Schriften? für wen denn? zu classischen Schriften träume ich mir doch ein anderes Publicum als akademische Lehrlinge! Und in Lehrbüchern den einzigen classischen Schatz der deutschen Nation finden zu wollen, ein ganzes Publicum zu Schulknaben zu machen — hier fühle ich Schamröthe auf meinen Wangen aufgehen! Man fährt fort: [1] „Mosheims Geschichte des Servetus — Classisch!" ich bin noch verlegen! Nun ja denn endlich, wenn man will, classisch; aber doch nicht für jede Gattung der Schreibart? höchstens in einer eingeschränkten Gattung derselben, der Historie — und noch enger in nicht mehr als einer Gattung des historischen Styls; weiter nicht! — Jetzt tritt Abbt [2] an mich: „Uebersetzungen der Alten, wenn sie sind wie sie seyn sollen, können unsere classischen Schriftsteller werden?" Ich zucke die Schultern: kaum! denn bei dem vortrefflichsten Anpassen fremder Redensarten an meine Muttersprache trete ich vielleicht ihrem eigenen Genie zu nahe; wenigstens wird mir dieß nur immer die zweite Sache, und so schreibe ich nicht völlig aus, sondern höchstens nach derselben, oder derselben nicht zuwider: ist dieß aber genug?

Für meinen Eigensinn nicht! denn der — (nun nehme ich alle Zweifel zusammen) der wägt ein Buch nach dem Innern seiner Schreibart, und so kommen die Herren Gottsched und Basedow gleich nebenan, die vielleicht nicht einmal nach dem Aeußern die Probe aushielten. Er will zum classischen Schriftsteller einen Autor für die Nation; und nun werden manche unserer akademischen Herren beiseit zu treten belieben. Er unterscheidet Gattungen der Schreibart, deren jede ihre eigenen Gesichtszüge hat; ein Menschengesicht kann ja aber nicht für alle gelten, und ein Buch in einer Art

[1] S. Briefe über den jetzigen Zustand der sch. W. Breslau, 1755.
[2] Lit. Br. Th. 13. S. 98. u. f. w.

der Diction nicht für alle anderen ein Muſter ſeyn. Er fordert endlich daß claſſiſche Schriften die Schätze ihrer Sprache aufbehalten ſollen; und ſo müſſen dieſelben durchaus idiotiſiſch geſchrieben ſeyn, ſo viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre. Nun ſind auch die Abbtiſchen Ueberſetzungen fortgeſchlichen, und ich ſtehe allein.

Wo ſind unſere vielen Schriftſteller, die nach ihrer Materie, und nach dem Innern ihres Vortrages für die Nation, aus den Tiefen ihrer Sprache, ihrer Art des Inhalts aufs genaueſte angemeſſen, ſo geſchrieben hätten daß ſich nichts anders, nichts beſſer ſagen läßt? Wo ſind ſolche Schriftſteller in jeder Gattung der Schreibart? — Antworte doch ſtatt meiner ein allzeitfertiger Kunſtrichter, der bloß aus ſeiner Grammatik und Redekunſt mit leichter Zunge antworten kann, und über alle dieſe Bedenklichkeiten hinweg iſt.

Sey claſſich wer da wolle! ich werde keinem Kränze aufſetzen, noch rauben; das erſte muß die Nation, das andere mögen Wortgrübler thun. Ich kann nichts, als ſie wünſchen, ihnen in die Hand arbeiten, und ſie kenntlich anwenden. — Wollen wir claſſiſche Schriftſteller haben, ſo müſſen —

Akademien und Schulen nicht der einzige Sitz der Muſen, und der Parnaß des Apollo ſeyn; denn was iſt dem Charakter eines Schriftſtellers der Nation fremder als wenn er mit dem Publicum wie mit Schülern vom Katheder herunter ſpricht? nirgends ſein Auditorium und ſeine Werkſtätte vergißt? und ſich alsdann neben einen Xenophon, Tacitus, Hume und Montesquieu dränget? Profeſſor- und Paragraphenſtyl iſt hier nicht das einzige Hinderniß; ein weit größeres iſt den lehrenden Ton auch im Lehren zu vermeiden, Leſern ihre Geſichtspunkte abzulauren, bilden und nicht unterrichten. Und Gottlob! daß wir ſchon ſo halb auf dem Wege ſind; ſchon ſo weit daß die lateiniſche Sprache nicht mehr

99879

für die Sprache Apollo's gilt; so weit daß unsere barbarische Muttersprache uns schon anfängt die liebste zu werden; so weit daß die Schriftsteller der Bildung nicht allein auf Schulen und Akademien leben dürfen, oder nicht wie auf Schulen und Akademien schreiben. Nur werde dieser Ton der Welt allgemeiner; er mißrathe nicht auch bessern Schriftstellern oft; er werde herrschend in allen Schriften der Bildung, die ich hier von Gelehrsamkeit unterscheide. Wird er dieß, so ist die Polhöhe zu classischen Schriften bestimmt.

Nun fange man an, die Hauptgattungen des Vortrages, vom gesellschaftlichen Dialog an bis zur tiefsinnigen Philosophie, in diesen Ton zu stimmen. Bekommt man in jeder nur einige — durch diese wenigen Schaustücke ist man reicher als durch jene Menge glatter Scheidemünzen, wo überall Kupfer durchblickt, die leicht durch die Finger schlüpfen und sich leicht vergeben lassen. So sind unsere lesbaren Schriftsteller, die kein Nationalschatz sind.

Wollen sie dieses seyn, so müssen sie zuerst in die Goldgruben der Sprache herabsteigen, und auch Gesetz und Regel übertreten können. Ist also noch unsere Sprache in der Zeit der Bildung, da sie aus sich selbst vieles zurücknehmen, aus andern vieles annehmen kann, so ist sie noch in der Zeit der Versuche, der Bearbeitung. Muster und ewige Muster erwarten (in den meisten Gattungen der Prose) vielleicht eine spätere Zeit. Lasset uns also nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache seyn; ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen.

III.

Der Faden ist einmal gerissen, warum soll ich ihn mühsam anknüpfen? — Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung, und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort an-

zuſehen, das heutzutage jedem auf der Zunge iſt, Schriftſtellern, Kunſtrichtern, Ueberſetzern, Weltweiſen. Jeder will ſie auf ſeine Art bilden, und einer iſt oft dem andern im Wege. Wie alſo, wenn es jedem erlaubt iſt zu bilden, ſo ſey es mir doch erlaubt zu fragen was bilden heißt? was eine ungebildete Sprache ſey? und was für Revolutionen andere Sprachen erlitten haben, ehe ſie ausgebildet erſchienen? — Wenn jeder ſeinen eigenen Weg nimmt, um auf die Vollkommenheit einer Sprache gerade loszugehen; ich ſehe dieſe Wege ſich durchſchneiden, gerade gegen einander laufen, von einander abgehen; iſt es nicht der Nachfrage werth, wo denn alle hingehen? ob ſie in ein Zauberſchloß der Vollkommenheit zuſammen treffen, oder ob man mehr als einen Merkſtab ſtecken müſſe, wo ſie hinaus laufen? — Damit will ich nun keinen Fußgänger auf ſeiner Bahn irre, und keinen Parteigänger, dem alle Wege gleich gut ſind, zu meinem Nachfolger machen; für mich ſelbſt will ich die Sprache in verſchiedenen Zeitaltern, auf verſchiedenen Stufen, in mancherlei Geſichtspunkten der Bildung kennen lernen; vielleicht läßt ſich dann über ihre Bildung was gewiſſes bemerken, was vollſtändiges entwerfen, und was nützliches vorzeichnen.

Allerdings behalte ich beinahe immer die griechiſche Sprache [1] im Auge. In und von welcher Sprache haben wir ſo viele Urkunden, Nachrichten, Hülfsmittel? welche hat ſich ſo urſprünglich und auf ihrem eigenen Boden zur Literatur gebildet? welche hat ſich ſo mancherlei Gattungen der Literatur, auf eine ihr eigene urſprüngliche Art, anſchmiegen gelernt? welche iſt in allen Gattungen ſo vollkommen geworden? und welche hat ihre Zeitalter ſo ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur ſo viel Platz gelaſſen, und ſich gleichſam Zeit genommen zur Bildung? Keine als die griechiſche! Wenn Urkunden einer Sprache möglich ſind, ſo haben wir ſie in ihr — in ihr eine Menge von Ueberbleibſeln und Denkmälern

[1] S. Bibl. der ſch. W. 4. B. 1. St.

und Nachrichten, als vielleicht nicht in allen übrigen der alten Sprachen zusammengenommen. Sie ist nicht wie die Literatur anderer Sprachen ein Baum, der, dem Erdreich als ein Fremdling erzwungen, durch die Kunst als ein Sklave aufgetrieben, und als Weichling erzogen, widernatürliche Pfropfreiser empfängt, und den ungesunden Fleiß seines Treibers nicht anders lohnen kann als durch vorzeitige Früchte; durch Früchte die das Auge betrügen, den Geschmack aufbringen, statt ihn zu besänftigen, und am liebsten die Speise der Würmer sind; denn so war die Litera'ur anderer Sprachen. Allein die ihrige war ein freiwilliger Baum, aus seiner Wurzel in schöner Erde langsam hervorgetreten. Aus edler Natur gebar er edle Keime, gesunde Blätter, erquickende Blüthen, vollendete Früchte. So mancherlei Gewächs- und Fruchtarten er empfing, so wurden alle seine Säfte verwandt, und in seine Natur veredelt; nichts an ihm erstickte durch den überwältigenden Schatten eines zu nahen, hohen Baumes; nichts wurde durch die nachbarlichen Gewächse verbittert; nichts durfte in zu enger Luft verrotten — in freiem, seligem Revier breitete er sich mit allen Aesten und Zweigen aus, und ward die Krone aller seiner Nachbarn, und die Mutter so vieler Sprößlinge; heilig, wie jene Homerische Buche Jupiters, auf welcher die Göttin der Weisheit und der Vater der Musen, Minerva und Apollo, in der Gestalt tapferer ansehnlicher Vögel saßen, und sich an den Helden vor Troja ergötzten. — Welche Sprache also, als sie, ist der Betrachtung, der Nachahmung würdiger? Nur wer, als ein Grieche, kann sie kennen, betrachten, nachahmen? —

Ich wenigstens nicht, und so kann ich auch nicht völlig aus und nach ihr zeichnen. Ich muß andere zu Hülfe nehmen; Muthmaßungen aufrufen, — Hypothesen versuchen — doch warum so viel Vorbereitens auf eine Kleinigkeit, auf einen Roman!

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet, so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung, einerlei Lebensalter — und so die Sprache. Daß man dieß bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Pläne zeigen die man so oft macht um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen. Man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll auf widersprechende Art die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche! die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte der sie zurückhält. Ein junger Greis, und ein Knabe der ein Mann ist, sind unleidlich; und ein Ungeheuer das alles auf einmal seyn will ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht, wie ein Kind, einsylbige, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge, starret, wie ein Kind, alle Gegenstände an. Schrecken, Furcht und alsdann Bewunderung sind die Empfindungen, deren beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne — und Gebärden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebraucht, folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Gebärden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark; ihre Sprache spricht für Auge und Ohr; für Sinne und Leidenschaften; sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist; sie verstehen also auch die Sprache des Affects mehr als wir, die wir dieß Zeitalter nur aus spätern Berichten und

Schlüssen kennen. Denn so wenig wir aus unserer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte, und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte, so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen die von der Natur abgezogen waren, und ihr so viel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Gebärdung noch sehr zu Hülfe kommen, um sich verständlich zu machen; und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer, und die Accente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch thun, und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisirte, und nahm Körper und Gebärden zu Hülfe; damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge; die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe; die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab; der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe die nicht sinnlich waren in die Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuthen ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll, und reich an Metaphern gewesen seyn.

Und dieses jugendliche Sprachalter war bloß das poetische. Man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus. Die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern; sie war noch

ein Ausdruck der Leidenſchaft, ſie war noch in den Verbindungen ungefeſſelt; der Periode fiel auseinander wie er wollte — Seht! das iſt die poetiſche Sprache, der poetiſche Periode. Die beſte Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter; jetzt ſangen die ἀοιδοι und ῥαψῳδοι. Da es noch keine Schriftſteller gab, ſo verewigten ſie die merkwürdigſten Thaten durch Lieder; durch Geſänge lehrten ſie, und in den Geſängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittenſprüche, Geſetze und Mythologie enthalten. Daß dieß bei den Griechen ſo geweſen, beweiſen die Büchertitel der älteſten verlornen Schriftſteller, und daß es bei jedem Volk ſo geweſen, zeugen die älteſten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernſte Weisheit und politiſche Geſetztheit ſeinen Charakter bildet, je mehr wird er männlich, und hört auf Jüngling zu ſeyn; und eine Sprache in ihrem männlichen Alter iſt die ſchöne Proſe. Je mehr die Poeſie Kunſt wird, je mehr entfernet ſie ſich von der Natur. Je eingezogener und politiſcher die Sitten werden, je weniger die Leidenſchaften in der Welt wirken, deſto mehr verlieret ſie an Gegenſtänden. Je mehr man an Perioden künſtelt, je mehr die Inverſionen abſchaffet oder durch Kunſt vermehret, je mehr bürgerliche und abſtracte Wörter eingeführt werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält, deſto vollkommener wird ſie zwar als Kunſt, aber deſto mehr verliert die wahre Poeſie der Natur.

Jetzt ward alſo der Periode der Proſe geboren, und in die Runde gedreht. Durch Uebung und Bemerkung ward dieſe Zeit, da ſie am beſten war, das Alter der ſchönen Proſe, die den Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte; die den Eigenſinn der Idiotismen einſchränkte, ohne ihn ganz abzuſchaffen; die die Freiheit der Inverſionen mäßigte, ohne doch noch die Feſſeln einer philoſophiſchen Conſtruction über ſich zu nehmen; die den poetiſchen Rhythmus

zum Wohlklang der Prose herunterstimmte, und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß; — dieß ist das männliche Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit bloß von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichthum, wie die lacedämonische Diät die attische Wollust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen, je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann, je mehr verliert die Sprache Reize, aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergötzungen. Dieß wäre ein philosophisches Zeitalter der Sprache.

Einen Roman dachte ich denn wohl eben nicht zu schreiben, da ich meine Hypothese von der Natur einer Sprache in verschiedenen Zeitaltern, Gesichtspunkten und Gattungen der Schreibart aufsetzte. Mein erster Augenpunkt war: wie ist sie als Sprache der Natur vor aller künstlichen Bearbeitung, in ihrer Kindheit? Wie muß sie seyn, da die ersten Dichter, die Sänger der Natur, in ihr sangen? Wie wird sie sich ungefähr mit den Sitten eines Volks zur bürgerlichen Sprache herunter bilden? Und wie, wenn sie den ersten natürlichen Prosaisten Raum gibt? In Poesien und Prose verfolgte ich sie also nur bis an die Gränzen der Kunst, und da ich sie unmöglich durch alle Schulen und Classen der Gelehrsamkeit begleiten konnte, sprang ich mit einemmal zur höchsten Stufe; wie, wenn sie eine philosophische Sprache im schärfsten angestrengten Tone wäre, wie dann? — Dieß war die Seele meines philosophischen Sprachenromans, und zum Körper ward die Vergleichung mit den Zeit- und Lebensaltern der Menschen; eine Parallele, die mir natürlich, wahr, richtig und fruchtbar vorkam, ja aber immer nichts als Vergleichung blieb. Nun überließ ich's dem Leser, der gelesen hätte, und denken könnte, dieß Fragment von Sprachkunde sich selbst aus Geschichte,

Sprachen und Wahrscheinlichkeit zu beweisen. Einige haben dieß nicht gethan; andere mich gar auf unbescheidene Art gemißhandelt, über das was sie nicht verstanden, und so muß ich an das verdrießliche Geschäft: mich selbst zu erklären.

1.

Zum voraus aber ein Wort zum Labsal auf diesen dunkeln Weg nahe an den Ursprung einer Sprache hin, für mich und meine Leser. — Es ist immer eins der angenehmsten Felder, auf welche sich die menschliche Neugierde verirren kann: über den Ursprung dessen was ist zu philosophiren. Können wir uns nur halb mit dem süßen Traume schmeicheln, zu wissen *was* etwas sey? unbefriedigt klettert unsere Wißbegierde sogleich höher an: war es immer so? wie ward es? Zuletzt hat sie sich also bis auf den kühnen Gipfel verstiegen, auf dem sie wie ein Wolkengeschöpf erscheint: den Ursprung selbst wissen zu wollen; ihn entweder historisch zu erfahren, oder philosophisch zu erklären, oder dichterisch zu muthmaßen.

Das letzte ist freilich nur für die Einbildungskraft befriedigend; für den Verstand höchstens eine Spur von Fußtritten, um zu der Höhle zu kommen wo der Riese selbst schlummert; aber auch in dieser Absicht voll Reiz. Die ältesten Nachrichten von der Kindheit der Welt, der Anfang merkwürdiger Verfassungen, frühe Erfindungen in Wissenschaften und Künsten, die Kosmogonien die sich jedes Volk erträumte, die dichterischen Fictionen in welche sich alle Weisheit und Kunst bei ihrer Geburt wie in Windeln einkleideten — alle diese Ueberbleibsel vom Ursprunge der Dinge würden, wenn man sie als Reste eines alten Aeons sammlete, Baugeräth zu einem Tempel seyn, der von Ruinen erbauet groß ins Auge fiele. — Mit welchem Vergnügen durchträumen wir dichterische Erzählungen von diesem und jenem Ursprunge! Hier *den ersten Schiffer*, dort den ersten Fuß; hier den ersten Garten, dort den ersten Todten; hier das erste Kameel, dort das erste Weib — Erdichtungen, in denen

die Dichter unſerer Sprache noch ſo ſparſam ſind. Ovids Verwandlungen ſind auf der einen Seite ſo unſchmackhaft als Feenmärchen nur ſeyn können; auf der andern aber, wenn ſie aus der *Mythologie uns bald dieß, bald das erklären, wie es ward, ſo laſſen ſie ſich leſen als unterhaltende Anekdoten, aus dem Archiv göttlicher und menſchlicher Erfinder, als Erdichtungen die eine reiche dichteriſche Einbildungskraft gebar.* Vor allen ſtehet auch hierin Homer voran, der eine ganze Geſchichte in ein Bild und die ganze Schöpfung einer Sache in ein mythologiſches Märchen zu kleiden weiß. In ihm läßt ſich über die Philoſophie der erſten Zeit ſo angenehm und begeiſtert ſchlummern als in dem Tempel des dichteriſchen Apollo, der göttliche Träume ſandte.

Wüßte man nun den Dichter mit dem Philoſophen zu verbinden, und was beide liefern in Geſchichte zu verwandeln — ein Plan, den der elende Polydorus Vergilius ſo verdorben, — ein Plan, zu dem Goguet mit vielem Fleiß geſammlet — ein Plan, über dem Iſelin und andere mit Ruhm gearbeitet; — was würde er werden, unter der Hand eines Weiſen über die Kindheit der Zeiten? Gewiß mehr als ein Kräuſelſpiel der Phantaſie und ein Zeitvertreib müßiger Leſer. Mit dem Urſprunge einer Sache entgeht uns ein Theil ihrer Geſchichte, die doch ſo viel in ihr erklären muß, und meiſtens der wichtigſte Theil. Wie der Baum aus der Wurzel, ſo wächſet Kunſt, Sprache und Wiſſenſchaft aus ihrem Urſprunge herauf. In dem Samenkorn liegt die Pflanze mit ihren Theilen; im Samenthier das Geſchöpf mit allen Gliedern; und in dem Urſprung eines Phänomenon aller Schatz von Erläuterung, durch welche die Erklärung desſelben genetiſch wird. Woher ſind ſo viel Verwirrungen entſtanden, als weil man den ſpätern Zuſtand einer Sache, einer Sprache, einer Kunſt für den erſten nahm, und den Urſprung vergaß? Woher ſo viel Irrthümer, als weil ein einiger Zuſtand, in dem man alles betrachtete, nichts anders als

einſeitige Bemerkungen, getheilte und unvollſtändige Urtheile geben mußte? Woher ſo viel Zwiſt, als weil jeder dieſe ſeinen Begriffe und Regeln, ſo einſeitig ſie waren, für die einzigen anſah, ſie zu Lieblingsgedanken machte, nach ihnen alles entſchied, und außer ihnen alles für Nichts, für Abweichung erklärte? Woher endlich ſo viel Selbſtverwirrung, daß man aus einer Sache die nicht immer dieſelbe blieb, immer verändert erſchien, endlich nichts zu machen wußte — woher alles, als weil man den erſten Punkt nicht hatte, von dem ſich das Gewebe der Verwirrung entſpann; den Anfang nicht hatte, von dem ſich nachher der ganze Knäuel ſo leicht abwickeln läßt; und den Urſprung nicht wußte, auf welchem die ganze Geſchichte und Erklärung wie auf einer Grundveſte ruhet.

Nun tappen wir freilich in einem dunkeln Gefilde, wenn wir der fernher tönenden Stimme nachſchleichen; wie entſtand dieß? Und bei wenigen Entſtehungen iſt um uns ſo viel Nacht, als bei der Frage: wie entſtand die Sprache? Die Urſachen, die dieſe Dunkelheit weben, laſſen ſich leichter zeigen als verjagen. Ich verſuche ſie anzuzeigen, denn vielleicht läßt ſich eher eine Wolke vertreiben, wenn man weiß woher ſie entſtand? und wenigſtens wird mancher, dem dieſer Weg ſo helle dünkt, behutſamer gehen lernen.

Der ſicherſte Weg zu Kenntniſſen über die Kindheit der Sprache wären hiſtoriſche Nachrichten; allein daß dieſe Nachrichten möglich, daß ſie ſicher ſind, daß ſie bis auf uns reichen — dazu wird ſelbſt eine der ſchwerſten und ſpäteſten Erfindungen erfordert: die Kunſt — ich will nicht ſagen die Kunſt zu denken, ſonſt käme ich in das Labyrinth: wie weit hat die Kunſt zu denken die Kunſt zu ſprechen, und dieſe jene gebildet und ausgebildet? — Ich bleibe alſo bloß bei der Kunſt zu ſchreiben, zu ſchreiben was man will, ewig zu ſchreiben. Und wie viel ſpäter iſt dieſe Erfindung, als die Kunſt zu ſprechen, und zu ſprechen was man will? Und wie viel Revo-

lutionen hatte die Sprache überlebt, ehe man so weit kam? und ehe man an eine schriftliche Nachricht dachte? Und wie viel Jahrhunderte gilt diese letzte Kunst, so wie sie da war, nichts? Selbst die Tradition, damals die einzige Bewahrerin historischer Nachrichten, hatte sich längst heiser geschrien, sich mit Lügen und Fabeln vermischt, ehe man die Ueberbleibsel ihrer Sage schriftlich aufnahm. Sie konnte, wie die Echo, nur immer eine andere Echo wecken; ihr einen schwachen, verkürzten und halben Laut übergeben; dieser kürzte, verdunkelte und schwächte sich immer mehr, er verstummte beinahe, und war unvernehmlich, bis er endlich ein menschliches Ohr fand, das wenig oder nichts aus ihm buchstabiren konnte. Die griechische Sprache hatte im Homer schon ihren höchsten Gipfel erreichet, ehe die Kunst Bücher zu schreiben erhört war. Und woher nun Nachrichten vom Ursprunge der Sprache, die nicht selbst Muthmaßungen wären?

Ueberdem keine menschliche Erfindung ist auf einmal da, und am wenigsten die erste und größeste aller Erfindungen, die Sprache? Nicht war sie gleich was sie ward, und ist. Denn siehe diesen majestätischen Fluß; er entsprang — aus einer Quelle, die an sich unbekannt gebliehen wäre, hätte sie nicht diesen Sohn geboren. Und die Quelle selbst? das ist schwerer! Aus dem Verborgenen quoll sie hervor, entstand nach und nach; ihren Ursprung hat niemand bemerken wollen, und man hat genug, zu erklären wie sie hat entstehen können. So ist's mit den größten Dingen, sie waren elende Versuche, wurden Spiele — Handgriffe — Künste — regelmäßige Künste — und spät genug eine Wissenschaft. So auch mit der Sprache. Lies den großen Homer, den Inbegriff aller Sprache der Götter, und gehe auf den Ursprung dieser göttlichen Sprache zurück; du wirst ihn in den Hüllen menschlicher Nothdurft, in einer Wiege der Kindheit, in Windeln erblicken, deren du dich schämen müßtest.

Und nehmen wir auch nicht so eine hervorragende Höhe, gehen wir auch mehr auf den Anfang zurück. Wann wird das Geschöpf geboren? Wann kommt es ans Licht? Wenn es schon vollständig gebildet ist. Im Verborgenen ward es gebildet, und — wie es erzeuget wurde, läßt sich ihm nicht ansehen. So gibt es bei allen menschlichen Productionen Erzeugung und Geburt. Von der letzten fängt sich Gestalt, Lebensalter und Zeitrechnung an; allein wie viel merkwürdige Veränderung, ja die ganze Gestaltung selbst wird darüber vergessen! So auch bei der Sprache; wer kann sie bemerken, ehe sie ist? wie sie wird? Da, und vollkommen da muß sie seyn, ehe sie auch nur bemerkbar wird — und der Forscher will das erste wissen!

Die meisten Dinge in der Welt werden durch ein Ungefähr, und nicht durch abgezweckte Versuche hervor-, weiter herauf- und herunter gebracht; und wo will ich nun mit meinen Vermuthungen hin, in einem Zauberlande des Zufalls, wo nichts nach Grundsätzen geschieht, wo alles auf das sprödeste sich den Gesetzen der Willkür und des Zweckmäßigen entziehet; wo alles, das meiste und kostbarste, dem Gott des Ungefährs in die Hände fällt. Hätten wir eine Geschichte der menschlichen Erfindungen, wie würden wir Erzeugungen finden, die nach der Kosmogonie des Epikurs durch ein Zusammentreffen der Atomen entstanden! Reihen von Ursachen wirkten zusammen, gegen und nach einander; Rad griff in Rad; eine Triebfeder gegen die andere; ohne Plan und Regel drängte eins das andere; feurig und schnell veränderten sich die Würfe; das Ungefähr hatte seine schlechten Loose fast erschöpft, ehe bessere fielen. — Nun entwerfe man nach einer philosophischen Heuristik Plane wie eine Sache hätte entstehen können? hätte entstehen sollen? Man wird mit allen Grundsätzen a priori ein Thor! Nicht wie die Sprache entstehen sollte? entstehen konnte? sondern entstanden ist? das ist die Frage!

2.

Wie nun? hätte man an ſo etwas gedacht, wenn man über Urſprung und Kindheit der Sprache urtheilen wollte — wo wären dann ſo manche philologiſche Hypotheſen geblieben, die bloß nach dem verjüngten Maßſtabe unſerer Zeiten abgemeſſen waren? Wo ſo manche Urtheile der Verwirrung, die alles in ſchiefen, halben, verzerrten Figuren erblickten, weil ſie ihren Lehnſtuhl zum Sehepunkt nahmen, und in die Zeiten und Umſtände ſich nicht zu ſetzen wußten in denen die Sprache ward und war? Wo der dictatoriſche Eigenſinn, der ſich unterſtand Nachrichten der Alten zu widerſprechen ohne ſie zu widerlegen; ſie nach ſeinem Kopf zu drehen, und wenn ſie ſich nicht drehen ließen, ſie wegzuwerfen, zu verſpotten? Und wo die ganze Hypotheſe vom göttlichen Urſprunge der Sprache aus der Natur derſelben dargethan?

Aus der Natur derſelben? Wäre dieß geſchehen, auch neulich von Süßmilch [1] geſchehen; wie hätte er dann einen ſpäten, einen vollendeten Zuſtand der Sprache für den Urſprung; und eine gebildete Sprache, an der auch ſelbſt bei dem roheſten Volke Jahrhunderte arbeiteten, zu der Millionen Menſchen zutrugen, die ſo viel Zeitalter überlebt hat — wie hätte er die für eine werdende Sprache nehmen können? Siehe dieſen Baum, mit ſeinem ſtarken Stamme, mit ſeiner prächtigen Krone, mit Aeſten und Laub, Blüthen und Früchten, auf ſeinen Wurzeln wie auf einem Throne — ſiehe ihn, wie er iſt; du wirſt bewundern, erſtaunen, und ausrufen: „Göttlich! Göttlich!“ Nun aber ſiehe dieß kleine Samenkorn; ſiehe es in die Erde verſcharrt, ſich in einem zarten Sprößlinge hervorheben, Keime treiben, Blätter gewinnen, wachſen — du wirſt noch ausrufen: Göttlich! — aber auf würdigere und vernünftigere Art. Die Anwendung laſſe man mich nicht machen, ſie iſt zu offenbar. Vollkommenheit, Ordnung,

[1] Süßmilch über den Urſprung der Sprache.

Schönheit iſt in der Sprache; aber wie und wann in ſie gekommen? dieß iſt der Knote! Der vorige Baum, hätte er, ſo wie er iſt, aus der Erde ſteigen, mit ſeinem ſchönen Gipfel den Schooß ſeiner Gebärerin durchdringen, mit ſeinen tauſend Armen die Mutter brechen, und mit ſeinem ſtarken Stamm ſich in die Lüfte heben müſſen, hätte er dieß müſſen; hätte ich's geſehen, freilich ſo wäre ſein Urſprung unbegreiflich, unerklärlich, göttlich! Wäre die Sprache mit aller ihrer Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit geſchmückt der Erde wie eine Pallas, die aus dem Gehirn Jupiters trat, erſchienen, ohne Zögerung würde ich, verblendet von ihrem Glanze, zurücktreten, mich verhüllen, niederfallen, und ſie als eine göttliche Erſcheinung aus dem Olymp anbeten. —

Aber iſt dieß? und woher muß es ſeyn? Sind nicht tauſend Merkmale in einer, und Millionen Spuren in der Verſchiedenheit der Sprachen, daß die Völker eben durch die Sprache allmählich denken, und durch das Denken allmählich ſprechen gelernt? Iſt wohl Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit der Sprache, ſo vieler, ja aller Sprachen nach einem Plan gebildet? Welche ungeheure Hypotheſe in dieſe große Menge und Verſchiedenheit ein einziges Ideal zu bringen? Welche ungeheure Einbildungskraft, dieß Eine Ideal in allen zu finden, und offenbar ſehen zu können daß der Geiſt des Idiotismus in jeder Haupt-, in jeder Nationalſprache nichts als Anomalie, bloß Abweichung von der Regel ſey, die wir beliebten? Und wenn nun auch dieß Vorbild einer Sprache für alle angenommen wäre, welcher Scharfſinn zu ſehen daß dieß Vorbild auf einmal gebildet; zu ſehen daß es in dem göttlichen Verſtande, und in keinem andern gebildet ſeyn müſſe — zu ſehen und genau ſagen zu können: ſo viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung konnte in die Sprache von Menſchen gebracht werden, durch die vereinten Bemühungen ganzer Zeitalter, Jahrhunderte und Geſchlechter. — Allein dieſe Ordnung, jene Voll-

kommenheit, jene Schönheit geht ſchlechthin über den menſchlichen Verſtand weg, und wenn ich ihn auch als eine Zuſammenſetzung von Millionen Köpfen, als eine Production von ganzen Jahrtauſenden, und als ein Geſchöpf betrachte zu deſſen Bildung ein unendlicher Zuſammenfluß von Zufällen und Kleinigkeiten, ein Zuſtoß von unzähligen Fehltritten und Situationen beitragen mußte.

Kurz! die ganze Hypotheſe vom göttlichen Urſprunge der Sprache iſt wider die Analogie aller menſchlichen Erfindungen, wider die Geſchichte aller Weltbegebenheiten und wider alle Sprachenphiloſophie. Sie ſetzt eine Sprache voraus die durch Denken ausgebildet, und zum Ideal der Vollkommenheit ausgedacht iſt (ein Bild das wir uns oft bei allem ſeinem Krüppelhaften doch ſchön und geſund denken), und bekleidet dieß Kind des Eigenſinnes, das augenſcheinlich ein ſpäteres Geſchöpf und ein Werk ganzer Jahrhunderte geweſen, mit den Strahlen Olymps, damit es ſeine Blöße und Schande decke. — Und wie Süßmilch inſonderheit dieſe Hypotheſe vorgetragen, hat er nichts — als gezeigt daß ihm der philologiſche Geiſt fehle das wahre Ideal einer Sprache zu ſchätzen; der Geiſt der Geſchichte um die verſchiedenen Zeitfolgen und Lebensalter derſelben zu prüfen; und am meiſten der Philoſophie Genius ſie als eine Entwickelung der Vernunft, und als eine Production menſchlicher Seelenkräfte erklären zu können. Er denkt ſich eine Sprache wie er ſie will, und kann alſo auch, was er will, beweiſen; er hat im Kleinen überall Recht, und für das Ganze nichts geſagt!

Ich darf alſo immer einen menſchlichen Urſprung vorausſetzen, jeder andere iſt über unſere Sphäre; er läßt uns den Knoten der Unterſuchung nicht entwickeln, ſondern nach dem Einfall des Alexanders im Gordiſchen Tempel ihn abhauen. Ueber göttliche Productionen läßt ſich gar nicht urtheilen, und alles Philoſophiren κατ' ἄνθρωπον wird mißlich und unnütz; wir müſſen ſie doch immer

als menſchliche betrachten; insgeheim immer einen menſchlichen Urheber vorausſetzen, der nur auf höherm Boden ſtehet, und mit höhern Kräften wirket. Man laſſe mich alſo einen menſchlichen Urſprung der Sprache vorausſetzen, ſollte es auch nur meiner leidigen Philoſophie, und des beſſern Theilnehmens halber, kurz! meines ſchwachen Magens wegen ſeyn. Was iſt für Menſchen würdiger und wichtiger als Productionen menſchlicher Kräfte, die Geſchichte menſchlicher Bemühungen, und die Geburten unſeres Verſtandes zu unterſuchen? Und wie intereſſant wird die Philoſophie über die Kindheit der Sprache, wenn ich in ihr zugleich die menſchliche Seele ſich entwickeln, die Sprache nach ſich, und ſich nach der Sprache bilden ſehe! — Das größte Werk des menſchlichen Geiſtes. — Ich folge alſo dießmal zween blinden Heiden, dem Diodor von Sicilien und Vitruv; zween katholiſchen Chriſten, dem heiligen Gregor, und dem für mich noch heiligern Richard Simon; und in der neuern Zeit einem akademiſchen und einem jüdiſchen Weltweiſen: Maupertuis und Moſes Mendelsſohn — und ſetze, wenn nicht mehr, ſo zum Spaß, voraus: „Menſchengeſchlechter haben ſich ihre Sprache ſelbſt gebildet.“ Und führe, wenn nicht mehr, ſo zum Spaß, meine Parallele fort: ein Menſchengeſchlecht und ein Menſch in ſeiner Kindheit ſeyn einander ähnlich. Nur rede ich nicht von der Erzeugung, auch nicht einmal von der Geburt, ſondern bloß von der Kindheit ihrer Sprache.

3.

Eine Sprache in ihrer Kindheit? — man nenne dieß Zeitalter wie man wolle, es bleibt ein Zuſtand der rohen Natur. Natur war damals noch alles: Kunſt, Wiſſenſchaft — Schriftſteller, Weltweiſen, Sprachkünſtler gab es noch nicht; alles war Volk, das ſich ſeine Sprache bildete — zur Nothdurft, und dann allmählich zur Bequemlichkeit. Der Anfang derſelben war in einer einfältigen Geſtalt, als Werkzeug des Gebrauchs halben; wie dieſer war, wurde

jenes eingerichtet. Bis auf Eigenſinn, Unwiſſenheit, Irrthümer und Dürftigkeit muß alſo die älteſte Sprache ein Spiegel der Nation und des Zeitalters ſeyn; man unterſuche die Natur des letztern, ſo hat man die Natur des erſtern, der Sprache in ihrer Kindheit.

Ohne nun einen Rouſſeau'ſchen Zuſtand der Natur romanhaft zu erdichten, oder das Bild eines werdenden Volks zu übertreiben, muß ich doch immer auf die Stimmen des geſammten Alterthums merken, daß der erſte Zuſtand eines Volks ein Stand der Dürftigkeit und Stärke geweſen. Wer dieſe tauſend Stimmen nicht in den Hallen des Alterthums ſelbſt gehöret, der höre die Echo derſelben in Goguets nützlichem Werke, der die Stellen hierüber geſammelt hat; er gehe unter die Wilden in allen Reiſebeſchreibungen und lerne ihre Weiſe, ſo wird er nicht mehr zweifeln daß ein brittiſcher Beobachter Recht habe: „in der Kindheit der Staaten ſind die Menſchen unwiſſend, unentſchloſſen, beherrſcht von der Furcht und von ihrem Gefährten, dem Aberglauben. Jeder neue Gegenſtand findet ſie unvorbereitet; ſie ſtarren gleich Kindern, die die erſten Ideen des Lichts empfangen.“

Ich habe nicht Luſt meine Vergleichung zwiſchen Kindern und dieſen Thiermenſchen auszumalen; man muß alle Nachrichten der Alten abläugnen, und ſich ganz und gar nicht aus ſeinem jetzigen Zuſtande einer gebildeten Natur, eines geſitteten, bequemen und üppigen Lebens herauszuſetzen wiſſen, wenn man alles dieß unbegreiflich findet — und findet man dieß nicht, wie kann man den Einfluß auf die Sprache fremd finden?

Eine Geſellſchaft, die tauſend Gefahren ausgeſetzt, in unbekannten Gegenden zwiſchen den Zähnen und Klauen der Thiere und Thiermenſchen, der Räuber und Mörder umherirret; wo jeder ſich durch einen Freund, wie durch einen Schutzengel ſeines Lebens ſichert, von dem er in einem Augenblick Hülfe erwartet — eine Ge-

ſellſchaft, die aus Furcht vor jedem neuen Gegenſtande ſtarret — vor jeder ungeſehenen Sache, wie vor einem Wunder ſtaunet — und aus Unwiſſenheit und Aberglauben vor ihr niederfällt — ein Volk, dem alſo Entſetzen, Furcht, Staunen, Bewunderung, wie bei Kindern, die häufigſten Regungen ſeyn müſſen — ein ſolches Volk wird dieſen Geiſt auch ſeiner Sprache mittheilen; große Leidenſchaften mit gewaltſamen Gebärden und mächtigen Tönen ankündigen; ſchleunige Bedürfniſſe durch kurze und heftige Accente des Geſchreies melden; unarticulirte Laute werden ſich zu rauhen und einſylbigen Worten umarbeiten; ſtarke und ungeglättete Organe werden unbiegſame Töne hervorſtoßen; der Odem wird ſich nicht Zeit nehmen Lunge und Perioden auszudehnen, ſondern in kurzen und häufigen Intervallen kommen und wiederkommen. Das wird die Sprache ſeyn die nach Horaz Menſchen machte; denn ſo lange wären dieſe Thiere, bis ſie Worte fanden: quibus voces sensusque notarent.

Um den Ton helle und unterſcheidend zu geben, habe ich die Saite ſcharf anziehen müſſen; dieſe läßt von ſelbſt nach, und wird ſich aus jenem das Scharfe des Klanges verlieren. Von den erſten Zeiten eines Volks gibt es ſo wenig Andenken als von unſern unmündigen Jahren. Die Erinnerung an unſer letztes Knabenalter, da wir Zucht annahmen, iſt die Morgenröthe in unſerm Gedächtniß; ſo auch die erſten Nachrichten aus dem Zeitalter der Sprache, da ſie jugendliche Zucht anzunehmen begann. Dieſe Verſpätung wird unſern zu hoch angegebenen Ton von ſelbſt herunterſtimmen.

Die älteſten Sprachen haben eine Art von ſinnlicher Geſtaltung, ſo wie noch die Sprachen der Völker beweiſen die in ihrem Jugendalter der Bildung leben. Klima und Zone kommt hier noch nicht in Betrachtung; denn ſowohl die heißen Morgenländer, als die wilden Amerikaner beſtätigen was ich ſage. Alles erinnert uns an den Morgen der Welt, da eine Nation ſich ihre Sprache nach Zunge, Ohr und Auge bildete, und für Ohr und Auge ſprach.

So wie es die älteſte Schrift iſt ſeine Gegenſtände in Bildern zu malen, ſo malte auch die erſte Sprache: Dinge die durch Bewegung in die Sinne fielen, dem Ohre; Dinge die durch das Anſchauen begreiflich wurden, dem Auge. Von ihr kann man alſo ſagen, was Plutarch vom Delphiſchen Apollo ſagte: οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει

Die älteſten Sprachen hatten vielen lebenden Ausdruck, wie es die Reſte alter und urſprünglicher Sprachen, doch jede nach ihrem Lande, bezeugen. Unmittelbar nach der lebenden Natur, und nicht wie die neuern nach willkürlichen todten Ideen gebildet, hatten ſie nicht bloß einen nachdrücklichen Gang für das Ohr, ſondern waren auch bei der leichteſten Anwendung fähig mit dem Wirbelwinde zu raſen, in der Feldſchlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüthen, mit dem Fluß zu rauſchen, mit dem einſtürzenden Felſen zu krachen, und mit den Thieren zu ſprechen. Aus der damaligen nähern Bekanntſchaft mit dieſen, die wir nicht mehr die Ehre haben zu genießen, rührt auch vermuthlich die alte poetiſche Sage daß in der goldenen Zeit Menſchen und Thiere ſich verſtanden hätten. Für mich hat dieſes Märchen bei Plato und andern viel Reiz und Würde, ſo wie es auch einige Aufſchlüſſe über die Kindheit der Dichtkunſt geben könnte. Hier führe ich nur an daß wenn man es einigen ihrer älteſten Weiſen zur Ehre nachſagt, daß ſie, z. E. Melampus, Tireſias und andere, ſich hätten mit Thieren beſprechen können, noch jetzt die Morgenländer nicht ganz von der Vogelſprache weg ſind. Ein in der Einöde lebender Araber kann leicht einige Gattungen des Thiergeſchreies unterſcheiden lernen; und da eine poetiſche, ſchwärmende Einbildungskraft aus jedem Eindruck machen kann was ſie will, ſo dünkt mich dieſe erſte thieriſche Sprache den Samen zu vielen Erdichtungen in ſich zu tragen. Die Helden Homers mögen alſo mit ihren Pferden ſprechen, und Aeſop die ganze Natur in Handlung ſetzen, mir nicht zuwider.

Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (αὐδᾶν, ἀείδειν, und das nachgebildete Wort canere) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen die der Gott sang hießen Aussprüche (φατά); die Gesetze sangen, und hießen Lieder (νόμοι); die Weissager, die Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (ἔπεα); Homers Helden sprechen lauter gefiligelte Worte (ἔπεα πτερόεντα) und seine Volksältesten sind „Heuschrecken gleich die auf den Bäumen im Walde sitzen, und angenehmen Laut geben." Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherm Ton, daß man nicht bloß lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören ließ. Der Rhythmus der Sprache war heller, und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander; in Verbindungen ungefesselt, bekam sie einförmige Cadenzen. Noch jetzt wird im gemeinen Leben der gekettete Bücherstyl widerlich und ein rednerischer Periode unausstehlich; und damals, da man noch nicht an Bücher dachte, was war die Sprache da? Nichts als singende und redende Natur.

Fliegende Fragmente würden sich mit einem schweren Panzer von Gelehrsamkeit übel behelfen; man ist also für erschrecklichen Zeugnissen und Ausführungen aus den Alten sicher, die Vossius, Meibom und Du-Bos zum Theil gesammelt haben. Man urtheilt immer schief, wenn man den Ausdruck singen so uneigentlich nehmen will als wir ihn gebrauchen; man spricht wie im Traume, wenn man das Theatersingen der Alten auf eine Modedeclamation nach dem französischen Ohr herabsetzet, vielleicht bloß um der Musik und der Schaubühne seiner Zeit ein Compliment zu machen. Alsdann thut man besser wenn man, wie Vossius, gar nicht unternimmt dieß Singen der Alten zu erklären; oder daß man, wie die meisten, unbestimmt und verworren darüber spricht; oder am besten — man sage mit Dacier wenn die Griechen da sangen wo wir sprechen, so waren sie — Narren! kurz und gut!

Durchaus muß man aus seiner Zeit und aus seinem Volke auszugehen wissen, um von entfernten Zeiten und Völkern zu urtheilen. Die Nation, die Sitten und Gebräuche auf gut ägyptisch ohne Veränderung erhält, die Chinesen, haben mit ihrer Zeichenschrift und Sachensprache auch das Singen beibehalten; viele wilde Nationen von alten Sprachen und Sitten singen noch, sie haben auch in ihrer Prose den hohen und schweren Accent, von dem wir so wenig wissen. So wurde also das Ohr der Alten am Singen vergnügt, wie unser Ohr in der Kindheit sich mit einförmigen Cadenzen stillen und einschläfern ließ: Gesang war ihnen natürlich.

Und in diesen Gesang für das Ohr sprachen noch mit hundert Stimmen Gebärdungen und Zeichen für das Auge, daß also die Rede im neuen Verstande Malerei heißt. Wollte ich die Sache ab ovo anfangen, so könnte ich mich hier darüber ausbreiten daß Zeichen die Stelle der Schrift vertraten; daß symbolische Handlungen alles eindrücklich, ehrwürdig und feierlich machten; daß man die Zeichensprache in Frage und Antwort beliebte — allein dieß alles gehört nicht hieher. Ich verweise nur darauf, daß, wie wilde und freie Nationen, die noch mehr Menschen und weniger Bürger sind, durch Gebärden des Körpers weit mehr sprechen als uns das eingeführte Sittsame, der Wohlstand erlaubt, so auch die Alten weit mehr mit Gebärdungen gesprochen, und die Rede declamirt haben, als wir. Ich verweise auf Homer, der in seinen kleinsten Beschreibungen es zu schildern weiß wie mächtig die Leidenschaft durch eine einzige Gebärde, und die freie Seele durch einen freien Körper spricht — wie oft wird man bei kleinen und mächtigen Zügen ausrufen: nein, göttlicher Alter! nur du sahest Geister, und konntest Leidenschaften körperlich schildern; wir sehen sie nicht mehr, wir gaukeln, oder stehen wie Bildsäulen; jetzt spricht nicht mehr der Geist wie er vor deinen Augen sprach; aus mächtigen Gebärden

iſt er in ſtille Mienen und Geſichtszüge geflohen, wo er — ſtatt ſich auszureden — ſtammlet und ſchweigt. — Immer mußte Gebärdung zu Hülfe kommen, wenn die noch ungebildete Sprache ſich nicht zu wenden wußte — und da die Leidenſchaft ohnedem die Gebärden von ſelbſt hervorrief, wie mußte dieſe lebendige Interpunktation der Sprache Einſchnitt, Modulation und Nachdruck geben! —

Noch genauer lauft die Parallele zwiſchen Kindern und einem neugebornen Volke, wenn wir bei beiden das Innere ihrer Sprachen unterſuchen. Namen ſind das Wortregiſter eines Kindes, man heiße nun dieſe Namen Nomina oder Verba, und ſo ſind auch in der Sprache dieſe beiden die erſten. Sogar Nomen und Verbum wurde in der griechiſchen Sprache grammatiſch ſpät unterſchieden; und die übrigen Redetheile gehören entweder zur Familie oder zur Begleitung dieſes Paars; und die einfachen Formen der morgenländiſchen Sprachen zeigen hinlänglich daß Veränderungen und Beugungen ein Zuſatz ſpäterer Zeiten geweſen. Noch jetzt beſtehen die Sprachen der Huronen, Iroquoiſen und anderer urſprünglichen Nationen meiſtens aus Verbis, und auch ſelbſt in der unſrigen zeiget der lebendige Laut, der in den Verbis tönet, daß ſie der älteſte Theil der Sprache ſind; ſo wie jedes Thun und Leiden, jede Handlung und Bewegung, die in Verbis gemacht wird, mehr Eindruck macht als das thätige oder leidende Weſen ſelbſt, das die Nomina ausdrücken.[11]

Mit der Zeit mußten natürlicherweiſe in die älteſten Sprachen Synonymen und Pleonasmen kommen. Die Welt von Gegenſtänden, die um ſie war, war der Inhalt ihrer Sprache — und wo war der Philoſoph, der, was er ſah, in Claſſen geordnet, und den Ueberfluß weggeſchwemmt hätte. Neue Sachen, neue Gegen-, Zu- und Umſtände gaben neue Namen — und ſo ward ſie nur gar zu reich. Sinnlich wurden ſinnliche Gegenſtände bezeichnet — und

von wie vielen Seiten, aus wie manchem Gesichtspunkte lassen sie sich bezeichnen! — so ward die Sprache voll toller und ungezähmter Wortumkehrungen, voll Unregelmäßigkeit und Eigensinn. Bilder wurden so viel möglich als Bilder eingetragen; und so entstand ein Vorrath von Metaphern, von Idiotismen, von sinnlichen Namen. Rauhe Stärke in Leidenschaften und Handlungen, in Tugenden und Lastern war das Gepräge des Zeitalters — nothwendig auch der Sprache, die bei jedem Volk unter tausend zufälligen Umständen so gut und so schlecht war als sie seyn mußte, um eine Sprache des sinnlichen Volks zu seyn.

4.

Ich sammle meine zerstreueten Bruchstücke zusammen, und sehe was sich daraus machen läßt: nichts minder als eine philosophische Sprache; und das jugendliche Zeitalter derselben weiß von keiner philosophischen Grammatik, die gegen jene ein Alter mit grauen Haaren ausmacht. Ich wiederhole nochmals: man sammle die vorhergehenden Bruchstücke, eine Sprache voll Bilder und Leidenschaften — Idiotismen und Pleonasmen — Wortumkehrungen und Eigensinn — die da sang und sich gebärdete — für Auge und Ohr malte — was ist sie, wenn etwas Kunst über sie kommt? — Nichts anders, und nichts besser als eine poetische Sprache. Nicht die Sprache allein brachte Poeten hervor, sondern das Zeitalter, das die Sprache hervorbrachte, schuf Poeten, die ihm damals alles waren, die es mit allem unterstützte; und unter diesen Unterstützungen war die Sprache, wenn nicht mehr, so die letzte.

Hier zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Lichte: „solange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war, so blieb sie arm, schlosser und unvollkommen; das Denken, Philosophiren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkommenheit.“ [1] Sie philosophi-

[1] Breitingers Krit. Dichtk. Th. 2. durchgängig.

schen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück daß die Poesie in einem andern Elemente athmet.

So löset sich auch der Zweifel eines sprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf: [1] „Ich weiß nicht ob es wahr ist was man in vielen Büchern wiederholet hat, daß bei allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prose zu einer gewissen Höhe gestiegen sey?" Es ist allerdings wahr, was alle alten Schriftsteller einmüthig behaupten, und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist: daß die Poesie lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer größten Höhe gestiegen sey; daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen, und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder Nation sind Dichter; die ersten Dichter unnachahmlich. Zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst; sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Aether der Spitzfindigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man bloß versifizirte Philosophie, oder mittelmäßige Poesie. Ueberhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung: wie man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne? durchaus eine andere Wendung. Sein Grundsatz ist: „Keine Nation ist weder in der Poesie noch in der Prose vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte." Und nach den Zeugnissen der Alten, und nach einer philosophischen Kenntniß von der Verwandlung einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortrefflichsten Meisterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennet und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur politischen Ruhe trat, war sie merklich von der prosaischen unterschieden; die stärksten Machtwörter, die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Par-

[1] Klopstocks Abhandl. über die poet. Sprache.

tikeln, der klingendſte Rhythmus, die ſtärkſte Declamation — alles belebte ſie, um ihr einen ſinnlichen Nachdruck zu geben, um ſie zur poetiſchen zu erheben. Aber da die Proſe aufkam, die zuerſt, wie Herodot, auch noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da ſie ſich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte ſie ſich von der ſinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umſchrieben; die Synonyme ausgeſucht, beſtimmt, ausgemuſtert; die Idiotismen gemildert. So wie das Völkerrecht jetzt im Staate zum Geſetz ward, ſo auch in der Sprache; man bildete eine Sprache nach der andern, mit der ſie umging. Es entſtand ein Adel, ein Pöbel und ein Mittelſtand unter den Wörtern, wie er in der Geſellſchaft entſtand; die Beiwörter wurden in der Proſe Gleichniſſe, die Gleichniſſe Exempel; ſtatt der Sprache der Leidenſchaft ward ſie eine Sprache des mittlern Witzes, und endlich des Verſtandes. So iſt Poeſie und Proſe in ihrem Urſprunge unterſchieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die dieſe ganze natürliche Metempſychoſis der Sprachen überall verfehlt, und nicht genug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurück zu gehen wiſſen, um von entfernten Alten und abgelebten Sprachen zu urtheilen. Allein alles dieß gehört nicht zu meinem Buch. Hier kann ich doch nicht, wie ich ſelbſt weiß, dieſe ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen; mit aller Aehnlichkeit zuſammenhalten, und gegen die Einwürfe retten, die man uns unſerer Zeit macht. — Lieber wollen wir, ſtatt zu ſtreiten, das Geſagte auf unſere Zeit anwenden.

5.

Wo ſteht unſere deutſche Sprache? Ueberall iſt zu unſerer Zeit die Proſe die Sprache der Schriftſteller, und die Poeſie eine Kunſt, welche die Sprache verſchönert um zu gefallen. Gegen die alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, ſind die Mundarten

Europens mehr für die Ueberlegung als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Proſe iſt uns die einzig natürliche Sprache, und das ſeit undenklichen Zeiten geweſen; und unſere Poeſie iſt, ſie ſey was ſie wolle, doch nicht ſingende Natur, wie ſie es nahe an ihrem Urſprunge war, und ſeyn mußte; ſo wenig ſingende Natur daß wir kaum in dieß poetiſche Zeitalter, über eine ſo ungeheure Kluft herüberſetzen, kaum dasſelbe begreifen und recht fühlen können. Eben die Befremdung, mit welcher man meine Hypotheſe aufgenommen, zeigt wie weit weg wir von dieſem Lande der Dichter ſind; freilich weit, und zu weit weg um je in dasſelbe zu kommen, und es als unſer Vaterland anſehen zu können; aber nicht zu weit weg um dasſelbe kennen zu lernen, und die Nachrichten daraus zu nutzen. Wir wollen hierüber etwas verſuchen.

Sowie uns unſere beſten Heldenthaten die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtniß verſchwinden, ſo entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die beſten Dichter, weil ſie vor der Schriftſtellerei voraus gehen. Im Griechiſchen haben wir aus dieſer Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, deſſen Rhapſodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach ſeinem Tode blieben, bis ſie geſammelt wurden; da alle übrigen Dichter vor ihm und viele nach ihm verloren ſind. Aeſchylus und Sophokles und Euripides beſchloſſen die poetiſche Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Proſe; Herodot ſchrieb ſeine Hiſtorie noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunſt die Geſtalt einer Wiſſenſchaft, die Weltweisheit fing an öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde beſtimmt. Der einzige Homer ſteht alſo am Ufer dieſes großen dunkeln Meeres ſowie ein Pharus da, um eine große Strecke wenigſtens hinan ſehen zu können. Und dieſer Sänger Griechenlandes trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der ſchmal wie ein Haar, und ſcharf wie die Schärfe des

Schwerts ist, da Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten; oder vielmehr, da die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Gränze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinge, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe, und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch alles Natur, Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rauh und prächtig; die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke; die Götter niedrig und erhaben; die Helden pöbelhaft und groß; Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen; die Sprache voll Dürftigkeit und Ueberfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang, ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte. — Was ist aus seiner Sprache zu rauben?

Das Sylbenmaß sehr schwer; wenigstens wird es bei uns nie was es bei Homer war, singende Natur. Damals als noch die ἀοιδοι und ῥαψωδοι sangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach daß man nicht bloß lange und kurze Sylben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urtheiler der Prosodie seyn konnte — damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle daß die Cadenze, in der man die Verse aussprach, oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Sylbenmaß, das die meiste Harmonie in sich schloß; das so genau in ihrer Sprache lag als die Jamben unserm Gesange natürlich werden; und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange und Declamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf- und niederstieg als unsere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also

an die Menſur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten geſunden Verſtande ohne Schulweisheit Jamben, Daktylen und Trochäen zu leſen: er wird ſogleich, wenn ſie gut ſind, ſcandiren; gebet ihm einen gemiſchten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadenzen bei dem Geſange der Kinder und der Narren zu: ſie ſind nie polymetriſch; oder wenn ihr darüber lacht, ſo geht unter das Landvolk, gebt auf die älteſten Kirchenlieder acht: ihre Falltöne ſind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig. Dahingegen ſangen die griechiſchen Rhapſodiſten ihre langen Gedichte in immerwährenden Hexametern; ohne Zweifel weil der Hexameter ihrem Ohr auch ſelbſt für Gaſſenlieder nicht zu lang, und ihrer Sprache nicht zu polymetriſch war, und weil ihre Proſodie und Geſangweiſe jede Sylbe und Region gehörig beſtimmte. Aber jetzt! wollt ihr griechiſche Hexameter leſen, lernet erſt Proſodie, um die Sylben in ihre rechten Regionen bringen zu können. Ihr wollt deutſche Hexameter machen: machet ſie ſo gut ihr könnet, und alsdann laſſet demungeachtet die Versart darüber drucken, wie man es Klopſtock rieth; oder bittet, wie Kleiſt, dieß Sylbenmaß als Proſe zu leſen. Könnet ihr Hexameter declamiren? Wohl! ſo werdet ihr auch wiſſen daß das die beſte Declamation iſt die ſeine Füße am meiſten verbirgt, und nur alsdann hören läßt wenn ſie die Materie unterſtützen. Sehet! ſo wenig iſt der Hexameter und die polymetriſchen Sylbenmaße unſerer Sprache natürlich. Bei den Griechen forderte ihn die ſingende Declamation, das an den Geſang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns weder Sprache noch Ohr noch Declamation.

Was ſollen wir denn aus dieſer Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer ſang und wurde ſpät geſammlet. Die Tragödien des Aeſchylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinſchaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgeſungen. Die Sprache ſtützte ſich alſo damals mächtig auf

eine singende Declamation, die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Declamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen und Füllwörter, die zur damaligen Declamation gehören. Das Ἀλλ' ὅταν, womit jedesmal die Orakel anfingen; das ἀλλὰ, δὲ und αὖταρ des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Uebersetzung klingen; eben so lächerlich als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde uns seine 24 Buchstaben vorzusingen. Er zerreißt und zerstückt seinen Perioden, aber mit dem heiligen Rhythmus, mit welchem nach Theokrits Ausdruck die Bachantinnen den Pentheus zerstückten.

Bis zur Natur diesen hellen Rhythmus nachahmen, können wir also nicht; aber doch gehört er dazu, um die Alten dieses Zeitalters poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammelten Markte, und stelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsinget. „Wie die Korybanten, von der Melodie des Gottes, der sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Gebärden zeigen, so begeistert ihn Homer, und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter.“ In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht seines Perioden, mir Ohr und Seele; jede Verbindung und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei; und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde, so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersetzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas was ungefähr wiederholet was Homer in seiner poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Ich unternehme es nicht, diesen poetischen Rhythmus, zusammt seinem ganzen lebendigen Eindruck auf die Sprache des Dichters

zu erklären; allein wie oft, wenn ich ihn wenigstens mir selbst lebendig zu machen gesucht — wie oft habe ich alte und neue Scholiasten beklagt, die den Homer mit Mißverständnissen, übeln Deutungen und Zänkereien überschwemmten, bloß weil ihnen das poetische Ohr entging', das diese Sprache des Dichters hören, fühlen und verfolgen konnte. Wie? würden alsdann wirklich wortgelehrte Scholiasten, und schickliche Uebersetzer uns das ungriechische barbarische Ohr so oft hören lassen, das die ganze Verbindung und Ausfüllung des Perioden, mit allem was diese Stücke in sich schließen, so oft verwirret, so oft versäumet, und selten ganz gefühlet? Bei allen Erklärungen hat man es noch immer als die dunkelste Seite dieser altgriechischen Sprache nachgelassen, wie mächtig und sonderbar sie den Perioden fülle und binde.

Viele nutzbare Aufschlüsse müßte es geben, wenn ein Ausleger Homers, mit griechischem Ohr, uns diese ganze Fülle und Verbindung des singenden Numerus entdeckte; wie Homers Periode sich nirgend zur prosaischen Rundung wölbe, noch in spitze Gegensätze zusammenlaufe; wie er Glied nach Glied auseinanderfallen läßt, und indem er sich immer halb wiederholt, eben damit immer weiter schreite; wie er seine Töne immer aus- und in einander zieht, so daß überall Ruhepunkte, nirgends aber im ganzen Werke ein Endpunkt erscheint; wie das ganze Gebäude aus Rhapsodien besteht, durchhin aber kein Riß und keine Verkittung zu merken ist; wie mit der beständig fortgehenden Handlung auch das ἔπος im kleinsten wörtlichen Theile mit verketteten Händen in gleichen Schritten fortschreite. Der Rhythmus des ganzen Werks ist wie ein Silberton, der freilich in Wirbeln und Wellen und Kreisen sich durch die Luft fortarbeitet. Kreis umschließet Kreis, Welle schlägt Welle, Wirbel faßt in Wirbel; so wird der Schall bis zu unserm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren sich Wirbel und Wellenkreise; alles fließt in einen himmlischen Laut zusammen, der untheilbar wie ein Gedanke,

und rein ist wie ein Tropfe Nektar im Munde der seligen Götter. Das Werk Homers, mit allen Wiederholungen — mit allen neben und in einander geworfenen Absätzen — mit seinen aus- und ineinanderfallenden Tönen — mit seinen einförmigen Cadenzen — seinem rauhen ungekünstelten Numerus — seinen unaufgestützten hinläßigen Perioden; mit alle diesem wird es eben ein einziger hoher Gesang, der alle Harmonien der Götter und Menschen vereinigt, ein Inbegriff aller Gesangweisen, und ein Werk, das sich dem himmlischen Einklange der Vollkommenheit nähert. Was für Dinge ließen sich sagen — wie viel Streitigkeiten und Mißverständnisse über die ältesten Dichter abthun, wenn man in einem eigentlichern Verstand als welchen Plutarch ausführte, darüber schriebe: „wie man Sänger der Natur, und den vollkommensten Sänger derselben lesen und hören soll?" Ich darf doch wohl nicht erst selbst sagen daß ich hier von etwas ganz anderm als von dem sogenannten lebenden Ausdruck rede, da der Numerus Schall und Bewegung der Natur nachahmet. Wäre der Naturgesang der Poesie nichts anders als dieß, so könnte man ihn eben sowohl in Virgil, und warum nicht auch in vielen neuern Dichtern hören, in welchen ebenfalls, nach dem Ausdruck des Pope, der Schall ein Echo zum Sinn ist. Allein der Naturgesang, der mir aus der güldenen Zeit der Welt wie aus dem Reich der Aurora entgegen schallet, mein Ohr mit lieblichen Tönen täuscht, und mich in ein singendes Zeitalter zaubert, ist offenbar eine andere Sache, die wir mit alle unserer prosodischen Kunst nicht nachahmen können.

6.

Und fast geht es uns so mit den Inversionen, die damals in jener biegsamen uneingeschränkten Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es! Unserer Sprache, selbst dem freiesten und unverworrensten Klopstockischen Hexameter,

sind Fesseln der Construction angelegt worden, die die Harmonie des griechischen Perioden meistens zerstören werden.

Oder sollen wir unsere Sprache in Bildung der Machtwörter, nach dem Griechischen üben? Versucht es! Wenn ihr gleich ein Schweizer seyd, werdet ihr die Beiwörter im Homer, Aeschylus und Sophokles oft genug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt daß sie, sowie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber, sowie unsere Kirchensprache und Kirchenpoesie beständig Jahrhunderte zurück bleiben, so zeigen sie, nach meiner Meinung, am besten wie die älteste Sprache der Poesie zur Zeit des hohen Styls gewesen ist. Wohlan nun! versucht diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen als Scaliger sie in Altlatein übersetzte; ihr werdet ungeachtet aller Stärke doch oft das alte Deutsche vermissen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheisch mag geklungen haben! —

Homer, Aeschylus, Sophokles schufen einer singenden Sprache, die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Uebersetzer pflanzte diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst im Sylbenmaß, selbst im Hexameter sprechende Prose bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte, und Empfindungen in Bilder; der Uebersetzer muß selbst ein schöpferisches Genie seyn, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Genüge thun will. Ein deutscher Homer, Aeschylus, Sophokles, der im Deutschen eben so classisch ist als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Größe und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt, und die Aufschrift verdienet:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein solcher Uebersetzer ist unstreitig viele Köpfe größer als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten

Sprache, aus einem Volke das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersetzt das im leichtesten poetischen Ton, didaktisch, geschrieben ist, und das demungeachtet doch in der Uebersetzung sein bestes Colorit verlieret — sollte dieser Uebersetzer auch Ebert selbst seyn. — Sein Young hätte im Deutschen, zu unserer Zeit, nach unsern Sitten und Religion, immer seine Nächte schreiben können; aber jene ihre Werke in unserer Sprache? in unserer Zeit? bei unsern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sey was jener für die Griechen war.

Ich habe von dieser Erstgeburt der Poesie immer aus Griechenland geredet, weil in dieser Sprache, so dunkel auch immer die ersten Zeiten seyn mögen, am meisten auf uns gekommen. Für die orientalische Dichtkunst wird an einem andern Ort Platz seyn; und über die singende Natur in den Skalden- und Barbengesängen kann ich nicht urtheilen, da ich sie nicht in ihrer Originalsprache kenne. Von den ältesten Stücken der Römer, da sich ihre Poesie gebar, werde ich aus bloßen Namen nicht urtheilen, wie andere Philologen können; und überdem wurde hier alles zu früh von Nachahmung der Griechen erstickt, die Natur in ihrem Laufe gehindert, oder wenigstens ihr langsames Wachsthum zu frühe in die Höhe getrieben. Wie gern hätte ich unsere Sprache zum Beispiel gewählt, wenn nicht alle Gesänge der Druiden und Barden aus den Zeiten der wahren poetischen Natur verloren wären; und wer anders als der mich nicht versteht, wird von mir fordern daß ich Knittelverse der Mönche, so alt dieselben auch seyn mögen, zu Denkmälern der ältesten dichterischen Natur machen soll?

7.

Ich komme an die Zeit, da der Jüngling sich zu politischen Sitten und zur bürgerlichen Brauchbarkeit bildet, und ein Mann

wird. Dieß sey das männliche Alter der Sprache, die Zeit der schönen natürlichen Prose.

Dichter will ich also diesem männlichen Alter abläugnen? Ich erschrecke! So läugne ich ja wider alle Geschichte, wider alle Natur der Sprache, wider alle Vernunft. Dichtern will ich deßwegen den Kranz versagen, weil sie etwas zu spät in ein Zeitalter kommen, da ich Sie nicht haben will? Ich entfärbe mich vor mir selbst! Was wäre ein Gedanke hieran? Und man kann mich nicht ärger mißhandeln als wenn man mich so mißverstehet. Mit Schamröthe habe ich das gelehrte Namenregister [1] gelesen, das mich aus allen Zungen und Sprachen und Völkern und Gesellschaften der Erde überführen soll: „gute Poeten und Prosaisten können zu Einer Zeit leben." Einen Autor, den man von so etwas überführen muß, sollte man verachten, und wahrlich! die Ehre eines solchen Unterrichts kann Schriftstellern die nicht vom Handwerk sind jeden Federzug verleiden. Wer wird für Leute schreiben wollen, die uns Behauptungen von der Art auch nur zutrauen können? und wer für die die uns solche als eigensinnig System aufbürden? Undankbare Schriftstellerei, die so lohnet! Doch, warum lasse ich nicht einen Menschen fortschwatzen, der im Stande ist zu behaupten: „bei den Griechen sey kein guter Dichter, der nicht erst auf gute Prosascribenten gefolgt wäre!" Wer die griechische Literatur auch nur von hintenzu gesehen, wird aus allen Scribenten wissen daß die Bildung ihrer Schreibart nicht bloß auf den Gesang göttlicher Dichter gefolgt sey, sondern daß Poesie bei ihnen Prose habe werden müssen; daß die ersten Prosaisten es für Kunst und Neuerung angesehen den Gesang zur Prose herunter zu stimmen; daß die vortrefflichsten Schriftsteller, die der Prose Styl gegeben, sich ganz nach dem Dichter gebildet, der vor aller Schriftstellerei sang, ja, daß noch der tiefsinnige Aristoteles, der durch und durch Philosoph war,

[1] s. Hallische Bibliothek der sch. Wiss.

halb eine Entſchuldigung vorzubringen ſcheint, warum die Proſe vom Rhythmus der Poeſie in ſeiner ganzen Fülle habe abweichen müſſen? wie ſie darüber ſchadlos halte, und ihn auf andere Art vergüte? Warum ſoll ich mit Leſern die die Griechen kennen wie mit Schülern ſprechen, denen durch Hunderte von Beweiſen gezeigt werden müßte daß ſie zur Bildung ihrer Schreibart den Weg über die Poeſie genommen, und daß dieſen Geſichtspunkt ſelbſt die Sprachlehrer ſelten verfehlt haben? Ein Buch würde dazu gehören dieſe anſcheinende Sonderbarkeit zu beweiſen, zu erklären und mit allen ihren Folgen ins Licht zu ſetzen. Ich ſetze alſo in dreiſtem behauptenden Tone hinzu: Eine Sprache iſt ein ganz ander Ding, wenn ein Volk ſie ſtammlet — ſinget — ſinget und ſchreibet — ſchreibet und ſpricht — ſchreibet und nicht mehr ſpricht. Jetzt bin ich alſo in dem Zeitpunkt, da man ſie ſingen und ſchreiben lernet — ſchreiben kann, und nicht mehr ſinget, ſondern ſpricht; in dem Zeitpunkt, da aus der Lieder - eine Bücherſprache zu werden begann, die Poeſie ſchöne Kunſt, und der proſaiſche Periode im bürgerlichen Leben erfunden und gebildet wurde.

Erfunden habe ihn wer da wolle; ſein Name war bei den Griechen Merkwürdigkeit, noch merkwürdiger ſollten uns die Namen ſeyn die ihn von der Stärke der Poeſie zur Fülle der Proſe, vom Geſange zum Halbgeſange der alten Declamation umſchufen. Für mich iſt kein Zeitalter heiliger als da ſich Poeſie und Weisheit, Natur und Kunſt zu trennen anfing: hier ruhen Schätze von Entdeckungen, für alle Wiſſenſchaften; hier iſt der Mittelpunkt im Cirkel der griechiſchen Literaturgeſchichte; allein ein dunkler, unabſehlicher Abgrund, an den ſich noch niemand gewagt, und bloß ein zweiter Curtius wagen kann. —

Zween Wege gehen vor mir auseinander: Poeſie, die da aufhörte die einzige Sprache der Schrift und, darf ich kühn mit den Alten ſprechen, die Sprache des Lebens zu ſeyn, und auf dem

andern Wege Proſe, die jetzt ward, die natürliche Sprache der Schrift ward, weil ſie Alten die natürliche Sprache des Lebens war.

Den erſten Weg kann ich hier nicht verfolgen, ſo wenig auch Spuren auf ihm, und ſo viel auch Kränze hinter ihm ſeyn mögen. Er gibt die große Unterſuchung auf; wie aus der Dichterei Dichtkunſt (ποίησις) und der Sänger der Natur zum Poeten wurde? Wie die Muſik (nach dem griechiſchen Gebrauch dieſes Worts), die bisher Geſang der ſchönen Natur geweſen war, allmählich Nachahmung und ſchöne Kunſt wurde? Wie nach Homerus Gedichten, in denen an Natur nichts mehr zu übertreffen war, allmählich immer mehr Kunſt in die Poeſie kam? Wie aus dieſer großen Quelle, in der bisher alles, Weisheit und Schreibart, vereint geweſen war, verſchiedene Gattungen wie Bäche abfloſſen, und viele endlich im Sande zerrannen? Was jeder große Dichter, nach Maßgabe ſeiner Werke, oder nach Nachrichten der Alten der Poeſie für Neues gegeben? jener in der Manier, dieſer in der Sprache, ein anderer in der Geſangweiſe, und ein vierter in der Gattung der Materie. Ich getraue mir zu behaupten daß dieſer Fortgang der griechiſchen Poeſie, der die Grundlinie zur Geſchichte derſelben ſeyn muß, ziemlich genau zu entwerfen wäre; denn das ganze griechiſche Alterthum hat ihn immer vor Augen; leitet alles aus Homer her; behält dieſen immer im Geſichte; nennet die Werke und die Verdienſte der Dichter meiſtens im Geſichtspunkt auf ihn, und iſt voll von kleinen Nachrichten, die uns dieſen Fortgang der Poeſie auf dem Wege künſtlicher Muſik verrathen. Daß wir aber von dieſer Spur noch ſo wenig haben bemerken wollen, daß man bei jedem griechiſchen Dichter alles erkläret, beſchreibet, erläutert, erzählet, erörtert, nur die einzige Kleinigkeit nicht, wiefern und worin er Dichter (ποιητὴς) war? dieß mag uns zeigen wie wenig wir noch zu einer griechiſchen Geſchichte griechiſcher Dichtkunſt auch nur Materialien angeführt haben.

Damit man mich nicht wieder auf erbärmliche Art zurechtweiſen

dürfe, als vergäbe ich der Poesie in diesem Zeitpunkte etwas, so muß ich wider Willen in Exempel ausschweifen.

Wäre ich ein Ausgeber des Tyrtäus, statt aller historischen Rhapsodien von ihm sollte es mir zum Hauptangenmerk seyn was dieser διδάσκαλος γραμμάτων der Poesie für neue Kunst gegeben? Wie er mit seinen Elegen und Anapästen neuen Flötengesang erfand, so kriegerisch, so schrecklich und unerhört daß Feinde flohen, und Muthlose fechten mußten? Durch was für Wege er den allgemeinen Ruhm erwarb, die Heldenpoesie bis zur höchsten Stärke des Schlachtgesanges hinauf gestürmt zu haben? Wie demungeachtet, seine gewaltige Dichtkunst mit der Natur Homers verglichen, der Ausspruch des Themistius wahr bleibe: τὸν Τυρταίου μεγαλοφρονότερον Ὅμηρον — wahr bleibe, vom Innern seiner Gesänge an bis zur Diction und zum Numerus derselben? Alsdann erschiene er als der Vater einer neuen spartanischen Poesie, für das Ohr dieser Stadt, und für ihre Seele; ich würde seine ῥυθμοὺς ἐμβατηρίους, seine νόμους πολεμικοὺς und προτρεπτικοὺς, so viel sich errathen ließe, auf die Musik Griechenlandes zurückführen, und überall in den Noten über ihn den Mann suchen, der mit Nachdruck der ποιητὴς, ἐλεγειοποιὸς und αὐλητὴς genannt wird, der neuen Schlachtgesang erfand. — Bei mir wäre dieß, wie gesagt, das Hauptangenmerk, vielleicht bei vielen Lesern des Tyrtäus auch; nur schade daß Klotz seine letzte schöne Ausgabe nicht mit einem Wort hierüber hat verschönern wollen.

Wir haben vom Archilochus wenig übrig, und so kann ich auch nicht die Grabschrift erklären, die ein Inhalt seines poetischen Lebens seyn sollte: die Muse gab ihm Jamben, damit er das ἔπος „Homers nicht überträfe." Und so sind die meisten folgenden Dichter, von denen so wenig und nur zerstückte Glieder übrig sind, kaum mehr als Namen.

Aber wie aus der Sprache Homers die Sprache theatralischer Kunst ward; den hohen Schritt derselben auf den Kothurn des Aeschylus und Sophokles; was für andere Gestalt jetzt die Poesie annahm, da sie die Musik des Dialogs und des Chorus unterschied; wie weit jener noch die Sprache des Lebens selbst mit seiner singenden Declamation nachahmen konnte, dieser aber sich dem hohen, Lyrischen näherte; wie manches Eigene in den Sylbenmaßen und in der Natur der griechischen Theatersprache lediglich hieraus erklärt, und also sehr unrecht nachgeahmt wird; wie vieles das man dem theatralischen Gesetzgeber, Aristoteles, als Eigensinn ausgelegt hat, eben hiedurch griechisches Bürgerrecht in diesem Zeitalter erhält — eine Menge anderer Betrachtungen bieten sich dar, wenn man in Aeschylus und Sophokles dem Leitfaden nachgehen wollte: wie in ihnen das ἔνος der Natur zur tragischen Kunst ward? wie es daher durch den Weg des Entsetzens und Erstaunens zur Rührung, und durch das kühne Uebertriebene des Aeschylus in das schöne Gleichgewicht kam, da Sophokles die Sprache des Lebens auf den Kothurn erhöhete, und die hohe, aber ungekünstelte Sprache des ἔνος in die lyrische Natur des Chorus umschuf.

Da sich bei Pindar, der die lyrische Kunst auf den höchsten Gipfel brachte, ein zu reicher Vorrath von Anmerkungen zeigen müßte, wenn man ihn gegen Homer hielte, so ist's besser lieber nichts als etwas unvollständiges zu sagen. Der Zweifel eines meiner Leser,[1] wie ich mir viele wünschte, geht, wie ich glaube, von selbst auseinander: daß nach meiner Hypothese Pindar vor Homer seyn müßte. So wenig als Kunst vor der Natur seyn kann; denn bei welchem griechischen Dichter ist die Kunst in mehrerem Glanze als bei ihm? Die Schöpfung seiner Worte, und die Verkettung seines Perioden, selbst bis zur Zerreißung der Sylben, selbst bis zum Ueberstrom über die Strophe, selbst bis zu seinem mannich-

[1] Bibl. der sch. Wiss. Band 4., St. 1.

faltigen Numerus, selbst bis zu seiner erscheinenden Wuth ist doch wahrlich nicht das Werk wilder Phreneſie, sondern alles setzt so viel Wahl und vortreffliche Kunst voraus daß, wie die lyrische Sprache schon an sich unter allen Gedichtarten vielleicht die künstlichste seyn sollte, mir unter allen Griechen Pindar auf der höchsten Stufe der poetischen Kunst erscheint.

An die Dichter zur Zeit Philadelphus läßt sich nicht anders als an Dichter der Kunst denken. Die Kunst kam bei Theokrit, bis auf das Wortspiel, das er macht, vortrefflich; bei den meisten seiner Mitgenossen ward sie schon gelehrt, sie fing an in gezierte und mühsame Künstelei auszuarten, von welcher selbst Kallimachus nicht frei ist. Dem sey indessen wie ihm wolle, ich werde in diesem Zeitalter nichts weniger gewahr als einen Sänger, der, wie Homer, ein Sohn der Mutter Natur wäre, — und was will man mehr?

Sey die Poesie in allen Zeitaltern was sie wolle; seitdem die Prose entstehen mußte, war sie eins nicht mehr: Gesang der Natur. Indessen ging dieser damit nicht aus; bei allen Veränderungen der Sprache des Lebens und der Bücher erhielt er sich in den ersten großen Originalwerken, insonderheit in Homer. Dieser blieb immer der Fürst der Dichter, dem alle ihre Sprache nachbildeten, in sie mehr Kunst und Manieren brachten, und nur etwa nach ihrem Zeitalter sie modificirten. So konnten jetzt also vortreffliche Dichter leben; die dichterische alte Sprache immer ihren Weg fortgehen, parallel mit der Prose; allein — Prose allein war's die da lebte. —

8.

Den großen Unterschied den der Zeitpunkt einer werdenden Prose macht, an wem könnte er besser gezeigt werden als an Herodot, dem Vater der Geschichte und dem Homer der Prosaisten? In mehr als einer Absicht steigt bei ihm der Dichter zum Geschicht-

ſchreiber herunter, und der Geſchichtſchreiber bei aller ſeiner Simplicität zum Dichter herauf; daß, ſo ſchwer es mir würde im Homer Gränzſteine zu ſetzen, wo das Gericht von Geſchichte der epiſchen Erdichtung Platz mache, ſo ſchwer wären im Herodot die Farben zu trennen, die in ſeinem Bilde der Geſchichtſchreiber, und der Sänger alter Sagen und eigner Reiſen zuſammenfließen läßt. Der ganze Bau ſeiner Geſchichte hat die Einfalt des Dichters erreicht; alles ſchlingt ſich in Epiſoden zuſammen, die theilweiſe auseinanderfallen; und ſo auseinanderfällt auch der ganze Bau ſeiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Iſokrates weiß. Wie viel würde alſo dazu gehören, ihn, wie es ſeyn ſoll, in unſere Sprache zu verpflanzen, und nach ſeiner ungebundenen Einfalt unſere weitſchweifige, zu gefeſſelte Schreibart zu zerſtücken, ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben — ein Feld, von welchem ſich Goldhagen mit ſeiner Lehrlingsüberſetzung gewiß keinen Lorber geholet! — Und wie fein muß das Auge und die Hand deſſen ſeyn der einen leichten und genauen Zwiſchenſtrich ziehen kann: wie fern zu unſerer Zeit Geſchichtſchreiber den Herodot in ſeinem Halbepiſchen, in ſeinem Epiſodenmäßigen nach- oder nicht nachahmen können. Preiſet man das alles ſo durchweg an, wie Gatterer[1] neulich gethan, ſo nimmt man alles überhin, und kennet Herodot nur vom Hörenſagen. Gewiß, wer uns das Bild dieſes Mannes, nicht wie einen Schattenumriß an der Wand, ſondern im lebenden Bilde zeigen will, der muß uns Herodot aus ſeinem Zeitalter in Cultur und Sitten, in Denk- und Lebensart, in bürgerlicher und wiſſenſchaftlicher Verfaſſung gleichſam erklären können; er muß dieſe Zeit wie ſeine eigene kennen; mit Herodot gelebt haben, und jetzt zum zweitenmal leben. Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne, deſto ehrerbietiger nähere ich mich ihm wie einer antiken Bildſäule des Janus, der mit einem

[1] S. Hiſtoriſche Bibliothek, 2 B.

" Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsiehet, in ein werdendes Zeitalter der Prose. [1]

Wie auf dem höchsten Gipfel kunstloser Wohlredenheit, erscheinen mir die Schüler des Sokrates, Xenophon und Plato: classische Schriftsteller, in welchen die Prose lebet, für mich die ersten und einzigen unter allen Nationen die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen poetischer Schreibart in seine ungekünstelte Poesie, so fließen bei ihnen alle spätern Gattungen der Prose in ihren natürlichen Vortrag zusammen — und wenn Homer die Sprache der Götter sang, so schreiben diese die Sprache vollendeter seliger Menschen. Ihr Ausdruck schwebet zwischen dem frühern Pomp der Dichter, und dem spätern Pomp der Redner wie in ruhiger Mitte; von da er sich bei jeder sanften Regung der Lust bald dort-, bald hierhin schwingen kann, ohne auf das äußerste hart anzulaufen, oder aus seiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie sind die καλοὶ κἀγαθοὶ unter den griechischen Schriftstellern, bei denen die Weisheit noch nicht Wissenschaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunst, beides aber gemeinschaftlich ein Werk der Natur scheint, [2] wo Weisheit wie die unsichtbare Seele ist, die vom Antlitz der Unschuld mit sanftem Glanz strahlet, die Schreibart aber den schönen Körper gibt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen

[1] Ich darf zu meinem Zwecke vom Thucydides nichts mehr sagen, als daß auch die prosaische Schreibart der Griechen auf eine gewisse Art sich habe dem Uebertriebenen, wiewohl nur von ferne, nähern müssen, bis sie in ihr ruhiges Gleichgewicht sank.

[2] Leuten zu gut die da glauben ein Verfasser wisse nichts mehr als was er schreibt, muß ich dazu setzen daß ich wohl weiß wie in diesem Zeitalter die Sophisterei der λογοδαιδάλων, wie sie Plato im Phädrus nennet, der herrschende Geschmack war; allein um so mehr konnte das edle Propago der Schriftsteller, die bei den Griechen von den ältesten Schriften an ein eigenes Geschlecht machten, sich von dieser herrschenden Denk- und Sprachart unterscheiden. Dieß sey genug über einen Einwurf, gegen welchen sehr vieles gesagt werden müßte.

Lateinern kann unſere Sprache von ihnen gewinnen, nun das Süße und Schöne (ἡδὺ καὶ καλὸν) zu lernen, das ihre Proſe des guten Verſtandes belebt.

Der hiſtoriſche Styl ſoll unſerer Sprache noch erſt angebildet werden. Und von wem wird ſie dieſe Bildung eher nehmen als von dem edeln Xenophon, der nichts halb ſagt, und nichts übereilet, bei dem die Rede fließet wie ein Bach in den Auen Elyſiums? Wie ſehr hat unſere Schreibart, die ohnedem einen ruhigen Gang liebt, wie ſehr Urſache, was ſie ſagt, ruhig und ganz ſagen zu lernen! Und wie leicht wird ſie ſich an einen Xenophon anſchmiegen! leichter als an einen Geſchichtſchreiber, bei dem Gedanken und Sentenzen einander drängen und drücken; denn bei dieſem kommt eine ſchwere Sprache zu bald in Gefahr überladen, eine weitſchweifige Sprache halb, und eine unbequeme ſchielend zu ſchreiben.

Mich dünkt es war Ariſtoteles der es nicht wagte Dialogen zu ſchreiben, weil Xenophon, die attiſche Muſe, ſolche geſchrieben, und gewiß es gehet kaum etwas über die einfältige Natur, über die honigſüße Freundlichkeit, über das Feine der Symmetrie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrſchet; denn die Muſen ſelbſt ſprachen aus ſeinem Munde. Nichts ſagt er verworren, nichts falſch, nichts durcheinander, wie wenn viele ineinander ſchreien, und keiner ganz ſpricht; jedes ſeiner Geſpräche iſt wie ein ſchöner Teppich, mit Gold geſtickt, und bis auf jeden Nadelſtich voll Natur, Ordnung und Symmetrie. — So iſt es denn ja eine wahre Schandſäule, die man Xenophon errichtet, wenn man ihm alle dieſe Schönheiten, die Symmetrie des Ganzen, das Colorit in jedem Theile, und den Wohlklang jeder Sylbe raubt; ihn in unſerer Sprache alles halb oder überladen oder verwirrt ſagen läßt; und ein ſolches Geſpräch, als wäre es die Manier zu dialogiſiren, die wir an Xenophon lieben, gerade vor ein Buch aufſtellt, das ſelbſt ein Muſter des Geſchmacks ſeyn, Ueberſetzungen beurtheilen, und uns die griechiſche Kunſt an-

preiſen will. — Und wäre dieß Buch ſelbſt die Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. — Warum duldet man vor ihr eine elende Ueberſetzung, wie die vor ihrem zweiten Bande?

Und wo bleibt eine Ueberſetzung des göttlichen Plato, deſſen Schreibart wie Feuer brennt, und wie ein himmliſcher Thau erquicket? Die Verſchönerungen ſeines Dialogs, ſelbſt wenn ſie Moſes in ihn bringet, halten uns kaum für die Einfalt des Griechen ſchadlos: und doch welch ein Werk hätte der geleiſtet, der uns die vornehmſten Geſpräche Platons gäbe wie Moſes uns den Phädon gab? — Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt: daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe aufflöge, und in ſeinem Schooße niederſäße, nachher ſich auf ſeinen Schwingen gen Himmel erhübe, mit einem Geſange, der das Ohr der Götter und Menſchen ergötzte. O ſäße in dem Schooße des griechiſchen Plato auch ein ſolcher Schwan nieder, um, was er in ſeiner Sprache ſang, uns in der unſrigen vorzuſingen. Sein Ueberſetzer muß den Dämon Sokrats zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit ſelbſt, und in dem Gewande derſelben, dem Sokratiſchen Vortrage, Rath und Unterricht gebe: dieſem Göttlichen, was in Sokrates wohnet, opfere er, wie der junge Theages Gebet und Opfer, und was die Weiſſager wollen, damit er ſein Vertrauter ſey.

Ich habe die griechiſche Proſe in einem Zeitalter betrachtet, in welchem ſie die Göttin der Ueberredung, die Suada mit holden Lippen, auch in Büchern zu ſprechen ſcheint: und was darf ich ſie, zu meiner Abſicht, in das Gebiet der Kunſt begleiten, da Redner und Redekünſtler, vom Demoſthenes zum Iſokrates hinauf ihr den ganzen Umfang des ſchönſten oratoriſchen Numerus, der Weltweiſe Ariſtoteles aber mit allen ſeinen Nachfolgern ihr den genauen Umriß einer dogmatiſchen Sprache gaben? Unter allen dieſen Händen müßte ich ſie als ein Werk der Kunſt betrachten; viele Künſtler

gaben ihr eigene, und vortreffliche Künstler vortreffliche neue Gestalt. Nachdem tausend Umstände, Zwecke und Hülfsmittel zusammentrafen, theilte sich die Kunst der Schreibart in Gattungen, und jede Gattung in Schulen. Jede Schule konnte Meisterstücke, und jede Gattung neue Manieren geben. Allein für mich liegt dieß alles seitwärts ab, da ich bloß aus der Natur der Sprache habe bemerken wollen wie die Prose entstanden, und wie sie ihre schönste Natur erreichet, da sie in der Mitte zwischen Dichterei und rhetorischer Kunst, zwischen der Ungebundenheit des Poeten, und den Fesseln des Philosophen schwebte, und in dem edelsten Verstande Weisheit und Sprache des Volks war, wie es vormals die Poesie gewesen. Und kann ich dieß Zeitalter, das in dem Lauf, den die Prose genommen, wie der Edelstein in einem Ringe ist, kann ich es genug anpreisen, zu studiren, ihm nachzuahmen?

9.

Weil ich einmal über dem Geschäfte bin mich selbst erklären zu müssen, so lasse man mich ein Buch nennen das über dieß Zeitalter der griechischen Prose beinahe ein Commentar hätte werden können, hätte der Verfasser es nach meinem Eigensinn ausgeführet: es ist das bekannte Werk eines Schottländers [1] über die Schreibart Xenophons, Herodots, Thucydides, des Plato und Demosthenes. Geddes schrieb sein Buch mit einer genauen Kenntniß seiner Griechen, mit einem feinen Geschmack die Composition ihrer Bilder und Gleichnisse zu schmecken, und mit dem richterlichen Ohr, das Numerus und Wohlklang bis zum Uebermaße hören will. Außerdem hat er über Plato manches andere von Nutzen gesagt, und ist ein Sammler der schönsten prosaischen Stellen der Griechen. Allem ungeachtet aber bleibt sein Werk nichts als das Buch eines Schulmeisters, der Xenophon und Plato zu nichts besserm machen

[1] *Jam. Geddes*, on the composition and manner of writing of the ancients.

"kann als er ſelbſt iſt. Er legt den Satz zum Grunde den das ganze griechiſche Alterthum uns zurufet: „Die beſten Schriftſteller auch der Proſe hätten ihre Schreibart dem Homer abgelernet." Allein da er ihn ſehr gebrochen verſtehet, ſo gibt er allen dieſen großen Leuten wahre Schulmethode zu lernen Schuld, die den Feldherrn Xenophon plötzlich auf eine Bank rückt wo der Profeſſor Geddes ſitzt wenn er Homer und die Alten lieſet. Hier ſollen ſie dem Homer eine Beſchreibung, ein Gleichniß, ein Bildchen künſtlich und kindiſch nachgemalet haben wo ich zum Unglück das wenigſtemal einen Zug der Nachahmung entdecken kann, wenn meine Phantaſie nicht Buße thun ſoll. Dort haben ſie ihm den lebenden Wohllaut nachgebildet, ſelbſt wo ſie in ihrer Sprache kein Wort mit Homer gemein haben. Warum denn ſo etwas Homer nachgebildet? Eben als wenn ſie kein Ohr hatten einen Platzregen, einen Fluß rauſchen zu hören — kein Auge hatten die Wirkungen der Leidenſchaften zu ſehen — und keine Zunge hatten das was ſie ſahen und hörten auszuſprechen! Eben als wenn Plato keine Vergleichung mit dem Hauche der Aura machen könnte, ohne den Zephyr Homers in dem Elyſium im Sinne zu haben; und Thucydides zum Pindar laufen müßte wenn er ein großes Gemälde wagen wollte. Gewiß die größeſten Schriftſteller der Proſe die in der Welt gelebt, ſo weit zu ſchildern, zu kindiſchen Nachahmern, zu Affen des Numerus herabzuſetzen, iſt ſchimpflicher als wenn er ſie des Gedankendiebſtahls beſchuldigen würde; denn große Gedanken erobern iſt königlich, aber Bilderchen nachmalen iſt kindiſch, und den Numerus und Rhythmus nachpfeifen, gehört für dumme Vogelköpfe. Geddes hat geſchrieben wie ein Geſchöpf das nur Einen Sinn hat: ein künſtliches Ohr — darauf kann er ſtolz thun, davon kann er ſchreiben, aber von allen andern Sinnen — wenig oder nichts!

Der muß alle, und alle wohlgebildet haben, der darüber reden will wie die griechiſchen Proſaiſten ihren Homer, und wie ſie ein-

ander nachsprechen — nicht in läppischen Kleinigkeiten, sondern in dem Innern ihrer Schreibart. Tief in dieß Innere muß der griechische Gedanke verfolgt werden, „daß alle Weisheit und Schönheit des Vortrages aus dem Abgrunde derselben, der alten Poesie, allmählich geflossen, und sich in eigene Bäche, und nachher große Ströme getheilt habe;“ ein Gedanke, den Geddes nie ansichtig wird, so oft er auf ihn stößt. Erst muß man das Eigene in der Schreib- und Denkart jedes Schriftstellers einzeln zu bemerken und lebendig zu schätzen wissen, ehe man sich die Frage vorlegen kann: wie hat dieser Scribent das Ganze seiner Denk- und Schreibart nach einem alten Original gebildet. Ueber das erste weiß Geddes nichts als drei Schulclassen des Styls anzugeben; und das Ziel der zweiten Frage, und der Lorberkranz an demselben, ist also ganz außer oder über seinem Gesichtskreis. Sein Buch hätte ein prächtiger Vorhof und eine Einleitung in die Geschichte der griechischen Prose werden können; jetzt ist's ein kleines enges Nebenzimmer, wo man die Schreibart des Xenophon und Plato wie in einer dunklen Kammer stückweise siehet.

10.

Um von der wahren Sprache der Philosophie würdig zu reden, muß man es anfangs vergessen: ob eine Sprache in der Welt es so weit gebracht? Ob einige oder ein Schriftsteller sich derselben genähert? Ob außer ihm noch ein Schriftsteller in der Welt sey? Ja auf eine Zeitlang vergessen: ob eine solche Sprache Menschen möglich, faßlich und vortheilhaft wäre? Ueber alles dieß trinke ich aus dem Fluß Lethe, und nun sind auch alle die kleinen Einwürfe vergessen, die man meiner philosophischen Sprache gemacht hat. Ich denke mir eine solche an sich, und —

Dichterisch ist diese doch gewiß nicht: sie gibt, ihrer innern Würde und Beschaffenheit nach, alle Ansprüche auf poetische Sprachschönheiten auf. Wohlklang der Wörter, Wechsel der Sylben, rüh-

„render Ausdruck, Schmuck der Bilder, so viel sie anderswo gelten mögen, so gelten sie, wenn man mehr als praeter propter reden will — hier nichts. Die Weltweisheit verschmähet diese Schönheiten, wie der Homerische Hektor die Gaben der Venus verschmähete, oder wie Hercules ausrief, da er die Statue Adonis im Tempel erblickte: in dir ist nichts heiliges!' Sind die Gaben der Venus nicht deßwegen an Paris schätzbar, wenn sich gleich Hektor aus ihnen nichts macht? Paßt sich die Statue Adonis nirgends hin, wenn sie Hercules auf seinem Altar nicht leiden kann? Wie so nicht? Nehmet den Paris aus dem Handgefecht mit Menelaus in das Schlafzimmer der Helena; setzet Adonis in den Tempel der Venus, so sind sie am rechten Ort. Aber nur nicht daß Hektor und Hercules, wie Paris und Adonis schön seyn müßten! Nur nicht daß Weltweisheit ihr Gesicht mit Schönpflästerchen der Poesie und Rednerei verstellen müßte um schön zu seyn! Wer sie so sehen will, hat nie ihr offenes Angesicht gesehen.

Wenn die Grundsätze, die eine Semiotik a priori bestimmt, bei einer wirklichen Sprache wenigstens theilweise anzuwenden wären, so gäben diese Theile zusammengesetzt — eine Sprache der Philosophie. Nicht rede ich also von den wenigen Zeichen, die erfunden wurden um Syllogismen und Figuren anzuzeigen, sondern von dem strengsten Vortrage vollkommener Begriffe, Schlüsse und Beweise. Hier ist alles was zu viel oder zu wenig sagt, es sey in einem andern Gesichtspunkte so schön, so rührend als es wolle, hier ist's — ein Fehler.

Jeder deutliche Begriff habe hier also nur einen Ausdruck; hätte er mehr, so wären sie überflüssig, unnütz oder schädlich. Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, drückten natürlicherweise das durch ein neues Wort aus was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter eben so vortheilhaft waren

als ſie dem grammatiſchen Philoſophen zum Aergerniß gereichen. Dieſer fragt haushälteriſch: wozu ſind ſo viel unnütze Knechte? ſie ſtehen ſich im Wege! Und er hat ſie abgeſchafft; den übrigen aber ihr genaues Geſchäfte angewieſen, um nicht müßig zu ſeyn. Geſetzt, ein philoſophiſcher Begriff habe zween Ausdrücke, die Gelegenheit, die beide ſchuf, war entweder dieſelbe, oder verſchieden. Dieſelbe — ſo iſt es Fehler der Sprache; verſchieden — der gewöhnliche Sprachgebrauch, der nie philoſophiſche Deutlichkeit zum Zwecke hat, kann immer die beiden Gelegenheiten verwirren, ohne doch ſeinem Zwecke zu entkommen; aber der Philoſoph muß unterſcheiden, oder ſich an ein Wort binden. Thut er nichts von beiden, ſo vergibt er im erſten Fall ſchon etwas von der Genauigkeit im Denken, und er oder ich kann von der ſtrengen Wahrheit abirren, wäre es auch nur ein Haarbreit. Im zweiten Fall vergibt er etwas von der Genauigkeit im Vortrage, denn bei Abwechſelung halbgleichgültiger Wörter kann ſich eben auf den Nebenbegriff meine Aufmerkſamkeit heften, und den Hauptbegriff, wenn auch nur im feinſten Theile, verfehlen — wenigſtens kann ſie ſich darüber verwirren, als ſey mit dem Wort auch der Gegenſtand ſelbſt geändert worden.

Daher halte ich auch in ſtrengen Beweiſen von dem beinahe Philoſophiren nichts, da man, um, wie man ſagt, nicht durch ein ewiges Einerlei zu ermüden, Worte vorſpielen läßt, wie ein Farbenclavier. Einem Auge, das ſich anheften will, iſt dieſe Vorſpiegelung ſo unangenehm wie eine Augenblende; eben ein Einerlei, eben das Wiederkommen des einen was ich für dasſelbe erkenne, will es; ſtarr ſoll eben ſein Blick darauf liegen, um es gleichſam durch und durch ſehen zu wollen. Für ein flatterhaftes Auge iſt freilich ein ſchönes Wortſpiel willkommener; für Damen, und die Philoſophen die Weiberſchürzen ſtatt philoſophiſcher Mäntel tragen, ſind ſolche Fontenelliſche Spaziergänge angenehmer, da man ſich an nichts minder als an Worte bindet. Allein hat

man ſein Ziel unverrückt vor Augen, was ſucht man anders als den kürzeſten Weg? Wortſchmuck, ſchöne Abwechſelung und Zerſtreuung, ſind goldene Aepfel der Atalanta, die uns im Laufe hindern. Und warum laſſen unſere Schönſchreiber nach der Mode eben dieß aurum volubile fallen? Wozu es Hippomenes fallen ließ, damit ſie mit ihren lahmen Füßen zurecht kommen mögen.

Doch ich falle ſelbſt in den Fehler den ich table, und nehme kurz ein Beiſpiel. Die Schriften des Philoſophen Baumgarten, und inſonderheit ſeine Metaphyſik als Lehrgebäude in Miniatur betrachtet — nicht betrachtet, für wen ſie geſchrieben ſind — nicht betrachtet, wiefern ſie wahr, vollſtändig, vollkommen ſind — betrachtet bloß an ſich, und in der Natur des Vortrages — kann ich ihre genaue Kürze und einförmige Wiederholungen nichts anders als loben. Denn bloß durch dieſe harte und feſte Andeutung der Begriffe kann die Weltweisheit zum ſichern Umriß ihrer Geſtalt gelangen; und dieſer ungeklünſtelte, viereckige Vortrag, der auf nichts als Wahrheit geht, iſt beſſer als aller Styl, der ſich in Schönheitslinien krümmet und windet, mit Farben ſpielt, und in Verzierungen von fremder Natur ausſchweift. — In dieſer Abſicht danke ich's ihm daß er den Ueberfluß entfernet, in geraden Linien zu ſeinem Punkt geht, ohne ſchön abzuweichen; daß er in ein jedes Wort Verſtand legt, und wo der Sinn wieder kommt, auch den Ausdruck wieder kommen läßt. Ich danke es ihm daß er eintönig, hart und wiederholend iſt wo er's ſeyn muß, dem Reichthum entſagt, wenn er Unordnung anrichtet, der Schönheit wenn ſie der Vollkommenheit gegenüber ſtehet, der Grazie wenn ſie Seiten ſchön überſchleiert die ich nackt ſehen mußte. Wußte er denn nicht Synonyme, um abzuwechſeln? Viel, bis auf ſynonymiſche Allegorien; aber, damit ſie nicht verwirren, ſo opfert er ſie dem Verſtändniß auf, und klammert ſie hinter das Hauptwort ein. Oder wiederholet er ſich, um ſich auszudehnen? Wer iſt kürzer als er, wenn er's ſeyn kann;

und wer wiederholet ſich wieder in ganzen Paragraphen ſo monotoniſch als der Leiermann des Horaz, wo er's der Ordnung und Deutlichkeit wegen thun muß? Oder hatte er nicht Blumen, um ſeine dürre Schreibart zu beſtreuen? Leſet ſeine Aeſthetik, ſeine Vorreden, ſeine Abhandlungen, wo er ſich gleichſam ſich ſelbſt überlaſſen kann; hier duftet aus ſeiner dürren, freilich unter der Philoſophie vertrockneten Schreibart eine Menge Blumen, die er einzuweben wußte — aber dieß ganze Füllhorn gibt er aus der Hand, wo es auf Waffen, zu ſtreiten, und auf freie Hände ankommt, zu ringen. Sollte alſo ſein trockner, harter und unverdaulicher Styl, ſeine zuſammengepreßte Kürze, ſeine wiederholende Einförmigkeit nicht eben ein Werk des Vorſatzes, der Nothwendigkeit ſeyn?

Er iſt's! denn ſeine Schriften ſollten eben ein Grundriß von Wahrheiten ſeyn, wo ich keine Schlängelungen ſuche, ſondern Linien ſuche die feſt nach der Kunſt, richtig dem Verſtande, deutlich dem Auge ſeyn ſollen. Wer wirft nun nicht einen topographiſchen Riß ins Feuer, der der Schönheit wegen in der Richtigkeit wankt, für das Auge ſpielet und den Verſtand unſicher läßt? Ja wenn dieſer Riß noch ein Muſter architektoniſcher Schönheit, oder eine Chorographie ſeyn ſollte. [1] Nun aber iſt ja, um ſich ein Ganzes abſtracter Wahrheiten im Verſtande entwerfen zu können, das eben eine willkommene Ausſicht, die dieß Ganze in ſeiner kurzen und genauen Zuſammenordnung zeigt. „Wie in Erlernung der Muſik und Sprachen, dort die Töne und hier die Sylben und Worte ſcharf und deutlich müſſen angegeben werden um zur reinen Harmonie und zur flüſſigen Ausſprache zu gelangen, eben ſo führet die Zeichnung nicht durch ſchwebende verlorne und leicht angedeutete Züge, ſondern durch männliche, obgleich etwas harte und genau begränzte Umriſſe zur Wahrheit der Form" — und durch ſolchen Styl die Sprache zur Wahrheit der Erkenntniß. Freilich nähert ſie ſich bloß

[1] Winckelmanns Geſchichte der Kunſt.

von ferne diesem strengen Einfachen der Wahrheit. Es müßte eine Sprache der Philosophie zu gut erfunden, die Philosophie vollendet, und die Kräfte der menschlichen Seele ohne Schwachheit seyn, wenn ein solches System erscheinen sollte. Nur lasse man denn auch so lange diese philosophische Sprache ruhen, ohne ihr zum voraus Vorwürfe zu machen, und lasse es bleiben die für Barbaren und trockene Köpfe zu schelten, die sich dieser Richtigkeit in einer bekannten Sprache zu nähern suchen.

11.

Beides geschieht häufig, und das erste ist noch neulich von einem Gelehrten geschehen, der mit der philosophischen Sprache wie mit einem Schatten spricht, und dem Kinde, das noch nicht geboren ist, und noch lange nicht geboren werden wird, nachtheilige Namen gibt, ohne daß er's gesehen.

Michaelis [1] führt unter seinen Weissagungen wider die gelehrte Sprache an daß sie dem Ohr übel klingend, ohne Verschönerung durch Synonymen, ohne Ausdrücke fürs Herz, ohne Reize des Styls, und Apollo weiß! ohne was mehr seyn würde. — Mich dünkt, wir können ihn wegsprechen lassen, denn sie soll ja nichts als gelehrte Sprache seyn: keine poetische, oratorische oder schöne, und so kommt die Sorge für das Ohr durch Wohlklang und Synonymen eben zuletzt — keine historische, für die Geschichte bleibt also in allen andern Sprachen Platz — keine theatralische und Romanensprache; folglich mögen immer die Herzens- und Milzausdrücke wegbleiben — keine Frauenzimmersprache, und so mag sie trocken, einförmig und unangenehm seyn, wie die Algebra; sie kann alles seyn was er ihr Schuld gibt; sie mag es aber auch, oder vielleicht muß sie es seyn, als eine Charakteristik philosophischer Begriffe.

[1] Michaelis Preisschr. der Beschluß der franz. Uebersetzung.

So ſind alſo ein guter Theil ſeiner Einwendungen verflogen, und die andern halten eben ſo wenig Stich, wenn ich unterſcheide; die philoſophiſche Sprache ſoll ja ein ander Ding ſeyn als die Sprache für den gemeinen Verſtand (sens commun), anders als eine Sprache zum täglichen Umgange, anders als eine zum angenehmen Bücherleſen. Dieſes alles will ſie ja nicht ſeyn, kann ſich mit allen vergleichen, am wenigſten ihnen zur Laſt fallen.

Und überhaupt vergißt der ganze Abſchnitt: iſt eine gelehrte Sprache möglich zu erfinden? ſeine große Aufſchrift ſo ganz daß der Verfaſſer vom Erfinden aufs Haben, vom Haben aufs Wiſſen, vom Wiſſen aufs Sprechen, vom Sprechen aufs Hören, vom Hören aufs Lernen, vom Lernen aufs akademiſche Lehren in einem halbjährigen Collegio, hievon aufs Gebrauchen, aufs Leſen zum Zeitvertreib und wo mehr hin? kommt, und mit allem nur ſo viel beweiſet: wie er ſeinen eigenen Vortrag für genugſame Doſis gelehrter Sprache, und vielleicht für die beſte gelehrte Sprache halte. In beiden kann er Recht haben, wenn voraus der Mittelpunkt der Beziehung ausgemacht wird: die beſte in welcher Abſicht? gegen welche Verhältniſſe? Da hat nun Michaelis und Leibnitz offenbar einen ganz andern Mittelpunkt der Vollkommenheit; beide haben einen verſchiedenen Begriff von dem Wort gelehrte Sprache, und ſo hat immer M. nichts geſagt, ſo viel er geſagt haben mag. Hier iſt nicht von Faßlichkeit, Wohlklang, Anmuth, Herzregung, Lesbarkeit u. ſ. w. die Rede, ſondern von intellectualer Vollkommenheit, in welcher Richtigkeit ſtatt Schönheit, die Wahrheit ſtatt Rührung, und Deutlichkeit ſtatt aller Verzierungen iſt. Sie ſey immer barbariſch, monotoniſch, trocken und ohne ſinnlichen Reiz — ſind dieſe Mängel in ihr Mittel zu Vollkommenheiten, ſo überſieht man ſie — ſind ſie ſelbſt Vollkommenheiten, ſo kann man ſie nicht miſſen, und der Weltweiſe nimmt alsdann den Namen eines Barbaren,

eines ſimplen und trocknen Kopfes ſich ſo zum Ruhm an als Sokrates den Namen eines Unwiſſenden.

Wer heißt in Rom nach der Mundart des Volks Barbar? Der eine fremde Sprache ſpricht — und die muß der Weltweiſe ſprechen, der ja eben die Begriffe der gemeinen Rede berichtigen, erhöhen, erklären ſoll. Wer heißt einförmig? Wer karg mit Worten, den ſchönen Luxus nicht affectirt, der das Wohlleben in der Geſellſchaft und das Wohlſchreiben im gewöhnlichen Styl ausmacht — und dem Luxus muß der Weltweiſe entſagen, wenn das Gewicht einer Worte, und die Nerven ſeiner Gedanken dabei leiden. So auch, wer heißt trocken? Eben, wer alles aufgedeckt vor Augen legt, ohne es mit Blumen zu beſtreuen — und dieß will ja eben der Weltweiſe, der alles der Wahrheit aufopfern muß, der nur nach dem Namen eines tiefen Forſchers geizet, der nichts als eine Philoſophie ſucht, die in allen Worten richtig, genau, erwieſen, einen Schatz von vollkommenen Begriffen enthält, und eben dieſe Vollkommenheit iſt ſtatt Schönheit. Ich ſetze hinzu daß es bloß von der Unvollkommenheit der Erkenntniß, der Sprache und der erkennenden Kräfte herrühre, wenn die nackte Wahrheit ſich mit ſchönen Feigenblättern umhüllen muß um den Augen der Menſchen zu erſcheinen: in der Nacktheit allein erſcheint ihre ganze Schönheit.

12.

Nun aber vor den Augen der Menſchen! Sind dieſe ſchwach, ſo kann ſie ſich immer einhüllen, wenigſtens nach und nach zeigen, und eigene Geſtalten wählen, ohne daß man daraus ſchließen dürfte: ſo iſt ſie an ſich. Alles bekommt alſo eine andere Wendung, wenn ich die Philoſophie ſubjectiv betrachte: wie gelangen wir zu ihr? wie weit haben wir ſie? wie läßt ſie ſich in Sprachen, wo wir ſie jetzt haben, vortragen? Hier kann es wirklich ſeyn daß es ſich auf dieſem ſchmalen Pfade abgezirkter Worte zur Wahrheit kaum und ſchwerlich kommen ließe, man gehe ihn als Unterſucher oder Schüler. Ja,

wer die Wahrheit ſchon hätte, oder nur ſie ohne minder Fehltritte ſuchen, und ohne minder Beſchwerden lernen könnte! — Ich bringe einige muthmaßliche Gründe an, die aber, wenn ſie alles thun was ſie ſollen, nichts zeigen müſſen: als daß eine behagliche Sprache nicht die beſte und einzige für die Philoſophie — ſondern die bequemſte für uns ſey.

Wir ſind Menſchen, ehe wir Weltweiſe werden. Wir haben alſo ſchon Denkart und Sprache, ehe wir uns der Philoſophie nähern, und beide müſſen alſo zum Grunde liegen: die Sprache des Verſtandes der Vernunft, die Denkart des Lebens der Speculation. Und wie viel liegt damit zum Grunde? Mutterſprache, der ganze Umfang von Begriffen, die wir mit der Muttermilch einſogen — Mutterſprache, die ganze Welt von Kenntniſſen, die nicht gelehrte Kenntniſſe ſind — Mutterſprache, das Feld auf welchem alle Schriften des guten Verſtandes hervorwuchſen — was iſt ſie alſo für eine Menge von Ideen! Ein Berg, gegen welchen die kleine Anzahl philoſophiſcher Abſtractionen ein künſtlich aufgeworfener Maulwurfshügel — einige Tropfen abgezogenes Geiſtes gegen das Weltmeer! Der Weltweiſe hat alſo in ſeiner Unterſuchung unendlich mehr Data, wenn er ſich dieſer freien Sprache überläſſet; er ſpreche noch immer unbeſtimmt, wenn er nur vielſeitig ſpricht; er ſpaziere frei: in deſto mehreren Gegenden wird er bekannt, an deſto mehreren Orten kann er Früchte ſuchen, hie und da Minen eröffnen — hie und da die Wünſchelruthe verſuchen. Er kommt zeitig genug auf ſeine Landſtraße, wenn er nur viel auf ſie mitbringt — und wie viel läßt ſich aus dem Gebiete der Erfahrungen, der Sprache des Lebens und der vernunftähnlichen Kräfte mitbringen! Das Land der Kunſt iſt wie dürrer Sand, aber auf dem Boden der Natur blühet das herrlichſte Paradies!

Woher lag über Jahrhunderten jener Nebel der Unterdrückung in der Philoſophie? Weil man einmal die Sprache der Vernunft

von der Sprache des Verſtandes getrennet, und ſich dunkler Wortkrämerei anvertraut hatte. Zwiſchen dieſen Wortſchranken, die einmal Ariſtoteles vorgeſteckt hatte, Schule nach Schule durch, immer auf einer Stelle mit ſtarrem blinzenden Blick, ſuchte man, und man weiß daß wenn man am emſigſten ſucht, man oft am wenigſten finde. Man hätte mehr gefunden wenn man ſich nicht blind geſehen, wenn man die Ausſicht ausgebreitet, ſich bald an grünen Farben, bald an neuen Gegenſtänden erholet hätte; hiemit wäre das Auge geſtärket worden, um es deſto ſchärfer zu gebrauchen. Iſt es wahr daß alle unſere erworbenen Kenntniſſe, Ideen und Erfahrungen in der Sprache des Lebens aufbehalten werden, ſo muß ſich aus ihr auch die Philoſophie gleichſam entwickeln; und wir fehlen leicht weit ab, wenn man bloß von gewiſſen gegebenen Punkten der Schulſprache ſein Gewebe fortleitet, ohne zu ſehen wo dieſe Punkte Haltung haben. Das ganze Gebäude der Speculation kann künſtlich gezimmert werden; ſteht es aber nicht auf der ſichern Erde, ſo ſiehe nicht hin! der künſtliche Luftbau fällt.

So iſt alſo die Unterſuchung abſtracter Sätze, ſo viel möglich, in der freien Sprache des Lebens, fruchtbarer und ſicherer: hin und her zu treten, ob man feſte gehet; freier hin und her zu ſpazieren, um Materialien des Denkens zu holen — als wenn man ſich an einen ſchmalen Steig von Worten und Unterſcheidungen heftet. Und wann iſt dieſer freie Gang mehr anzurathen als zu unſerer Zeit der philoſophiſchen Anarchie, da man — nicht über einige Wahrheiten, nicht über Beweiſe — kaum ſelbſt über die Methode der Weltweisheit einig geworden. Was iſt bei dieſer Verwirrung das beſte? Daß man ſich jeden ſeinen Gang, ſeinen Geſichtspunkt; ſeine einzelnen Materien, und einzelnen Seiten wählen laſſe. Vielleicht daß er von ſeinem Standort weiter ſieht; vielleicht daß er, welches noch beſſer iſt, bemerkt, woher ſein Vorgänger oder Nachbar habe falſch ſehen müſſen; vielleicht daß er in der Sprache nach

ſeiner Art es findet: „wie dieſem Wort eine falſche Idee anhing, und wie viel falſches ſie unvermerkt in den Verfolg der Rechnung brachte? Wie jene Wortverbindung ein ungiltiges Glied dem Beweiſe unterſchob? und jene Verwirrung ſeiner Unterſchiede Irrthümer zwiſchen Wahrheiten verwickelte?" Man kann ſich zu dieſem Geſchäfte nicht Spielraum genug nehmen, weil man immer zu geneigt iſt den Wahrheiten großer Männer, ihrer Methode und Sprache nachzuhängen; man hütet ſich zu ſehr für Irrthümern, um ganz auf ſeine Koſten denken zu wollen. Lieber wolle man doch das letzte, man irre auf ſeine Art: ſo läuft das Cirkelrad der Irrthümer umher, und man lernt durch Fallen um ſo eher gehen. Eben weil man nicht ſo häufig auf neue und nützliche Art fehlet, eben weil man langen Zeitraum durch nichts that als ſich an einigen regelmäßig geſpannten Luftſeilen herab und herauf zu ſchwingen; eben weil man viel zu jung und früh an Syſtem und Gipfel des Baues dachte — eben deßwegen hat man verjährte Irrthümer, und immer ſtreitige Wahrheiten.

Von der Seite des Faßlichen mag ich dieſen Vortrag nicht noch empfehlen; von dieſer Seite hat man ihn zu ſehr und zum Schaden empfohlen. Euklides Mathematik weiß für Könige keinen andern Weg als für Schulweiſen; und iſt das Bequemen ad captum, um nichts als der Erleichterung und des Vergnügens wegen, ſo iſt an dieſer Empfehlung wenig. Vielleicht iſt aber mehr an ihr, und gar ſo viel daß ich die harte und ſparſame Syntheſis der philoſophiſchen Methode dem natürlichen Gange zuwider halte, den unſere Seele nimmt, wenn ſie lernet. Dieß hätte freilich viel auf ſich!

Der Vortrag iſt ohne Zweifel der beſte, der da anfängt wo ich anfangen wollte: von den Ideen die ich ſchon habe, und von den Worten in denen ich jene aufbewahre. Er gehet auf der Bahn des guten geſunden Verſtandes fort — noch finde ich mich alſo auf

„bekannten Wegen; ich nähere mich dem Gebiete der Vernunft — mein Führer läßt mich aber noch nicht das Land meines Ursprunges aus dem Gesicht verlieren; ich trete endlich, kundig des Weges hinter mir, von selbst stufenweise höher, bis ich alles in einer Sprache übersehe, die ich mir selbst ausgedacht zu haben dünke. So ist ein Lehrbuch der philosophischen Erziehung.

Lehrbücher von der gewöhnlichen Unterweisung sind das Gegentheil. Aus seiner Welt- und Denkart und Sprache findet sich der Lehrling in eine andere Welt, Denkart, Sprache verzückt; er versteht nichts, er muß sich alles erklären lassen; er kommt auf nichts selbst: er muß begreifen, und den Anfang zu allem glauben. Um gebildet zu werden, mußte er Philosophie wissen, ehe er sie weiß; philosophisch denken, ehe er's lernt; und eben bei dem Anfange, wo der Grundbegriff liegt, am schärfsten denken können. Nun ist's doch nicht einerlei, einen Begriff lernen, und ihn aus sich entwickeln — ihn begreifen, und denselben sich erklären können — den Beweis wissen, und ihn aus sich wissen; und was hilft das eine, ohne das andere? — Der Lehrling trat in das Land der Philosophie: steil hinan steht vor ihm eine Höhe, wo von oben herab, synthetisch strenge, Begriffe und Worte herabgerollet werden — Entweder erfleuch die Höhe, oder du mußt von unten zusehen, und nehmen was dir zugezählt wird! Das letzte ist leicht und gewöhnlich. Man fängt auf was ungefähr herunterkommt, d. i. man lernet nackte Sätze — Conclusionen ohne die Mittelnerve des Beweises; und läßt sich Wörter vorzählen, wie man den Extemporaldichtern Endreime gibt. Man hört einen Philosophen durch, wie ein Register zum orbis pictus abstracter Begriffe; man wird ein historischer Schüler derselben, ein Witzling aus, oder gar ein Spötter über die Philosophie. — Nun nehme man den kleinen Rest derer die jene steile Höhe hinan klettern wollen: einige fallen mitten im Klettern zurück, das sind die unglücklichen Halbphilosophen, die schädlichsten

Geſchöpfe, die ſich unterſtanden alles trübe zu machen, weil ſie nichts recht und ganz wußten. Andere kommen hinauf, und thun was andere thaten: ſie rollen ihre Begriffe und Worte ſo ſynthetiſch herunter, wie ihre Vorgänger; damit gut!

Wolfs Methode war der natürliche Weg für einen Geiſt der ſich ſchon an Leibnitz Schriften gebildet, der aus ihnen Wahrheiten wie Inſeln hervorhob, und Plan genug im Kopf hatte ſie zum feſten Lande eines Syſtems zu verbinden. Sein letzter Blick dachte ſie ſich in mathematiſcher Kette, und ſo ſtellte er ſie mathematiſch hin — vortrefflicher Anblick für den der ſie, wie er, ſchon alle gefaßt, geprüft und bei ſich befeſtigt hat, der jetzt alle dieſe geſammelten Ideen richtig und genau ordnen, und alsdann ſie im Ganzen überſchauen will — Ja, der ſiehet von ſeiner Höhe eine Reihe von Bäumen, nach ſtrenger Richtſchnur gepflanzt, Glieder, die ſich einander zudrängen, um für Einen Mann zu ſtehen; und ſo wird er ihn als eine Landkarte ſeiner eigenen Reiſen und Entdeckungen durchdenken. Wer aber dieſe Reiſen erſt thun will — ob dieß denn der ſicherſte und natürlichſte Weg ſey? die Frage iſt anders!

Baumgartens Methode iſt der natürlichſte Weg für einen Geiſt der ſich an Wolfs Schriften gebildet, der aus ihnen Wahrheiten, wie Glieder, riß, und Plan genug im Kopf hatte ſie faſt zur Tabelle zuſammenzufügen. Tabellariſch dachte ſie ſich ſein letzter Blick, und ſo ordnete er ſie — vortrefflich für den der eine ſynthetiſche Tabelle nöthig hat, um die Wahrheiten in aller Kürze und Fülle, gleichſam von oben herab, zu überſchauen. — Wer aber keine dieſer Wahrheiten noch nicht einzeln kennet, und ſie aus ſeiner Seele und aus ſeiner Sprache gern ſelbſt analyſiren will: iſt für ihn die ſtrenge Syntheſe? Und wenn ich ihm auch Meiers Commentarien in die Hand gäbe, ſo viel Bände von ihnen er auf einmal tragen kann? Sie ändern nichts, weil ſie bloß mit vielen Worten ſagen was B. mit wenigen ſagt. Und wenn ich ihn auch auf Bs.

„eigenen lebendigen Vortrag verwieſe, der, wie er ſelbſt ſagt, dieß Skelett mit Fleiſch und Adern zu bekleiden wüßte? — Noch wird nichts geändert, denn hier ſoll man erſt einen vollen Körper zergliedern, damit man hintendrein ein Skelett bekomme. — Wolfs und Bs. Vortrag iſt der beſte, nach dem ſie dachten, und jeder Philoſoph denken will — aber auch der in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unſerer Seele? die Sprache der philoſophiſchen Erziehung?

13.

Ich bin nicht außer meinem Pfade, ich habe zeigen wollen daß eine Sprache, wie ſie die höchſte Dichtkunſt, und die ſtrengſte Philoſophie fordert, zween Endpunkte ſeyen, und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe, die ich unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache ſetze. Sowie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei iſt, ſo iſt auch die ſchönſte und vollkommenſte Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mittlere Größe iſt unſtreitig der beſte Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Nun ſoll eine Sprache gebildet werden, wozu? Entweder zur mehr dichteriſchen Sprache, damit der Styl vielſeitig, ſchön und lebhafter werde; oder zur mehr philoſophiſchen Sprache, damit er einſeitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich iſt, zu allen beiden.

Das letzte kann in einem gewiſſen Grade geſchehen, und muß nach unſerer Zeit, Denkart und Nothwendigkeit auch geſchehen. Alsdann werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchſte Stufe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte ſchweben, und von den ſinnlichen Sprachen durch Ueberſetzungen und Nachbilden borgen; anderntheils durch Reflexionen der Weltweisheit das Geborgte haushälteriſch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vortheile ausmachen, und

nicht dem ſpartaniſchen Eigenſinne nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt verſagt; wir werden aber auch, ſowie die Akademie della Cruſca, und Johnſon in ſeinem Wörterbuche, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, ſo daß die fremden Colonien bloß die Mängel des Staates unterſtützen dürfen. — Man bilde alſo unſere Sprache durch Ueberſetzungen und Reflexion.

Man ſehe die meiſten Vorſchläge zur Bildung der Sprache, und ſie fallen in ein Aeußerſtes, ſtatt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur philoſophiſchen Sprache; andere wollen ſie allein auf die dichteriſche Seite lenken. Das, wenn beide etwas wirken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unſerer Sprachenverbeſſerung.

Unter ſo vielen philoſophiſchen Sprachverbeſſerern nehme ich einen, zu deſſen Lob ich gern unterzeichne: Sulzer, in ſeinem beliebten Inbegriff der Wiſſenſchaften, in dem vielleicht kein Artikel ärmer iſt als der über die Sprache. Er fordert zur Vollkommenheit einer Sprache: „1) einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern und Redensarten, wodurch jeder Begriff deutlich und beſtimmt ausgedrückt wird.“ Nun! und wenn die Sprache einen überflüſſigen Vorrath hat? So muß der Ueberfluß fort! — Vollkommen für den Philoſophen, aber ſchlecht für den Dichter, der von dieſem Ueberfluß leben muß; der nicht Begriffe deutlich und beſtimmt, ſondern Begriffe und Empfindungen ſinnlich rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieſer neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme und uneigentliche Wörter verbannt werden; lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von ſelbſt Abſchied nehmen.. Ueberdem ein hinlänglicher Vorrath; hinlänglich — wofür? wozu? — Jeder Begriff deutlich ausgedrückt? Und wenn er nun nicht von Menſchen, in einer menſchlichen Sprache deutlich

„ausgedrückt werden kann? So soll er weg! Auf einmal ist mir ja der Schatz aller meiner untern Kräfte, Erfahrungen und sinnlichen Ideen geraubt; was bleibt mir für ein kleiner Bettel abstracter Ideen, deutlicher Ausdrücke übrig, und was sollen mir die jetzt? Alle meine Sinnen sind mir geraubt, ich habe aufgehört Mensch und Thier zu seyn, und bin nichts!

„2) Eine genugsame Anzahl deutlicher Lenkungen." Genugsam? deutlich? für wen? wozu? Im Sprechen? in Büchern? in welcher Gattung der Schreibart? Und wie, wenn einige gegen einander ausschließend wären?

„3) Eine Biegsamkeit in der Zusammensetzung vieler Wörter in einen Satz, damit ein ganzer Gedanke richtig, bestimmt und nach Beschaffenheit der Sache leicht und nachdrücklich ausgedrückt werde." Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrücken will, so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit fest, und die Ueberzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannichfaltigkeit langer und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler Sylben, und der daher entstehenden Füße, Perioden und Versarten." Eine philosophisch vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir bloß als Geister einander Begriffe in die Seele reden, so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Sylben; so wenig als in den Büchern, wo diese philosophische Sprache allein gelten kann, die hellen und dunklen Sylben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nämlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja wären wir ganz Geist, so sprächen wir bloß Begriffe, und

Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer ſinnlichen Sprache müſſen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inverſionen, Idiotismen ſeyn. Sein Plan, der philoſophiſch ſeyn ſoll, iſt alſo ein Hermaphrodit; die philoſophiſche Vollkommenheit erreicht er nicht, und der ſinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache ſeyn ſollte, zu wenig; als Project, was irgend eine wirkliche Sprache ſeyn könnte, viel zu viel; und was die beſte Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Eben der Fehler trifft auch ſein Wörterbuch. „Es ſoll den Unterſchied der beinahe gleichlautenden Wörter ſorgfältig anzeigen!“ Schön! das iſt die Sprache der Philoſophie. Laſſet Sulzern, den noch lebenden Baumgarten, die Wörter: angenehm, ſchön, lieblich, reizend, gefällig, in ſeiner Aeſthetik beſtimmen, die Welt wird ihm vielen Dank wiſſen; laſſet andere auf der Bahn des Baumgarten fortgehen, und einen Kant in ſeinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, ſeine Unterſchiede zwiſchen beinahe gleichen Wörtern bemerken: ſie arbeiten für die Deutſche Philoſophie und philoſophiſche Sprache; aber nicht für die Sprachkunſt überhaupt. Alle kannſt du nicht beſtimmen, philologiſcher Weltweiſe! Die wirſt du vermuthlich auswerfen wollen? Aber wirft ſie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! ſo weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter.“ — Der Dichter muß raſend werden, wenn du ihm die Synonymen raubſt; er lebt vom Ueberfluß. — Es iſt immer ein Girard im Deutſchen zu wünſchen, recht ſehr zu wünſchen — aber ein Geſetzgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht ideal-philoſophiſchen Sprache alle Synonymen abſchaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchſtaben einführen wollten, und Grammatiker zu ABC-Märtyrern machten. Immer ein Glück für den Dichter, und ein Unglück für den Weltweiſen, daß die erſten Erfinder der Sprache nicht Philoſophen, und die

ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind. Und eben so ein Glück für den Prosaisten, und ein Unglück für den Weltweisen, daß das Reich einer lebendigen Sprache Demokratie ist. Das Volk regiert, und duldet keine Tyrannen; der Sprachgebrauch herrscht und ist schwer zu bändigen:

Hunc penes arbitrium est et vis et norma loquendi.

Ueber Sulzers Anschlag zur philosophischen Grammatik mag statt meiner ein Kunstrichter [1] reden. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich wenn man eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurtheilt werden müßte; mit diesen Regeln könnten die durch den Gebrauch eingeführten verglichen und daraus gebessert und vermehrt werden." Und der Recensent setzt dazu: „Ich weiß nicht ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortrefflich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Exempel anzuführen: die philosophische Grammatik würde vermuthlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüssig erklären, und gleichwohl würden sich die französischen und deutschen Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen die sie aus diesem unnöthigen Unterscheide der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Conjugation der Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer besondern Zierde gereicht. [2]"

[1] Lit. Br. Th. 4. S. 210.

[2] So ist's für die orientalischen Dichter eine bequeme und vortheilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Kenntnissen in der Botanik vermuthlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja sogar für eine Pflanze, die Jungfer und

Ueberhaupt würde dieſer weiſe Vorſchlag, ſo wie jener andere: „es ſollte keiner Schriftſteller werden der nicht die Alten geleſen,“ uns alle Originalſchriftſteller rauben. Man leſe unſere beſten Dichter, beſten Proſaiſten, ja ſelbſt unſere eigenthümlichen Philoſophen — wie wird man den Sulzer'ſchen Einfall bedauren, uns keine Idiotismen zu laſſen. Der Philoſoph, der in dieſer philoſophiſchen Grammatik ſäße, wäre wie ein ungelenkiger Alter, der muntern Knaben das Springen verbeut, weil er ſelbſt nicht mitſpringen kann.

14.

Von der andern Seite hat man, um unſere Sprache auszubilden, ſo häufig die Ueberſetzungen angeprieſen, den Ueberſetzern ſo manchen Rath, der leicht zu geben, und ſchwer anzuwenden iſt, ſo manchen Liebes- und Gnadenſchlag gegeben, und wiederum ſo viele Aufmunterungen vorgehalten, daß ich über alles ſo oft Geſagte nichts noch einmal ſagen will.

Der Ueberſetzer ſoll Wörter, Redarten und Verbindungen, er ſoll ſeiner Mutterſprache vortreffliche Gedanken nach dem Muſter einer vollkommenern Sprache anpaſſen. „So machte Apoll daß Achilles Rüſtung Hectorn ſo gerecht war als ob ſie auf ſeinen Leib verfertiget worden. Ohne Verſuche, die mit dieſer Abſicht verknüpft ſind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Proſaiſte in derſelben vollkommen werden.“

„Zu eignen Verſuchen über die Bildung der Sprache haben nur die öffentlichen Redner Anmunterung genug, und die größte Zahl dieſer Verſuche iſt vergeblich; aber man thue es durch Verſuche nach einer beſſern Sprache. Dieſe ſtellt uns ſchon viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte ſuchen müſſen, und ſtellt dieſe Be-

Ehefrau iſt, verſchiedene Namen haben. So haben die griechiſchen und römiſchen Dichter alle unüberſetzbaren Schönheiten aus dem Eigenſinn ihrer Sprache gezogen, und in ihn verwebt.

griffe so neben einander vor daß uns neue Verbindungen nöthig werden. Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, der besser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr unmittelbar vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen." Ich mag Abbten[1] nicht weiter nachschreiben; er preiset den Uebersetzern das Griechische, Lateinische und neuere Ausländer an, verspricht ihnen classische Herrlichkeit, um sie zu der Tugend zu reizen, quae serit arbores ut alteri seculo prosint!

Statt dessen will ich, nach unsern vorausgesetzten Prämissen, einige Worte über die Uebersetzungen ins Allgemeine hinschwatzen. Alle alten Sprachen haben, so wie die alten Nationen, und ihre Werke überhaupt, mehr charakteristisches, als das was neuer ist. Von ihnen muß also unsere Sprache mehr lernen können, als von denen mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir haben über die griechische etwas versucht, und zugleich einige Schranken angezeigt, an denen sich so manche Uebersetzer den Kopf gestoßen. Es wird sich in den folgenden Theilen bei einzelnen Autoren der Griechen und Römer sagen lassen was sich für unsere Sprache von ihnen nützlich ablernen ließe; hier lasse ich mich darüber nicht ein, und fahre fort.

So sehr man Ursache hat Uebersetzungen zur Bildung der Sprache anzupreisen, so hat doch die Sprache größere Vorzüge die sich vor aller Uebersetzung bewahret. Eine Sprache vor allen Uebersetzungen ist wie eine Jungfrau, die sich noch mit keinem fremden Manne vermischet, um aus zweierlei Blut Frucht zu gebären; zu der Zeit ist sie noch rein, und im Stande der Unschuld, ein treues Bild von dem Charakter ihres Volks. Sie sey voll Armuth, Eigensinn und Unregelmäßigkeit; wie sie ist, ist sie Original- und Nationalsprache.

[1] Lit. Br. Th. 13. S. 94.

Welche unendliche Vortheile es gebe, wenn ſich die Literatur eines Volks in allen ihren Gattungen ſo urſprünglich in ihrer Sprache, und dieſe ſich mit jener geſtalte, iſt an keiner als an der griechiſchen Sprache zu zeigen; an ihr aber auch auf vorzügliche Weiſe. Denn, wenn gleich die erſten Samenkörner aller Wiſſenſchaften in ſie aus andern Ländern kamen, ſo war doch dieß vor der Zeit der Bücherſprache, folglich in einem Alter wo dieſe fremde Mundart nach der Natur der Kindheit, in der die Veränderungen ſchnell auf einander folgen, bald konnte verdrungen und umgebildet werden. Und ſo bildete ſich auch alles nach griechiſchem Himmel um, und weil die Literatur dieſes Volks nie ein tyranniſches Urbild hatte, was ſie nachahmte, ſo ward ihnen alles Fremde eigen, und alles Eigne gelangte in ihrer Hand zur eigenthümlichen Vollendung. In einer Geſchichte griechiſcher Literatur und Sprache müßten dieſe zween Vorzüge, über deren Beſchaffenheit, Gränzen und herrliche Wirkungen noch wenig verſucht worden, zum Grunde liegen; nämlich wieſern dieſelbe den Adel des Urſprünglichen, und das Herrenrecht des Eigenthümlichen gehabt, erhalten und genutzt habe.

Eine Sprache in welcher kaum die Literatur empfangen iſt, und die die ganze Geſtalt derſelben nach einer andern bildet, verliert eben damit, wenigſtens als gelehrte Sprache, ihr Original-Eigenthum. Unter dieſen überwundenen war die römiſche die erſte, die, in den Gränzen gelehrter Bearbeitung betrachtet, ganz nach der griechiſchen iſt. Es iſt erſtaunend, wie tiefe Eindrücke dieß bis in das Innere ihrer Literatur gemacht, die faſt nie eigenthümlich geworden, als wo ſie es ſeyn mußte.

Da nach Wiederaufweckung der Wiſſenſchaften alle Völker Europens, die nicht Barbaren blieben, von Athen und Rom aus Geſetze und Muſter bekommen haben, und unſere heilige Sprache dem Orient entwandt iſt, ſo gibt es unzählige Merkmale dieſes Fremden und Seltenen in unſerer Literatur und Sprache. Hierüber

könnte ein Cellarius, der das für den Geist wäre was unser Cellarius mit seiner latinitate ecclesiastica, cadente, prolapsa etc. für nichts als Worte ist, ein tiefsinniges und gelehrtes Werk schreiben: was unsere Literatur von der Sprache bis zur Form ganzer Wissenschaften von den Morgenländern, Griechen und Römern habe?

Wie sehr unsere Sprache sich in einigen Jahrhunderten mit Leib und Seele geändert habe, würde ein Sprachkundiger mit Erstaunen sehen, der den verschiedenen Geist ihrer ältesten Ueberbleibsel, und ihrer Hauptwerke in verschiedenen Zeitpunkten grammatisch und philosophisch schätzen, und eine Geschichte derselben liefern könnte, die wir noch nicht haben.

So leicht unsere Handwerksrecensenten es halten über Uebersetzer hoch einher zu fahren, und ihnen Sprachfehler zu zeigen, so halte ich's für die feinste Kritik, genau den Mittelstrich zeigen zu können, „wie ein Uebersetzer seinen beiden Sprachen nicht auf ein Haar zu nahe treten müssen, der, aus welcher und in welche er übersetzt." Eine zu laxe Uebersetzung, die unsere Kunstrichter gemeiniglich frei und ungezwungen nennen, sündigt wider beide; der einen thut sie kein Genüge, der andern erweckt sie keine Früchte. Eine zu sehr anpassende Uebersetzung, die leichte, muntere Seelen sklavisch schelten, ist weit schwerer; sie eifert für beide Sprachen, und wird selten so geschätzt als sie es verdient. Da ein solcher Autor überall versuchen, anpassen, wagen muß, so erbeutet er von unsern Censoren mit hohem Augenbraun, daß sie ihn über drei mißrathene Versuche verschreien, alles Gewagte in ihm für Sprachfehler nehmen, und den Proben eines Künstlers, wie Lehrlingsstücken eines Schülers, begegnen. So ging es Abbten mit seinem Sallust. Wenn sich ein munterer Jüngling für sein Vaterland wagt, so wünsche ich ihm einen alten Verständigen zur Seite, nur daß dieser nicht vorgehe; und hat sich ja jener zu weit verirrt, so

führe ihn ein Genius, wie ein unsichtbarer Menschenfreund, wieder zu den Seinen. —

Wäre aus allem was ich gesagt nichts zu sehen, so doch, was es für eine mißliche Sache mit dem Ideal einer Sprache sey. Es gibt so verschiedene und ausschließende Vollkommenheiten derselben, wenn man sie in verschiedenen Lebensaltern, zu verschiedenen Zwecken, auf verschiedenen Stufen betrachtet, daß, je mehr ich über dieß Ideal nachdenke, desto mehr fließen die Farben in ihm zusammen; es wird eine Luftgestalt, die mein Auge blendete, die es verwirret — und endlich ist doch alles verflogen.

Ich lasse also einen andern für mich reden, und setze bloß einzelne Worte hinzu, die bestimmen sollen was er nicht genau, und anwenden sollen was er vortrefflich sagt.

15.

Beschluß über das Ideal der Sprache. [1]

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kann, als man sie wünschet, so muß man aus den vorräthigen zu machen suchen was sich daraus machen läßt. Leibnitzens gelehrte Sprache ist nicht zu bekommen; wie könnten wir uns der deutschen z. E. noch am bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürfte allenfalls eine andere als Vorläuferin haben, welche unter denen in Europa recht bekannt gewordenen Sprachen der Idealvollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, am nächsten kömmt. Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einigermaßen kennen lernen." Will man sie etwas mehr als einigermaßen kennen lernen, und auf beide Fragen so viel antworten als sie fragen, so dürfte

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 180.

es mit etwas Metaphyſik nicht abgethan ſeyn, die gewiß nicht bloß weit, ſondern auch tief ſeyn müßte. Abbt überdachte ſie fliegend, „und freilich dünkt uns im Fluge eine Gegend kleiner als wenn wir ſie mit unſern Schritten durchmeſſen ſollen. Bei beiden Antworten muß das divide doch das erſte Wort ſeyn, und ſobald wir die Frage in ihre Claſſen nach verſchiedenen Wiſſenſchaften, Zwecken, Zeiten, Nationen, Spracharten zertheilen, und wir jeden abgeſchnittenen Theil wieder zu einem ganzen Polypen lebendig werden ſehen, ſo wird man es glauben daß die reichſte Antwort noch immer zu wenig liefere.

„Man kann die Sprache unter zwei Augpunkten betrachten; inſofern ſie einmal unverbundene und unzuſammenhängende Begriffe vorſtellt; hernach ſofern ſie dieſe Begriffe in Verbindungen anzeigt."

„Vom erſten Stücke hängt der Reichthum und der Wohlklang und auch das Bilderreiche der Sprache ab." Der Reichthum kann ſeyn in Namen der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe; der erſte macht eine Sprache ſinnlich oder bilderreich; der zweite abſtract oder gedankenreich; und den Unterſchied von beiden habe ich zu zeigen geſucht. — Der Wohlklang hat mit Begriffen keine Verbindung, ſondern muß aus der Natur der Sprach- und Hörwerkzeuge erklärt werden, wenn wir eine Proſodie auf philoſophiſchem Grunde haben wollen.

„Das erſte Stück iſt ſolcher Vollkommenheiten fähig, die mit dem Tode der Sprache, wenn ſie aufhört Landesſprache zu ſeyn, verlöſchen." Nicht bloß mit dem Tode der Sprache, ſondern mit jedem Lebensalter gehen gewiſſe Vollkommenheiten verloren, die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensalters erſetzt werden. So lange ſich eine Sprache bildet, als Sprache der Nothwendigkeit, iſt bei allen Ungemächlichkeiten der Armuth ihr Vortheil Stärke. Wenn die Sprache noch nicht Bücher-, aber Liederſprache iſt, ſo hat ſie Reichthum an Bildern, und den höchſten Wohlklang. Wird ſie

Sprache des ſittlichen Volks, ſo bekommt ſie mehr Reichthum an politiſchen Ausdrücken, allein der hohe Wohlklang und das Bildervolle mildert ſich. Als Bücherſprache wird ſie reicher an Begriffen; allein der poetiſche Wohlklang wird Proſe; das Bild wird Gleichniß; die malenden, klingenden Beiwörter verlieren ſich. Die philoſophiſche Sprache, iſt ſie beſtimmt, aber arm, verliert Synonymen, und Bilder und Wohlklang achtet ſie nicht. Dichteriſch iſt eine Sprache am vollkommenſten, ehe ſie, und philoſophiſch wäre ſie am vollkommenſten, wenn ſie bloß geſchrieben wird; am brauchbarſten und bequemſten, wenn ſie geſprochen und geſchrieben wird. Indeſſen fordert und verdient die Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren? die würdigſte Auflöſung.

„Es iſt doch unſtreitig, daß außer den fünf Selbſtlautern noch viele Zwiſchenlaute hätten angebracht werden können; ſowie die vorhergehende und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu ſolchen Lauten noch weit mannichfaltiger einzurichten wäre." Nach der Bewegung der Redewerkzeuge haben wir wirklich mehr Selbſtlauter als fünfe; weil dieſe fünfe mit verſchiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze ausgedrückt werden. Daß wir nun für dieſe Zwiſchenlaute nicht neue Zeichen, wenigſtens Unterſcheidungen haben, iſt eine große Unvollkommenheit unſerer Orthographie, die unter allen mir bekannten europäiſchen Sprachen die letzte, und für einen Lehrling die ſchwerſte ſeyn dürfte. Wer wird Meer und mehr, Zehn, Zehen, Zähn', zähe u. ſ. w. als Fremdling, beſtimmt finden? Was wir bei I zu viel an Zeichen haben, iſt bei A und E zu wenig. — Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unſere Sprache kurzſylbig und eintönig iſt? Der lächerliche Fehler mit Géſ-penſtern, ſtatt Geſpénſtern, mit vérg-lich, ſtatt ver-glich; mit Enterbé-ter, ſtatt Ent-érbeter iſt doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebornen Deutſchen manchmal in Gedanken und

bei verzerrtem Druck, oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei vielen Wörtern ändert sich ja die Bedeutung selbst; z. E. unterhálten und únterhalten, überſétzen und überſetzen, Ueberſétzer und Überſetzer sind ja himmelweit verſchieden. Nicht bloß zu dem hebräiſchen Schin fehlt uns das Zeichen, weil ich Geſchmack als ein Fremder immer eher Geſchmack leſen werde; ſondern man kann überhaupt den Mangel unſerer Zeichenſchrift am beſten aus Reiſe- und Erdbeſchreibungen ſehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unſern Buchſtaben ſich kaum mehr erkennen laſſen. — Soll unſer Hexameter ausſtehlich werden, ſo muß er Accente haben; und der erſte Dichter, der ſich die Mühe geben wird griechiſche Hexameter zu machen, wird ſich auch der Accente nicht ſchämen, weil er ſie vor allen am wenigſten braucht. Sollte unſere Sprache ſterben; Himmel! wie ſchlecht würde man ſie aus Büchern lernen. Um ſie auszubilden, ſtelle man ſie ſich todt vor; man nutze die Provinzialismen, um ſie zu beſtimmen. Man mache ſie beſtimmt, wie eine todte, und fruchtbar, wie eine lebendige ſeyn kann.

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt es hauptſächlich an: 1) ob man ſie durch bloße Abänderung des Ausdrucks für eine jede Idee; oder 2) durch Zwiſchenſetzung kleiner Worte; oder 3) durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn dieſe drei Fälle ſind, glaube ich, bloß möglich.“ Der erſte Fall iſt der einfachſte, und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeſte geweſen; er iſt daher noch bei den heutigen Sprachen von antikem Charakter ſehr ſichtbar; gut für Dichter, aber unphiloſophiſch. Der mittelſte iſt am üblichſten, bei der deutſchen Sprache ſehr gebräuchlich, und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil dieſe zwiſchengeſchobenen kleinen Worte nicht Accent genug haben, und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen, auch nicht ganz ohne Accent ſind, ſo entſtehet daraus die Unbeſtimmtheit der Proſodie, die unſern neuen Sprachen ſo läſtig fällt. — Der dritte

Fall iſt der philoſophiſch-vollkommene; und wenn Leibnitzens allgemeine Sprache ja möglich wäre, ſo wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen ſehr von ihrer Stellung abhinge.

„2) Was für Geſetze man zur Folge einer gewiſſen Anzahl von Ideen, die in Verbindung ſtehen, annehmen wolle. Hier iſt das Hauptgeſetz, man laſſe ſie in der Ordnung folgen die der Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zweck des Redenden gemäß iſt. Nun kann der Zweck des Redenden in tauſend Fällen nur einerlei ſeyn, alſo wird es eine gewiſſe allgemeine Conſtructionsordnung geben; hundertmal aber gibt es einen beſondern Zweck des Redners, und dann iſt diejenige Sprache die beſte welche räumig genug geſchürzt iſt, um ihre Ordnung nach dieſem Zweck wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt uns daß wir in unſern jetzigen Sprachen eine Menge beſonderer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend ſind, ſondern ſie nur aus dem Zuſammenhange unſerer Gedanken müſſen errathen laſſen. Unvollkommenheit der Sprache!" Ueber dieſen philoſophiſchen Artikel kann das Fragment ein Commentar ſeyn, das unſern Nachtheil nach der griechiſchen und lateiniſchen, aber Vortheil vor der franzöſiſchen Sprache zeigt.

Man muß die Worte ſo ordnen daß ſie bei aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden. Dieſe Zweideutigkeit iſt am erſten in Sprachen zu beſorgen die wenige Casus, z. E. den Nominativ und Accuſativ gleich haben; die nach dem vorigen zweiten Fall mit Zuſchiebung kleiner Wörter flectiren, und bei denen die Conſtructionsordnung wenig beſtimmt iſt. Die erſte Unvollkommenheit äußert ſich bei der franzöſiſchen; die zweite bei dem ſchleppenden Perioden der deutſchen, und die dritte bei dem elenden lateiniſchen Perioden neuerer Bücher, die ſich jede Inverſion erlauben, weil ſie die Geſetze der alten Römer in ihrem vortrefflichen

Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt, und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die Sprache der Schriftsteller ausbilden; denn dem Sprechenden helfen Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen, dahingegen alles dieß im Buche wegfällt.“ Jetzt setze ich folgende wahre Beobachtung Samuel Johnsons dazu: „Es gibt Worte, deren Sinn allzufein ist, als daß man ihn mit Worten sollte fassen, und in eine Umschreibung bringen können. Das sind diejenigen Worte welche die Sprachlehrer particulas expletivas, oder ausfüllende Wörter nennen. In todten Sprachen übersieht man sie als leere Töne; als Töne, die zu anders nichts dienen als einen Vers auszufüllen, oder einen Perioden wohlklingender zu machen. Aber in lebenden Sprachen wird man bald inne daß dergleichen Wörter mehr als ausfüllende Wörter sind, daß sie Kraft und Leben haben, ob man gleich ihren Nachdruck mit andern Worten nicht ausdrücken kann.“ Dieß wird jedem bei dem Lesen Homers unzähligemal beifallen; Füllwörter, wo alle leben, und je öfter, desto kräftiger wiederkommen. Ich mache mich auf eine Menge Einwürfe gefaßt, die man meinem Gefühl einer in Büchern lebenden Sprache machen wird. Ich antworte aber: urtheile nicht aus der Grammatik, sondern lies als ob du hörtest.

„Durch was für Künste haben es die Franzosen dahin gebracht daß man ihre Sprache die Sprache der Vernunft nennet?“ Ich glaube drei Ursachen dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer Bildung, durch welche Ursachen es auch seyn möge, eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die unsere Sprache nicht hat. Da ihre Constructionsordnung bestimmt ist, so kommt man minder in die Verlegenheit sich schielend auszudrücken. Zweitens: man hat an sie so viel Politur angewandt, als nicht viel andere lebende Sprachen erhalten haben. Zu einer Zeit da Deutschland noch

barbariſch oder lateiniſch ſchrieb, feilte man ſchon lange an ihr, weil die Franzoſen immer lieber für ein Publikum und ſchönes Publikum ſchrieben, wenn der Deutſche für Studirſtuben und Katheder ſchrieb. Sowie die alten Gallier zur höchſten Obrigkeit ein Weiber-Rathhaus hatten, ſo ward das ſchöne Geſchlecht auch bald der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreiſes. Man ſah die Bücher immer mehr für ſchriftliche Geſpräche, für Unterredungen im ſchönen Ton an, und gab ſich alſo die unterhaltende Miene eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentlichen Anſtalten gedenken ſollte die der Sprache aufgeholfen, will ich bloß dazuſetzen daß die franzöſiſche Sprache auch nichts wäre, wenn ſie nicht dieß Lob erbeutet hätte. Zur Muſik elend; wäſſerig, nervenlos, unharmoniſch für die Poeſie; zu unbeſtimmt für die hohe Weltweisheit, hat ſie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit gemacht, die weder in Weltweisheit noch Dichtkunſt eine hohe Stufe erreicht. Premontval [1] urtheilt nicht unbillig: „ſoll ich bei ihrem großen Glücke einen Vorzugstitel für ſie ausfinden, ſo würde ich ihn in einer gewiſſen Gleichung mittelmäßiger Eigenſchaften ſuchen. Nicht ſo ſanft als die italieniſche; nicht ſo majeſtätiſch als die ſpaniſche; weniger zuſammengedrängt als die engliſche; an Nachdruck weit unter der deutſchen; an Reichthum, an Ueberfluß faſt unter jeder Sprache Europens, hat ſie doch bei ihrer Armuth Mittel, Nachdruck, Kürze, Majeſtät und Süßigkeit genug, um ein ſehr ſchätzbares Werkzeug der menſchlichen Gedanken zu ſeyn. Inſonderheit legt die Klarheit und Politeſſe, die ſie charakteriſiren, ihr großen Werth bei." Sowie nun ein hübſcher, artiger Menſch, deutlich und vernünftig in Geſprächen, im Umgange mehr gelitten wird als ein tiefſinniger, ſtiller Mann, ſo hat auch die franzöſiſche Sprache vor der deutſchen ſich das Lob des Verſtandes geben laſſen, da die unſrige ſich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaßen könnte.

[1] Premontval préservatif contre la corruption P. 1.

„Stellt eine philoſophiſche Materie, die ungefähr mit gleicher Genauigkeit in zwo Sprachen vorgetragen worden, in der einen ſich klärer, netter und überzeugender dar als in der andern?“ Ja! und Exempel beſtätigen dieß allerdings. Eine tiefe philoſophiſche Materie kann ſich in der alten, reinen lateiniſchen Sprache nicht ſo klar, ſo nett, ſo überzeugend ausdrücken, als in einer gewiſſen neuern lateiniſchen Sprache, die eben deßwegen noch nicht barbariſch iſt, weil ſie von den Worten der Alten abgeht. In den Schriften des philoſophiſchen Baumgarten herrſcht ein gewiſſer ächt römiſcher Geiſt; ſeine Blumen, die gleichſam ſelbſt aus ſeiner Weltweisheit zu wachſen ſcheinen, und nicht über dieſelbe geſtreuet ſind; eine ſo nachdrückliche Kürze, daß jeder Gedanke ſich ein Wort ſelbſt zu ſchaffen ſcheint; kurz, eine Sprache die nicht netter und überzeugender und für den denkenden Leſer klärer ſeyn kann. Ich habe mich gezwungen mir dieſen Eigenſinn auszureden, weil andere ſie eben für barbariſch, oft ſpielend und dunkel hielten; ich fing an in das fließende Latein der Schriften des Cicero zu überſetzen, zu umſchreiben, zu verſchönern; und der Geiſt der Philoſophie war weg. Nun verſuche man gar die Ueberſetzung in eine andere Sprache, und es wird immer noch mehr verlieren. Die Urſache davon liegt in dem Charakter der Sprache, die zu dieſer Materie gleichſam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geſchickten Schriftſteller der ſich in dieſe Fugen zu ſchicken weiß. „Daß alſo Dinge in der einen Sprache ſich beſſer ausdrücken laſſen als in der andern, kann einestheils von der Subtilität der Gedanken herkommen; zweitens, daß man an ihre trockene Bezeichnung bei dem einen Volk mehr gewöhnt iſt als bei dem andern.“ Theils von dem Schriftſteller ſelbſt, der als Erfinder der Gedanken auch zugleich ein gewiſſes Haus- und Herrenrecht über den Ausdruck hat, in dem ſelten ein Ueberſetzer ihm nachfolgen kann und darf; weil er theils nicht mit dem Feuer des Schriftſtellers ſelbſt denkt, theils lieber aus Furcht

den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach dieſen drei Urſachen muß ſich ſo ziemlich eine Landkarte entwerfen laſſen, wiefern gewiſſe Materien in gewiſſen Sprachen ſich vorzüglich ſchön behandeln laſſen.

Materien der Weltweisheit theilen ſich am leichteſten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat, und dieſe ſich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht, erreichen läßt. Daß man an die neuere lateiniſche Sprache hierin ſo viel Werth geknüpfet, die Weltweisheit gleichſam nach ihren Worten bequemet, und den Begriff einem Ausdruck zu gut erfunden, iſt durch eine langwierige Gewohnheit uns faſt zur zweiten Natur geworden, und muß ſowohl nützlich als ſchädlich werden können; wovon zur andern Zeit geredet werden ſoll.

„Eine Sprache, die wenig Unterſchied in den Zeiten angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern ſetzen kann, iſt nicht ſonderlich zur Geſchichte geſchickt, wie z. E. die deutſche. Wir haben gar keinen Begriff von den temporibus der griechiſchen Sprache. Der Deutſche hat ſelten das Gefühl von dem Unterſchiede der beiden temporum praeteritorum der Franzoſen, daß aus der Verwechſelung oft lächerliche Mißverſtändniſſe entſtehen.“ Indeſſen iſt dieſe Ungemächlichkeit nicht ohne Hülfe, und unbeträchtlich ſogar. Sie iſt nur in einzelnen Theilen des Perioden, in ganzen Inverſionen haben wir ſogar vor dem Franzoſen viele Vortheile; und wenn einige große Männer bei uns die hiſtoriſche Periode in Gang bringen, und ſelbſt als Originale vorleuchten und locken werden; wenn man, ſtatt der Auszüge, es unternehmen wird einzelne Zeitpunkte der Geſchichte mit allem Fleiß zu bearbeiten, ſo wird unſere Sprache ſo leicht Muſter im hiſtoriſchen Styl bekommen, als ſie ſchon in der Weltweisheit hat.

Schöne Proſe iſt ſchon mehr in die Idiotismen verwebt; und unſere Sprache hat alſo in dieſer Schreibart viel von der franzöſiſchen gewonnen. Poeſie iſt beinahe in ihren Schönheiten unüberſetzbar, weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Theile der Rede, Zuſammenſetzung der Worte, Bildung der Redearten, alles Schönheit gibt.

Aus alle dieſem folgt daß unſere Sprache unſtreitig von vielen andern was lernen kann, in denen ſich dieß und jenes beſſer ausdrücken läßt (ſollte es auch nur das Schimpfen ſeyn, wozu den Kritikern gemeiniglich das ſchönſte Latein gedienet); daß ſie von der griechiſchen die Einfalt und Würde des Ausdrucks, von der lateiniſchen die Nettigkeit des mittlern Styls, von der engliſchen die kurze Fülle, von der franzöſiſchen die muntere Lebhaftigkeit, und von der italieniſchen ein ſanftes Maleriſche lernen könne. Allein man ſieht auch daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie ſich ſeiner Mutterſprache ſchämen, oder ſich über ſie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortrefflichen Schriftſteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde ſind.

Zweite Sammlung.

Vorläufiger Discurs.

Von dem Ursprunge und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheint.

Der erste Kunstrichter war nichts mehr als ein Leser von Empfindung und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Empfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkenntnißbaum genascht hatte. Es hat in der Literatur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft und Schriftstellerei, die Wahrheiten noch nicht Systeme, die Erfahrungen noch nicht Versuche waren. Statt zu lernen was andere gedacht, erhob man sich selbst zum Denken — vielleicht verdient dieß auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein anderer dachte dem Gefallenen und dem Eindrucke nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machten, und fing an die Wahrheit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls, zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar um Vater zu seyn, daß er also wie die

türkiſchen Verſchnittenen ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden ſuchte, die jetzt bloß für ſein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Manne von Gefühl ein Philoſoph.

Der Philoſoph hatte bald das Unglück, Werke zu ſehen die die Erſtgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er mußte alſo auf die Urſachen dieſer Unfruchtbarkeit denken; bald das noch größere Unglück, völlig ſchlechte Werke zu ſehen, und jetzt fing er an die Vorzüge der erſten auf dieſe anzuwenden; er prüfte, lehrte und beſſerte. Das war der eigentliche Kunſtrichter. Iſt es nicht beinahe wahr daß er ſo entſtanden iſt als ſich nach der älteſten und neueſten Philoſophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit, es ſey dieſe der Nilſchlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „wie aus dem der bisher bloß empfand ein Denker, und aus dem Genie ein Weiſer wurde? Wie weit jedes von dieſen dem andern entgegengeſetzt ſey, und wie weit dieſe ſich einander ſchwächenden Kräfte zuſammenkommen müſſen, um die Temperatur des Virtuoſen auszumachen? Wie aus der Natur Kunſt, aus der Kunſt Künſtelei, und aus dieſer wieder Barbarei hat entſtehen können?“ Die allgemeinen philoſophiſchen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von kritiſchen Troglodyten, nach Art des Monteſquieu hervorbringen, und dieß Märchen könnte man dann in Geſchichte verwandeln und aus Völkern und Staaten beſtätigen.

Nun erſcheint der eigentliche Kunſtrichter — in welchem Geſichtspunkt? gegen Leſer, gegen Schriftſteller, und gegen das ganze Reich der Literatur überhaupt.

Dem Leſer erſt Diener, dann Vertrauter, dann Arzt. Dem Schriftſteller erſt Diener, dann Freund, dann Richter; und der ganzen Literatur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeiſter ſelbſt.

Dem Leſer ſetzet er die Speiſen in ihrer Lüſternheit und Anmuth vor, und ſucht durch ſeinen eigenen Appetit ihren Geſchmack zu erregen; dieß ſind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leſer iſt ſchwach im Verdauen, er gibt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbenen Geſchmack, daher braucht er jetzt ordentliche Cur. Dieß ſind die kritiſchen Anmerkungen, die dem Leſer Geſichtspunkte im Leſen darlegen, die ihm Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieſes Talent gehört immer nothwendig zum wahren kritiſchen Geiſt. Du ſchreibſt als wenn du für dich ſchriebeſt, nein! Kunſtrichter! du ſchreibſt für Leſer. Dieſe nie aus den Augen zu laſſen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen; dich nach der Verſchiedenheit ihrer Fähigkeit, Luſt und Abſicht zu richten; die Stummen ſprechen, die Blinden ſehen, und die Tauben verſtehen zu lehren; die Seuche eines falſchen Geſchmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einſicht, von Geſchmack zu bilden — das iſt dein großer Zweck.

Dem Schriftſteller, was ſoll der Kunſtrichter ſeyn? Sein Diener, ſein Freund, ſein unparteiiſcher Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszuſtudiren; nicht aber dein eigner Herr ſeyn zu wollen. [1] „Unſer Geiſt nimmt oft eine gewiſſe Unbiegſamkeit an, die uns hindert in die Gedanken anderer uns gleichſam hineindenken zu wollen, und folglich ſehr oft die unſern dadurch zu verbeſſern. Man bemerkt dieſes nicht an ſich ſelbſt, wenn man einen andern über eine Materie lieſet, über die man ſelbſt noch nicht gedacht hat. Iſt aber dieß letztere geſchehen, ſo fängt die Steifigkeit an ſich zu zeigen, die vermuthlich aus eben dieſer Urſache, auch außer andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird als bei jungen. Es gehört entweder eine beſondere Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung des Fleiſches dazu, um weich und

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 107.

bengſam genug zu bleiben, und wenn vollends der welcher Bücher lieſet um ſie zu beurtheilen unverdorben bleibt, ſo hat er gewiß eben ſo viel Lob verdient als der heilige Aldhelmus, der ſich nackt und bloß zu jungen Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung der Sinne ſiegreich widerſtand." Es iſt ſchwer, aber billig, daß der Kunſtrichter ſich in den Gedankenkreis ſeines Schriftſtellers verſetze, und aus ſeinem Geiſt leſe; allein wie wenige Schriftſteller haben den Stab des Popilius, um uns in dieſen Kreis einzuſchließen! — Iſt der Verfaſſer von der Art daß wir ihm nachdenken müſſen, ſo vergißt der Criticus immer daß er mit dem Griffel in der Hand lieſet; läßt er uns aber die Freiheit mit ihm zur Seite zu denken, ſo fühlt der Kunſtrichter, er habe einerlei Polhöhe, und wird alſo ſein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meiſten deutſchen Büchern, die Vorreden Entſchuldigungen und demüthige Complimente enthalten, ſo wird der Criticus Richter und Geſetzgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht alſo zuvor und commandiret.

Endlich hat der Kunſtrichter eine Beziehung auf das Reich der Wiſſenſchaften als Mitbürger. Gemeiniglich hat er ſchon als Schriftſteller geleſen, und zeichnet bei den Recenſionen die Schattenlänge ſeiner untergehenden Autorſchaft. Oft reißet er nieder, um die Ausſicht zu verbeſſern; oft ſpringt er, wie Remus über die Mauer ſeines Bruders, um ſeine Eiferſucht zu verewigen; oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerſt vom Ziele den Kranz zu erwiſchen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um ſelbſt einen Tempel zu errichten, und kann er dieſen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Syſtems, ſo wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Colom, der hier eine Inſel und dort eine erfand, ſondern der ans feſte Land trat, gab der neuen Welt ſeinen Namen.

Ein kritiſches Werk, das in allen dieſen drei Abſichten groß bliebe, was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichſte Abwechſelung ſtatt der gewöhnlichen kritiſchen Monotonie müßte entſtehen, wenn der Kunſtrichter allen dieſen Geſichtspunkten aufſauerte; bald Leſer von unverdorbnem Geſchmack, bald ſolche die nicht zu leſen wiſſen, erwiſchte, und ſie zu denen führte die mit ihm leſen; wenn er nicht als Deſpot, ſondern als Freund und Gehilfe des Verfaſſers lieſet, mit ihm, oder ihm nach- oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieſet als wenn er es ſelbſt ſchriebe. — Ich glaube, es iſt Shaftesbury in einer ſeiner leider noch unüberſetzten Abhandlungen, der von ſich ſchreibt daß ihm beſtändig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen ſchweben, und ihn als Muſe begeiſtern müſſe — Dieſe Dulcinea hat ein Kunſtrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es ſchleicht dem Criticus ein Gaukler nach, der ſeinen Charakter parodirt. Er gibt uns, anſtatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe von Auszügen; ſtatt ein Pygmalion ſeines Autors zu werden, ſchlägt er ihm, wie Clandius den Statuen Roms, das Haupt ab, und ſetzt das ſeinige darauf; als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth und ehrwürdigen Ausſchricht der Literatur; er eifert in den petites maisons der Gelehrſamkeit gegen elende Ueberſetzer; die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Syſtems in der Hand, nähert er jetzt dieſe Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um nur beſtändig das Schattenſpiel ſeiner Lieblingsbegriffe zu erblicken, und eben dieß iſt ein Kunſtrichter nach dem gewöhnlichen Geſchmack. Er wird ſeinen Leſern ſo unentbehrlich als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen ſind; er wird geleſen, gelobt und vergeſſen; ſeine Ephemeriden, gleich den Inſecten dieſes Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Meſſe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leſer! mit dem ich jetzt ſpreche, folge dieſen Winken, die nicht Einfälle, ſondern oft und leider bei den beſten Werken gemachte Beobachtungen ſind. Ich laſſe dich los, um die vielen deutſchen Journale, die die Modekrankheit unſrer Zeit ſind, in dieſen Ausſichten zu betrachten, und wie du es für gut findeſt, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unſere Critici ſind Richter; jedes Journal reimt ſich mit Tribunal. Hierin iſt die deutſche Literatur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürſten und kein gebietender Oberherr! Man muß alſo noch ſo lange in der Stille urtheilen bis man die Kunſtrichter auch als Schriftſteller anſehen lernt. — —

Anmerkung.

Die beſte Art einen Autor zu beurtheilen, iſt ſein eigner Plan. Dieſer iſt zu prüfen, zu beſſern und auszumalen. Dieſe Arbeit charakteriſirt und bildet Genies; ſchwer und nützlich zugleich!

Prüft man bloß den Plan allgemein, und ſagt ſeine Gedanken drüber, ohne den Verfaſſer nach ſeinem Plan zu prüfen, ſo thut man weder dem Ehrgeiz, noch der Demuth desſelben Genüge. Man hält ihn zu ſehr für Kind wenn man ſein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind wenn man ſein Probſtück nicht anſehen will.

Bei mittelmäßigen Verfaſſern, deren freilich die meiſten ſind, verſtehe man die Kunſt, die Sokrates bei Heraklits Schriften anwandte: ein Taucher zu ſeyn, um Perlen heraufzuholen.

Die entgegengeſetzte Strafe iſt, Stellen herauszunehmen um an ihnen zum Ritter zu werden; Oerter zu ſuchen, wo man ſeine Lieblingsgedanken ausſchüttet. Dieß unterhält, aber oft auf Koſten des Autors.

Man muß mehr Kunſtrichter über Fehler als über Schönheiten ſeyn! inſonderheit um Schriftſteller auszubilden. So lange man

nicht Werke liefert, bei denen es ſelbſt ſchwer war zwei Fehler zu erwiſchen, bei denen wenigſtens die Schönheiten überwiegend ſind, bei denen kein falſcher Geſchmack zu merken oder zu fürchten iſt, ſo kann der Kunſtrichter immer ſich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken; eine Arbeit, die ihm überdem Würde gibt. — Und das ſelbſt bei guten Verfaſſern! Wo viele Schönheiten ſind, muß ich auch die kleinſten Fehler rügen. Die Schönheiten findet das Genie ſelbſt, und der Kunſtrichter entfaltet nur die feinſten, die dem Auge ſelbſt des Genie's entwiſchen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Baſedows [1] wegen, damit, wer nicht Genie iſt, gewarnt werde gegen

— — maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

Je mehr der Criticus ſich vertheidigen muß, deſto minder wird ſeine Gerechtigkeit unwiderſprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öffentlich, und tadle ſie insgeheim!"

Was Iſokrates ſich zum Muſter nahm: „ſtumpfes Eiſen zu wetzen! das iſt auch der Zweck der Kunſtrichter gegen Schriftſteller, und das Verdienſt der Literaturbriefe. Haben ſie nicht das Füllhorn der Grazie ganz ausgeſchüttet, unde parentur opes, ſo haben ſie doch Blumen geſtreut um den Altar der Göttin Literatur — falls nicht ſchlechte Schriftſteller in gute umſchaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutſamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geſchmacks iſt geöffnet; man komme und trinke!

[1] Lit. Br. Th. 5. S. 259.

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: „unser Deutschland dürfe keinem Volk, es sey alt oder neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken der Einbildungskraft etwas nachgeben"; seitdem die Nachahmungssucht einer andern Secte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur orientalisch, griechisch und brittisch hieße, durch rauhe Copien auf halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und schweizerischer Nachahmungen, die deutsche Literatur übersahen, seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger [1] als über den Mangel an Originalen, an Genies, an Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Literaturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber. Man konnte es merken daß sie über jedes Feld der deutschen Literatur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war, da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitigen Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen mußten, so forderte es die Zeit daß Kunstrichter, die beider Parteien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden mußten, und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig, beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen. Kommt es nun noch dazu daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind, so sieht man

[1] Lit. Br. Th. 1 — 24.

den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sey gesund!

Um also mehr zu thun als zu klagen, kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine Ingredientien auflösen, und bis auf den feinsten Grund zu bringen suchen. Ich wünsche unserer Zeit zu diesen seinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begriff unserer Weltweisheit; sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiedenen Oertern graben zu sehen. Sulzers [1] Abhandlung in den Schriften der Berlin'schen Akademie, die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dieß Zergliedern nichts bei. Bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi so unangetastet als der rector Archaeus bei den Scheidekünstlern; Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar. Allen ihren chymischen Zusammensetzungen können sie, nach dem was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet die zum Genie gehören, je mehr Ingredientien er in diesem Salböl der Geister antrifft, desto mehr kann ich zweifeln ob mir nicht eine davon entging; und niemand war groß der an seiner Größe zweifelte, und jemand höher als sich schätzte. Je feiner die Regeln sind, die du aus der Natur des Genie's herleitest, desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts höheres vorsetzt als fehlerlos zu seyn.

[1] Lit. Br. Th. 6 und 22.

Jener Baumeister im Plutarch sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: alles was er gesagt hat will ich thun! — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden der andern vorarbeitet; die armen Stümper, quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Young'schen Schrift über die Originale ein gewisses Feuer an, das wir bei bloß gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Young'sche Geist drin herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz, aus dem Genie in das Genie spricht; der wie der elektrische Funke sich mittheilt.

Man kann sagen daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem ersten mehr Speculation erfordert wird; bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben, und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigener Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können, wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurückscheucht. Durch seine Speculationen ist nie der Geist einer Nation geändert, aber durch große Beispiele allemal. Und neben dieser Hoheit, ein Muster werden zu können, braucht's bloß ein gutes Auge andre zu sehen, und einen guten Willen sich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist als ein zweiter Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel selbst zu holen; weil es schwerer ist Künstler als ein Sophist über die Kunst zu seyn; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es sich selbst der Beurtheilung unterziehen soll, so ist der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der andern, um

durch sie aufzumuntern. Und dieß ist die dritte und üblichste Art, zu der ein gutes Auge zu sehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört rathen zu können.

Ich will also die deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen, ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann was er dort durchs Orakel den Aegiäern sagte: ὑμεῖς Δαναοὶ οὔτε τρῖτοι, οὔτε τέταρτοι. Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! laßt uns einen Wahrsager oder Priester, oder Traumdeuter fragen, warum Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne? denn wahrlich auch der Traum kommt vom Jupiter!" — Kalchas sagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen. [1]

Von den deutsch-orientalischen Dichtern.

1.

Ein Theil unserer besten Gedichte ist halb morgenländisch. Ihr Muster ist die schöne Natur des Orients; sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue, so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man, aus Dummheit oder Bosheit, das was man an Dichtern tadelt, mit dem was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will; das was wir nachahmen, mit demjenigen was wir glauben. Indeß wage ich's; und kann

[1] Iliade B. 1. V. 64. ꝛc.

es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat. [1]

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich, und leite bloß den Leser auf Wege die er selbst fortsetzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet, so wird so ein charakteristisches Ganze daraus, als Michaelis im 42sten Psalm zeiget. Wenn die biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon, vom Thau des Hermon, von den Eichen Basans, vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden, so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat. Wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur; sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortreffliche Buch Hiob, woher nimmt es alle seine Schätze der Schönheit? Aus inländischen, aus ägyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen. Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Aegypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesetzt sind daß ein prächtiges, neues, un-

[1] Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochnen Arbeiten, die hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten, so könnte alsdann vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkenntniß und Philosophie, aus allen seinen Schriften, insonderheit aus seinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich hier vorbilde; und diesen könnten die Uebersetzer folgen.

gewöhnliches — Unding herauskommt. O überließen doch unſere Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es ſehr gut zu brauchen wiſſen!

Und wenn wir dieſe Bilder auch endlich verſtehen — erklären, und aus den lebhafteſten hiſtoriſchen und geographiſchen Beſchreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben dieſe hiſtoriſchen Beſchreibungen, Auslegungen, Erklärungen ſo viel Eindruck auf uns, als die ſinnliche Gegenwart dieſer Oerter; nie das Leben der Anſchauung, als wenn wir ſie ſelbſt ſähen, als wenn unſere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muſe wirklich ergriffe und weckte, als wenn wir μουσόληπτοι oder μουσοπάταχτοι würden; und ſo waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede ſo voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängſtiget; ich muß reden, daß ich Odem hole; ich muß meine Lippen aufthun und antworten!“ So muß es jeder große Dichter ſeyn:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie iſt die geſunde Einbildungskraft ſo lebhaft als die Erfahrung, und nie die ideale Gegenwart der ſinnlichen gleich.

Der Verfaſſer der jüdiſchen Schäfergedichte, dem ſonſt Anlage zur Dichtkunſt nicht fehlt, hat meine Warnung durch ſeinen unglücklichen Flug beſtätigt. Dieſe ſowohl, als ſeine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt uns in dieſe Gegenden zu verſetzen. Seine Einbildungskraft kämpft, um lauter alte Züge zu wiederholen, den Norden nach dem Orient zu verpflanzen, alles was er geſehen und geleſen aufzubieten, alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas unbeſtimmtes und ſchlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und ſeine Sprache — alles ſichert ihn vor dem Verdachte beſchnitten zu ſeyn; er verläßt ſein Land, um in der Fremde zu betteln. Die

poetiſchen Gemälde aus der heiligen Geſchichte [1] verlieren in dieſem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben; indeſſen ziehen ſie ſich unter poetiſche Empfindungen zurück, und als ſolche mag ich ſie nicht betrachten.

Singen wir überdem occidentaliſche Gegenſtände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt, ſo wird ein ſolch Gemiſch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon, und Cherubs u. dgl. neben dem Rhein und dem Harz ſtehen; wenn ſich die orientaliſchen Tiger mit unſern Lämmern gatten. „Wir können Vergleichungen mit dieſen Gegenſtänden allerdings nutzen!“ Wir können Bilder borgen, um ſie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlaſſen; nicht in dieſer fremden Bilderſprache durchgängig reden; nicht ſie mit der unſern ungeſchickt vermiſchen; nicht uns den Glanz der Mittagsſonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genießen; oder dieſe gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erſt ſo weit, daß niemand ſchriebe was er nicht verſtünde; befleißigten wir uns mehr den Orient zu beſchauen, die heiligen Gedichte zu verſtehen, und wirklich erklären zu können, ſo würden wir es gewiß verlernen mit orientaliſchen Maſtkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunſt nur ganz einſähen, zu Schilderern unſerer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, ſondern Unſchicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unſere Schätze zu brauchen, und lieber, wie Horaz ſagt, pauperes nostro in aere zu ſeyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeſchichte der Morgenländer iſt nicht die unſere. So ſehr ſich immer Voltaire, und die ſeines Theils ſind, beklagen, daß wir ein ekles dummes Volk aus einem Winkel

[1] Th. 6. S. 247.

der Erde so sehr erheben; so wahr es ist daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möchte; so fehlt uns doch noch immer zu viel unsern dichterischen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publicum, das die Juden bloß aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge dastehen, mit dem Fernglase ansehen müssen; und der Dichter selbst wird Mühe genug haben in den orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die ägyptische Errettung, auf ihre Reise durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können; nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu, übernehmen — das thut nur der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weisen Horazischen Regel:

Si quae desperas tractata nitescere posse, — relinque.

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdann übersetzt und ahmet nach! Was ist z. E. der 68ste Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesetzt, wir könnten alles dieß wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Gottes hielten; die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden. Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dieß gährende Blut länger erhalten als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr patriotischer Geist belebte; entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten. —

Wer kann ihnen nachſingen? Unſer Gott iſt ein Vater der Menſchen, nicht eines Volks, ein Gott der Chriſten, nicht einer chriſtlichen Religion! — „Aber werden einem Juden dieſe Gegenſtände nicht eben ſo alt geworden ſeyn, als uns?“ Ich gebe es zu, und habe doch nicht meine Parallele verloren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und ſtärker, weil alle dieſe Geſchichten für uns fremder und entfernter ſind. Man ſey unparteiiſch; wer kann wohl bei uns den beſten Cramerſchen Dankpſalm mit der Entzückung ſingen, wenn er Nationalwohlthaten betrifft, als Iſrael in ſeinem Heiligthum? Wer ſinget die Cantate des Zacharia mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moſes die ihrige am rothen Meere? Es kann immer ſeyn daß „ein Genie im Talmud als in einer Wiſſenſchaft ſeine völlige Nahrung finden könne,“ [1] aber ein poetiſches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunſt gräbt? Schwerlich! wenn es unſerm National- oder Säculargeiſt ſich bequemen will.

3.

Mit dieſem Nationalgeiſt ſind auch die Nationalvorurtheile ſehr genau verbunden; Meinungen des Volks, über gewiſſe ihnen unerklärliche Dinge; Fabeln, die ſie ſogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen; die ſich alſo aus den älteſten Zeiten von den Stammvätern herunter erben; die ſich bei einem ſinnlichen Volk, das ſich ſtatt der Weisheit und Wiſſenſchaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau und den Künſten abgibt, ſehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter alſo vielen Stoff darreichen, zu Erdichtungen, die das Herz des ſinnlichen Volks ſinnlich rühren können. Er weckt das auf was in ihnen ſchläft, er greift ihre Seele bei der ſchwächſten Seite an, und erinnert ſie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen ſich ihre Einbildungskraft gleichſam zuſammen geformt hat; an die Traditionen ihrer

[1] Litter. Br. Th. 2. S. 256.

Väter, die alſo auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden ſind; weil ſie ſich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Klima und ihrer Sprache richten. Daraus entſtehet alsdann für die Dichter eine heilige Mythologie, die national iſt, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fictionen zu ſchöpfen, und Bilder zu erheben, in die ſie, die zu den erſten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre ſinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobſprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an dieſen geerbten Märchen einen ſehr reichen Ueberfluß, wie alle Reiſebeſchreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen ſich desſelben alſo ſo ſorgfältig, als Homer und Virgil ſich bekanntermaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein ſinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran; und warum ſollten ſich ihre Dichter nicht dieſer unſchuldigen Kunſt bedienen, um über ſie zu ſiegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erſcheinungen und Beſitzungen iſt dem Dichter ſo vortheilhaft, als er dem Weltweiſen ein Dorn im Auge iſt; und mit welcher Mühe ſuchte Gott dieſen in Judäa auszurotten? Beſchwörungen, Zaubereien durch Schlangen, dieſe Meinung hatten ſie mit den morgenländiſchen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeugen. Aus Aegypten hatten ſie einen ganzen Schatz dieſer Nationalmeinungen herübergeholt, von denen Michaelis einige, wie aus einem Herculanum, gezogen hat.

Für uns ſind dieſe Fabeln halbverloren, oder fremd oder todt; da unſere mehr wiſſenſchaftliche und denkende Lebensart ſie ausgetilget oder geläutert hat. Die ſchrecklichen Donnerwetter die an dem Meere aufſtiegen, und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David alſo ſo viel große Bilder, und inſonderheit den vortrefflichen 29ſten

Pſalm geweihet. Bei uns ſind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantaſie. Noch glauben zwar Kinder und Weiber das was unſer Dichter ſingt: „Gott fährt in den Wolken, um Donnerkeile zu ſchleudern;“ der Weltweiſe aber und ſein Bruder, der philoſophiſche Dichter, wird, ſeitdem Prometheus den elektriſchen Funken vom Himmel ſtahl, eher den elektriſchen Blitzfunken, als ſo oft wiederholte Bilder ſingen. Wo iſt bei uns der Engel des Todes, mit ſeinem flammenden Schwerte, deſſen Gefolge und Verrichtungen jene ſo gut kannten? Er iſt entweder ein Unding, oder nach den Idolen unſeres Pöbels ein Gerippe. Wo ſind die Engel des Herrn, auf Fittigen der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es ſind Diener der Natur, die unſere Einbildungskraft ſelten perſonificirt. Was iſt die Veſte des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen der ſich zu ſeinen Füßen wölbet? Bei den alten Skalden die Brücke, auf der die Rieſen den Himmel ſtürmen wollten, die noch jetzt ein flammender Weg zum Schrecken erſcheint; aber für unſern Dichter ein Farbenſpiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen, und die meiſten haben ſich entweder in unſerer erleuchtetern Zeit ſchon verloren, oder verfeinert, oder ſind nach dem Unterſchiede unſers Klima und unſerer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalden, [1] die Odin aus den Morgenländern brachte, wie ſehr veränderte ſie ſich auf dem rauhen ſcandinaviſchen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentſtehung durch Froſt, und ihre Rieſen, ihr großer Wolf und der Bändiger deſſelben, ihre Zaubereien und Heldenthaten ſind mit ſolchen Localfarben aus Norden gemalet, als in verſchiedenen andern Gegenden, hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perſer, und die Schildkrötengeſchichten der Amerikaner gezeichnet ſind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Verſuch dieſe

[1] Mallet Geſchichte von Dänemark, Th. 1.

Nationalvorurtheile vieler Völker zu ſammlen, zu vergleichen und zu erklären.

Für den Dichter ſind dieſes Nationalvorurtheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, beſſer klingen als in dem ſeinigen; Klopſtocks Oeffnungen am Nordpol, ſeine ätheriſchen Wege, ſeine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dürften vielleicht zu ſehr die Wirbelwelt der Leſer verrücken; ſie mögen ehrlich Ptolemäiſch, oder Copernicaniſch denken; dieſe Erdichtungen ſcheinen ſelbſt einer ſinnlichen Denkart entgegen. Und überſieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre morgenländiſchen Gedichte eingewebet (vom Blute des unſchuldigen Abels, bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn), ſo kann man ſich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philoſoph leſen will, kaum jener Frage erwehren die der Cardinal von Eſte an ſeinen Arioſt that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr all das närriſche Zeug herbekommen.

Möchte man doch bedenken daß der Geſchmack der Völker, und unter einem Volke der Geſchmack der Zeiten ſehr genau ſeinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; daß alſo, um ſich dem Geſchmack ſeines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren ſtudiren müſſe; und, um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man dieſe und fremde Meinungen nach der herrſchenden Höhe des ſinnlichen Verſtandes paſſen müſſe. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der romaniſche Geſchmack der Spanier und Italiener iſt ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der mauriſchen und hier aus der ſaraceniſchen Ueberſchwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein, in beiden ver-

miſchte er ſich mit dem gothiſchen Ritter- und Rieſengeſchmack; nachher miſchte ſich der katholiſche Hang zu Kreuzzügen und heiligen Abentenern dazu, — und nun ſehet, wie ſehr Lopez de Vega, Pulci, Arioſt und Taſſo dieſes Gemiſch zu brauchen gewußt; aber freilich zu nichts mehr und minder als Nationalſtücken. Wer es alſo beklagen möchte daß nicht auch bei uns eine ſolche morgenländiſche Invaſion den Samen poetiſcher Fabeln geſtreut hat, dem rathe ich dieſe dichteriſchen Schweißtropfen der Cultur ſeines Bodens zu widmen. Er durchreiſe, als ein Prophet in Ziegenfellen, die Mythologien der alten Skalden und Barden ſowohl, als ſeiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Ruſſen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von dieſen Fußſtapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach ſeinen Kräften, ſorgſam ſeyn, ſich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, ſo würde man nicht bloß tief in die poetiſche Denkart der Vorfahren dringen, ſondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden lettiſchen Dainos, die die Literaturbriefe [1] anführten, den oft ſo vortrefflichen Ballads der Britten, den Chanſons der Troubadoure, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalden beikämen; es möchten nun dieſe Nationalgeſänge lettiſche Dainos, oder koſakiſche Dummi, oder peruaniſche, oder amerikaniſche Lieder ſeyn. Will aber jemand dieß nicht thun, wohl! der bequeme ſich nach ſeiner Zeit, da das Licht der Philoſophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und ſinge für unſern reinen Verſtand.

4.

Der Geiſt der Religion hat ſich verändert. In den Zeiten da die Dichtkunſt blühete, herrſchte noch eine gewiſſe wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Geſichtspunkte.

[1] S. Lit. Br. Th. 2.

Sie begriff mehr unter ſich; ſie hatte einen andern Zweck; ſie ging einen andern Weg als unſere.

Sie begriff mehr unter ſich. Es iſt bekannt genug daß ſie ſich ins Detail der kleinſten Geſetze, Veranſtaltungen und Ceremonien einließ; daß ſie eben ſowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Perſon aufweckte, und begeiſterte. Daher waren alle ihre Poeſien heilig; ſie mochten prophetiſche Geſänge, oder Laſten von Flüchen, oder Troſtlieder, oder Geſetze und Sprüche enthalten. Unſere Religion hingegen ſondert ſich von der politiſchen Regierung und den Richterſtühlen ab; ſie iſt nichts minder als theokratiſch, und der prophetiſche Geiſt ſchweigt.

Jene hatte einen andern Zweck: ein wildes ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig ſeinen Geiſt erhob. Hier war eine ſinnliche Dichtkunſt das Mittel ihre Seele etwas aufmerkſam zu machen. Geſänge von zeitlichem Glück und Unglück ſchallten von jenen Bergen Griſim und Ebal; der größte Theil der Pſalmen beſchäftigt ſich mit dem zeitlichen Zuſtande des Volks und kann meiſtens bloß durch erbauliche Accommodationen und Katachreſen etwas geiſtliches bedeuten. — Unſere Religion hingegen iſt geiſtig, und mit den erhabenſten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war ſinnlich und lange nicht ſo moraliſch als die unſere. Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig die unſere Religion fordert; es mußte alſo mit ſinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Prieſter und Tempel, alles beſchäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anſpielungen, die ſie darauf ziehen ſollten. Die ganze Sprache hat ſich alſo verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unſer Teufel, es war ein unmoraliſches Weſen,

das Gott ſandte; die andern Engel hatten nicht ſo unabtrennbar einen Begriff der moraliſchen Güte mit ſich; ihr Gott ſelbſt mußte ihnen in den ſtärkſten Leidenſchaften geſchildert werden, damit er ſie rührte; ſie ſahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichniß tugendhaft und wohlanſtändig wäre; wenn es nur ſchilderte. — Unſere Religion hingegen iſt keine Tochter der Einbildungskraft, ſondern eine Schweſter der Vernunft und moraliſchen Güte. —

Und nun! Sind alle Gedichte die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! Und wenn man ſie alſo nachahmen wollte? So müßte es ſeyn, „als wenn David z. E. chriſtliche Pſalmen ſchreiben würde.“ Freilich iſt dieß der Zweck, der bei Klopſtocks Liedern in der Vorrede ſteht, den aber im Ganzen ſeine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel orientatiſcher Schaum, und chriſtliche Gegenſtände orientaliſch behandelt — Und worin denn? Ich ſchätze dieſe Lieder ſehr, denn ſie wirken mehr auf das Herz als einige andere; und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel morgenländiſche, bibliſche Sprache, als daß ſie immer nach unſern Ideen beſtimmt genug ſeyn ſollte; gewiſſe morgenländiſche Wiederholungen, die, ſtatt zu ſeufzen, gähnen machen; und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen die ſie erwecken ſollen. Klopſtock, der ſelbſt eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat ſich gewiſſe Gegenſtände der Religion, inſonderheit bei den Martern des Erlöſers einige Nuancen, ſo eingedrückt, daß, wenn er auf ſie geräth, er ſich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leſer nicht genug vorbereitet hat, und bei denen alſo mancher nichts empfindet. Wenn unſre ganze Einbildungskraft in Arbeit iſt, ſo kann ſich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendſte) am tiefſten eindrücken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und alſo auch durch die Einbildungskraft die

ganze Empfindung wieder aufregt — aber dieß letzte geſchieht bei einem fremden Leſer nicht durch den einzelnen Zug, ſondern durch das treue Ganze, das man ihm alſo vormalen muß. Um dieß mit einem Beiſpiel zu beweiſen, ſo habe ich einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in ſeinen letzten ſchwachen Jahren, bei ſeinem Unterricht und Gebeten nie ſo ſehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jeſu ſtieß; er hing (nach ſeinen Provincialismen) mutter-faden-nackt am Kreuz. Bei dieſem an ſich unwichtigen Umſtande, der ſich aber ſeiner Phantaſie in den erſten Jahren vorzüglich eingedrückt hatte, ſtand er ſtille, ergötzte und beruhigte er ſich, da ſein Zuhörer indeſſen gähnte. — Uebrigens weiß Klopſtock die menſchliche Seele genau zu treffen; manche Geſänge ſind Muſter einer ſtillen andächtigen Empfindung, inſonderheit wenn ſie zu den ſanften gehört; und nichts glückt ihm mehr als ſeine Todesbetrachtungen.

Es iſt mir lieb daß ich über viele ältere bibliſche Gedichte nicht urtheilen darf. Was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter ſeines Volks, ſeiner Zeit und ſeiner Religion widerſpricht. Gerade wie diejenigen die eine ganze Straße niederreißen, um darauf einen einzigen Palaſt zu bauen; die nichts darnach fragen wie viel andre ſie umbringen; zufrieden, wenn ſie, ohne alle Rückſicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geſchmack, einen Menſchen darſtellen können,

Compos'd of many ingredient Valours
Just like the Manhood of nine Taylors,

wie Hudibras ſingt.

5.

Ueberhaupt hat ſich die ganze poetiſche Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die geſittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künſte und Wiſſenſchaften blühen; die etwas rauhere,

die mit Gährungen des Staats, und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredſamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt iſt das Feld der Dichter. In dieſer haben die Hebräer ſehr lange gelebt, beſtändig treu dem Ackerbaue und der Viehzucht, den ſinnlichen Begriffen, und ihrem Vaterlande; nie hat alſo die Zeit der Beredſamkeit ihre Blüthe erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiſet der Herausgeber des Lowth in ſeiner Vorrede; der überhaupt durch ſeine Noten und Epimetra mehr als Lowth ſelbſt geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können alſo nach einem Jeſaias unmöglich unſre großen Redner bilden.

Nie haben ſie alſo auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt. Ihre Poeſie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelſprünge geboren haben; der von zu ſtarker Declamation war, um ein Sylbenmaß zu halten; der durch Muſik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterſchied iſt es nun, in einer durchaus proſaiſchen und philoſophiſchen Sprache, deren Accente lange nicht ſo tönend ſind; wo man ſchreibt um geleſen zu werden; wo, wenn die Muſik ſich mit der Poeſie verbindet, jene die herrſchende wird; in dieſer Sprache eine orientaliſche Poeſie durch poetiſche Proſe nachzuahmen, die unſrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis; carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lärmenden Chören ein-

gerichtet waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen, und sein eignes Chor zu seyn.

6.

In der Poesie wird vieles von der Sprache bestimmt, und ich glaube, aus diesem unperiodischen Melodischen der hebräischen Gedichte zum Theil den kurzen paraboliſchen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dieß Bild auszuputzen, und periodisch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichnisse; aber desto öftere Wiederholung desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen hebräischen Ode findet man den abgemessenen Schwung, der eine griechische, und noch mehr eine römische charakterisirt; in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer stückweise erscheinen, abbrechen und wieder kommen; in keiner Elegie die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall und anhaltendes Wimmern allmählich rührt; — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trifft, und eilt, um eine andere zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so, wie sie, singen.

Wir aber, in einer periodischen Sprache, wir müssen also jene zerstückten Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in der Perspective eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterischen Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Lichte eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierin ist der Klopstock'sche Psalm auf den König von Dänemark. Wirklich die hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle; doch aber bleibt's immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet; ein Ge-

mälde, ein Wort entwickelt ſich aus dem andern, und macht es vollkommner; — vielleicht Klopſtocks ſchätzbarſtes lyriſches Stück! Ebenſo weiß er in ſeinen Kirchenliedern oft den orientaliſchen Parenthyrſus zu Kirchencadenzen herunter zu ſtimmen, und im Meſſias iſt ſein Wechſelgeſang zwiſchen Mirjam und Debora ſchön, orientaliſch in Sprache und Bildern, und deutſch in der Anordnung derſelben.

Man erinnere ſich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache ſich gleichſam mit der Haushaltung der Menſchen verändere; daß uns unſer Wohlſtand viele Freiheiten entzogen, die jene genoſſen; daß unſer Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unſre Poeſie nicht botaniſch ſeyn kann, wie Michaelis die morgenländiſche nennet; daß unſere politiſchen Wörterbücher unſerer ſinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. ſ. w.; man erinnere ſich deſſen, und vergleiche den Charakter unſrer Sitten und Zeiten mit jenen, ſo wird man finden:

Der poetiſche Sinn iſt nicht mehr derſelbe. Jener wirkte ſchnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des poetiſch Schönen (ich will nicht, wie Montesquieu, bis auf ihr Faſerngewebe und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und ihrer Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlaſſen. Unſer poetiſcher Sinn iſt mehr langſam und überlegend, als brauſend; ſelbſt das ſanfte griechiſche Gefühl wird unter unſerm Himmel nicht reif; wie ſollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unſre Saite der poetiſchen Empfindung gibt nach; wir bleiben kälter als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen; wir bleiben ſelbſt im poetiſchen Fluge, wie die Strauße, dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir alſo nach, wie es uns gefällt, ſo wird ein unparteiiſcher Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf bloß als ein Erbſtück der Religion zu kennen; der Geſchmack genug hat, um unſre Nahahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländiſchen Werke des Genie's zeichnen ſich aus durch den hohen Ausdruck einer Einbildung, die Erdichtungen liebt, Sittenſprüche in Figuren, Bilder und Schatten einhüllet; die ſich nicht bloß auf Flügeln der Morgenröthe bis an die Gränzen der Natur aufſchwinget, ſondern ſich oft über dieſe Gränzen wagt, und im Reiche des Unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. Die kältern vernünftigen Deutſchen haben dieſer brennenden Phantaſie ſich nachſchwingen wollen, mit Flügeln die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus ſinget; ſie zeichnen fremde, oft unverſtandne und wenigſtens zu entfernte Bilder; ihre geborgten Erdichtungen ſind Geſchöpfe ohne Erde; ihre nachgeahmten Empfindungen keine Empfindungen; der Ausdruck erreicht ſein Original oft nur wo es ſich dem Uebertriebenen nähert.“ Ich habe viel geſagt; den Beweis überlaſſe ich einem jeden der morgenländiſche Gedichte zu leſen weiß.

7.

Elend nachahmen ſollen wir alſo gar nicht, und ein Hudemann iſt in ſeinem Lucifer und in ſeinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von ſolchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländiſchen Gedichte als Gedichte zu ſtudiren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir ſie überſetzen und nachahmen, ehe wir ſie verſtehen; und die morgenländiſche Philologie, die in unſerm Deutſchland ſeit einiger Zeit blühet, wird, wenn ſie ſich mit Geſchmack vereinigt, ſchlechte und dumme Nachahmer zerſtreuen.

Der beſte Ueberſetzer muß der beſte Erklärer ſeyn. Wäre dieſer Satz auch umgekehrt wahr, und wären beide verbunden, ſo würden wir bald ein Buch hoffen können, das ſo hieße: „Poetiſche Ueberſetzung der morgenländiſchen Gedichte; da dieſe aus dem Lande, der Geſchichte, den Meinungen, der Religion, dem Zuſtande, den Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt, und in das Genie unſrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt werden.“ In der Vorrede würde man mit Recht ſagen können: „Dieſe Ueberſetzung hat nothwendig das ſchwerſte und mühſamſte Werk ſeyn müſſen, zu dem in der Erklärung die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von Geſchmack, und in der Ueberſetzung die Cramer'ſchen Pſalmen nichts als kleine Beiträge haben ſeyn können, oft um uns zu helfen, Geſichtspunkte zu zeigen und behutſam zu machen. Allein wir halten es auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf unſere Literatur haben kann als zehn Originalwerke. Sie unterſcheidet die Gränzen fremder Völker von den unſrigen, ſo verwirrt ſie auch laufen mögen; ſie macht uns mit den Schönheiten und dem Genie einer Nation bekannter, die wir ſehr ſchief anſahen, und doch von Geſicht kennen ſollten; ſie iſt ein Muſter einer Nachahmung, die Original bleibt. Sollte ſie alſo auch nicht das Glück haben neue und wirklich neue Genies zu erwecken, ſo wird ſie doch wenigſtens den Nach- und Nebenbuhlern ausländiſcher Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß ſie ihren Steig nicht finden. Sie wird ſie ergreifen, zurückreißen, und ſagen: ſiehe hier deine Natur und Geſchichte, deine Götzen und Welt, deine Denkart und Sprache; nach dieſen bilde dich, um der Nachahmer dein ſelbſt zu werden. Und willſt du von einer der vorzüglichſten Nationen ihre Schätze nützen, ſiehe hieher! Ich ſuche dich mit der Kunſt bekannt zu machen, wie ſie Geſchichte und Religion in Gedichte zu wandeln wußten; raube ihnen nicht das Erfundne, ſondern die Kunſt zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!“

Wo ist ein Uebersetzer der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog ist? er soll der Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer Literatur seyn! Aber leider, arabische Wurzeln wachsen gern auf dürrem Grund und Boden; ich werde vielleicht ein **pium desiderium** hingeschrieben haben. Es sey! Vortheil genug, wenn dieß mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im orientalischen Geschmack liefern will! Vortheil genug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte sein Gedicht nach den vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vortheils genug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste oriental-deutsche Werk, den Messias, kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat als es dieses große Stück verdienet. Einige haben nicht über ein Fragment [1] urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Theile, über jede Erdichtung in demselben, als über ein Ganzes urtheilen, ohne ein Prophet seyn zu dürfen, oder dem Verfasser Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, soll man am ersten urtheilen, um dem Verfasser zu helfen, oder wenigstens seine Stimme auch zu geben; dadurch, und dadurch allein, arbeitet ein Künstler vor den Augen des Publicums. Er hat ein unvollendetes Tagewerk hingestellt, und steht hinter demselben, um nach den Urtheilen der Kenner begangene Fehler zu verbessern, und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopstock gleich im Anfange, statt eines posaunenden Lobredners einen kritischen Freund gefunden; hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung gesehen; viel-

[1] Th. 19. S. 155. ꝛc.

leicht würde manches in seinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher seyn.

Aber so geht's! Ueber kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul) passen mag. Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! „Sogleich erbebt von ihrem mächtigen Geschrei der Himmel und die Mutter Erde; Apoll, der Erleuchter der Menschen, befiehlt ihnen das nützliche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar zu bauen, und durch ein heiliges Opfer den Vater Zeus und seine gewaffnete Tochter zu ergötzen!"

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles; allein die rechne ich nicht; sie hätten schweigen sollen; auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er deine Anmerkungen rechnen?" Das weiß ich nicht; aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen. [1] Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen rufen, was Nikomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zeuxis gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen, und sie wird dir eine Göttin scheinen!" Ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks Messias so findet, als Alexander am Bilde Achills, was dieß Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

Wer könnte die jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurtheilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Kenntniß seiner Gebräuche, und eine morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Kenntniß ihres Umfanges, und christ-

[1] Th. 1. 10. 18. 16. 17.

liche warme Empfindungen beſäße! Beide können ſich widerſprechen, von entgegengeſetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermaßen vollſtändig zu machen. Ich laſſe ſie ſprechen!

Geſpräch zwiſchen einem Rabbi und einem Chriſten über Klopſtocks Meſſias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopſtock geleſen. Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen geleſen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutſchen die reiche morgenländiſche Einbildungskraft zugetrauet, die er bewieſen.

Der Chriſt. Nun! habe ich alſo nicht Recht, daß er auf deutſcher Erde ein orientaliſches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unſerer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings! und daß er ſich über die Mythologie der Griechen ſo glücklich zu ſchwingen gewußt, fordert viel Genie.

Chriſt. Und daß er überall aus ſich ſelbſt die Lücken hat ausfüllen können um aus einer kurzen Geſchichte, Gedicht, Epopöe, und eine chriſtliche Epopöe zu machen — fordert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus ſich hat er ſie ausgefüllet, die heilige Geſchichte liefert ja dazu Stoff genug; ich wünſchte alſo daß er dieſen Stoff mehr gebraucht hätte; auch einige rabbiniſche Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Chriſt. Nur nicht, daß dieſe Anwendung auf Koſten ſeiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen; wer ſie aber ſo glücklich wie er nimmt und anwendet, hat ſie ſelbſt erfunden.

Rabbi. Wir ſcheinen ohngeachtet unſers verſchiedenen Geſichtspunktes ſo ziemlich ähnlich zu ſehen; einmal haben Sie ſchon mein:

ich wünschte! gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet; bei einem Messias muß man sich nicht bloß vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! Wenn wir sie zum Maßstab des Messias annehmen müßten, so hätten wir die Richtigkeit dieses Maßstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier, als in allen seinen prosaischen Discursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusätze für den Leser übrig.

Christ. Gut! so wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal, um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker, so wollen wir's auch nicht verschweigen.

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Messias wie der seinige wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragischen Epopöe vor? Mir nicht! Die Wuth seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umstände setzen sollen wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jesus ihnen ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt; so sehen wir Effect, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben; der Epopöe entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Messias erscheint nach den Weissagungen des A. und den Erzählungen des N. Testaments viel menschlicher als ihn K. malet. Die Epopöe fordert nicht ein Ideal, was übermensch-

lich wäre, ſondern was die höchſte Rührung verurſacht. Nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von dieſem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menſchlich ſehen; und es bleibt doch immer wahr, nichts bewegt eine menſchliche Seele als was ſelbſt in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unſern Bruder, den größten Menſchenfreund, ſo würde dieß eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen.“

Rabbi. Wie? wenn unſer Jeſaias den Meſſias geſungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen prophetiſchen Ton ins Epiſche umgeſtimmt? Hat er wohl durchgängig den Geiſt, der die Haushaltung des ganzen A. Teſtaments belebte, angewandt, da Jeſus doch einem Volke erſchien das ihn unter dieſen Bildern erwartete? Geſetzt, ſein Meſſias wäre der Vorausverkündigte, ſo zeige ihn auch K. in dieſem ganzen Lichte.

Chriſt. Hätte unſer Johannes, der ihn bis an ſeinen Tod begleitete, und ſein Plato ward, mit dem feurigen Pinſel der Apokalypſe ihn ſchildern wollen, ſo hätte er ihm ſo viel individuale Beſtimmung gegeben, daß jeder rufen müßte: „das iſt er! Johannes hat ihn geſehen!“ Nun hat ihn freilich K. nicht geſehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Weſen und Leben geben ſollen: „Der Dichter ſtudirt den Grundriß ſeiner Geſchichte, malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben glaubt, und muß uns durch ſeine mächtigen Künſte dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn leſe, und auch noch länger, vergeſſe, daß es ein Gedicht iſt.“

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meiſten Auftritte in einem chriſtlichen Gedichte nicht recht jüdiſch ſind, ſo wundere ich mich nicht eben; ein Chriſt wie die meiſten ſind, halten unſern Staat, unſre Sitten und Gebräuche für zu niedrig um ſie zu ſtudiren, und ſie müſſen doch ſtudirt werden, weil ſie von dem Geiſte

der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dieß jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in seinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeugt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmudischer Stolz in Ceremonien zu fremde um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Messias eher und würdiger seyn als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion! Jeder Christ fordert es, und kann es fordern, daß sein Messias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt seine angefeindete Lehre mit Märtyrerblut besiegelt, und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu seyn. Bei seinen letzten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Heerde, seine Brüder, seine Familie um ihn und für ihn leiden würden!" Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut was ein andrer thut, der aus den nicht historischen Wahrheiten der Religion Folgen herleitet; „wenn unsre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe gemacht haben [1], so sollte jener der Offenbarung folgen, um sie in einem gesunden männlichen Körper darzustellen." Alsdann muß Klopstocks Messias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schicksalen und Wanderungen, mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte; dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Octavia Interesse.

[1] S. Klopstocks Abhandl. von der heil. Poesie.

Rabbi. Und dann hätte K. seine Apostel nicht sowohl nach seinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge malen sollen, sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt ist in seiner Epopöe zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da spricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum voraus aus den Evangelisten kennet, wird ihn aus diesem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dürfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen, als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder seyn dürfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel größtentheils das im Gedichte was sie in den Kupfern sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu seyn; Maschinen, die ihr poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen was ein Engel hat, wenn er nach dem A. T. auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht K. zwar einen Unterschied zwischen einem Gedicht das aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde, und einem so das Innere der Religion näher angeht," und zwar einen Unterschied in Absicht auf die „Weltlichkeit," wie ers nennet; allein dem unbeschadet kommt es mir vor daß er bei dem Innern zu sehr das Aeußere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt [1]: „Ein Engel soll mehr als ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat."

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich nach dem orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der Religion, nicht aber der Schreibart der Offenbarung nachahmen; es sey denn die Propheten, sofern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind." Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücke alter orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer bloß reine Geister zu denken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind), die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott den sie zu sehr kennen, und gegen einen Messias von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsätzen, so unvernünftig, und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

[1] Nord. Aufseh. Th. 3. St. 110.

Rabbi. Aber um eben dieſen zu zeigen, hätte er ſie mehr ſollen unternehmen laſſen. Zu der poetiſchen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unſer Geſetz auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieſer Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und ſelbſt die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darſtellen), den nachher Jeſus überwände.

Chriſt. Hier hätte kein Miſton vor K. ſeyn ſollen. Dann wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange ſo prächtig eröffnet, um immer Epiſode zu bleiben; nicht ſo viel Himmel und Geſandtſchaften. K. zeigt gegen den Britten, was ein Philoſoph mit Grunde behauptet: „wenn ein Engländer und Deutſcher das Erhabne ſchildert, wird jener es furchtbar und ſchreckhaft zeichnen, dieſer aber auf die Pracht verfallen.“

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopſtock ſich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetiſchen Sinn des A. T. und dem Geſchmack der damaligen Zeit Mühe geben ſollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er ſich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poeſie wegen. Sagen Sie mir es, Chriſt, mit einem Worte: „wozu leidet K. Meſſias?“ mit einem Worte? Sie ſind wirklich in Verlegenheit. — Sein Leiden vor Gott [1] iſt mir nicht ſinnlich begreiflich genug; und dieß iſt doch der Mittelpunkt ſeines Gedichts.

Chriſt. Das war freilich auf gut Ildiſch! Aber, mein heterodoxer Rabbi, erinnern Sie ſich an jenes: Ne ultra! — Es mag immer wahr ſeyn daß K. oft das Erhabene und Moraliſche auf Koſten des Epiſch-rührenden treibt; aber das iſt ſchon theils die Schwäche, theils die Mode unſrer Zeit, oder beides zuſammen. Wer kann davor daß K. es für den letzten Endzweck

[1] S. Meſſiade 5. Geſ.

der höhern Poesie hält nicht alle unsre sinnlichen Kräfte zu bewegen, sondern die moralische Schönheit." Sie sey das wahre Kennzeichen des Werths von jener.

Rabbi. Ja des sittlichen Praktischen, nicht aber des dichterischen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich, nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstock'sche Abhandlung von der heiligen Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber.

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Messias entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ist's, was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten Ks. vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist K. größer als wenn er ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt; wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen und Aengsten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Ischarioth, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie, Abadonna, zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man K. immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia, Mirjam und Debora — alles vortreffliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten auseinandersetzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles ist bei K. in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir ging es eben ſo! Solange ich las, hatte ich ſehr ſelten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt, ſo würde ich ſchwerlich haben richten können, weil ich mich ergötzte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Chriſt. Wir vergeſſen aber daß dieß Ganze nur noch Fragment iſt.

Rabbi. Nun dann! ſo wünſche ich ihm eine ſolche Vollendung als der Sohar vom Liede der Lieder ſagt: „an dem Tag, da es vollendet iſt, iſt die Vollkommenheit und Schönheit ſelbſt geboren!“

Von der griechiſchen Literatur in Deutſchland.

A. Wie weit kennen wir die Griechen.

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben ſowohl in der Kunſt als in den ſchönen Wiſſenſchaften mit ſolchem Glück gearbeitet daß das Ideal ihrer Werke und die ſchöne Natur ſelbſt beinahe ein Bild ausmachen ſollen. Wie Thucydides die Stadt Athen das Muſeum und Prytaneum der Griechen nannte, ſo iſt aus Griechenland der Tempel und Hain der ſchönen Natur geworden, aus dem die meiſten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Geſetze und Muſter bekommen haben.

Hier floß der Pieriſche Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blaſſen Schauder einjagt; hier rauſchen die Thyrſusſtäbe dithyrambiſche Begeiſterung in die Vertrauten des Dionyſus, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte; hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors ſchweben um ihren Anakreon in ſanftem Fluge dahin, und jede ſeiner Melodien wird wie ein himmliſcher Kuß der Liebesgöttin; olympiſche

Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub' hüpfet nach dem doriſchen Saitenſpiel Pindars; hier wetteifern die Hirten, und lauſchend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit; hier tanzen die Chöre des Sophokles; hier das Odeum, die Gefilde der „Muſen —

Odi profanum vulgus et arceo
Favete linguis! Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat!

Ja! ſie ſind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetiſchen Sinne; ſie, deren ſchönes Ideal ein Abglanz der Natur iſt, wie die Sonne ſich im klaren Bache ſpiegelt; deren dichteriſcher Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmliſchen Grazie, ausgemalet worden; deren Bilder ſich in den Glanz der Morgenröthe hüllen, deren Mund Melodie ſpricht — ſie ſind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir ſie nachahmen, müſſen wir ſie erſt kennen. Wo ſind die Lieblinge der Muſe, die die griechiſchen Blumen und Früchte auf den Boden Deutſchlands zu verpflanzen ſuchen? Welches ſind die Schutzengel der griechiſchen Philologie? — Der unſterbliche Geßner, Erneſti und Klotz; ich will nur dieſe drei nennen, die viele Verdienſte haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen, aber meiſtens für das Große in Deutſchland, bloß durch Ausgaben. Der erſte iſt Deutſchland leider entriſſen, der zweite hat ſich, nach den Fußſtapfen des erſtern, den Weg kritiſcher Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken; der dritte, von dem Deutſchland noch weit mehr erwartet als er geliefert hat, iſt ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunſtrichter, er hat Verdienſte durch ſeine Ausgaben, und durch ſeine Urtheile; aber wie gerne wünſchet man mehr eigene Arbeiten von ihm über die Griechen.

Wo iſt ein Schutzengel der griechiſchen Literatur in Deutſchland, der an der Spitze von allen zeige wie die Griechen von Deutſchen zu ſtudiren ſind? Studiren heißt freilich zuerſt den Wortverſtand erforſchen, und das ſo gründlich als es zu folgenden Stücken gehört; man ſuche aber auch mit dem Auge der Philoſophie in ihren Geiſt zu blicken; mit dem Auge der Aeſthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern ſonſt gemeiniglich nur im Uebermaß erſcheinen; und dann ſuche man mit dem Auge der Geſchichte, Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet ſich eine Geſellſchaft Menſchen, jedweder mit einem Sinn: und jeder iſt ein Narr des andern — ein Bild deſſen, ſagt er, was täglich in der Welt geſchieht! — und am meiſten, kann ich dazu ſetzen, in der kritiſchen Welt; jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Franzoſe zergliedert höchſtens einige Schönheiten flüchtig, bildet ſeinen Autor nach dem Geſchmack ſeines Landes und glaubt ſich alsdann ſchon als den beſten Kunſtrichter; den Wuſt lateiniſcher Wortkritiken ſieht er für Schlamm an, wobei er ſich verekelt. Wiederum der holländiſche und deutſche Wortgelehrte ſieht jenes ſeine franzöſirenden Anmerkungen für noch etwas ärgeres als Schlamm an. Der Franzoſe ſagt: ja, davon wuchſen Blumen und Früchte! und der Deutſche: das meinige iſt nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder ſchließt nach ſeinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter ſchon vorgearbeitet — wenn die Franzoſen ihre äſthetiſchen Bon-mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die hiſtoriſche Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philoſophiſchen Deutſchen kommen, die Vorarbeiten aller dieſer zu nützen, und ein ganzes philoſophi-

ſches Gemälde über ſie zu entwerfen? Jene haben ſchon viel vorgearbeitet; wir auf unſerm Geſchäfte bleiben etwas nach, und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der ſchönen Wiſſenſchaften ſo aus den Griechen aufſchlöſſe als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfing, und Home es aus ſeinen Engländern gethan? Nicht bloß die Veränderung und Neuheit des Geſichtspunktes würde der Aeſthetik gewaltig nützen, ſondern der Verfaſſer würde auch, wenn dieß Buch, in welchem die Baumgarten'ſche Aeſthetik ſehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geſchmacks beitragen. Es würde die Lehrbücher verbannen, die die franzöſiſchen oder deutſchen Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die ſie Anmerkungen nach der Mode durchſchlagen; es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den griechiſchen Parnaß völlig aufzuklimmen, an deſſen Fuß man ſchon ſo ſchöne Blumen findet; es würde an einen philoſophiſchen Geſchmack gewöhnen, der in Leſung der Alten ſehr nützlich und nothwendig iſt.

Eine zweite höhere Stufe: wenn ſich Ueberſetzer fänden, die nicht bloß ihren Autor ſtudirten, um den Sinn der Urſchrift in unſre Sprache zu übertragen, „ſondern auch ſeinen unterſcheidenden Ton fänden, und die ſich in den Charakter ſeiner Schreibart ſetzten, uns die wahren unterſcheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals, ſeinen herrſchenden Charakter, ſein Genie und die Natur ſeiner Dichtungsart richtig ausdrückten." — Dieß iſt freilich ſehr viel; aber für mein Ideal eines Ueberſetzers noch nicht genug. Die meiſten Ueberſetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritiſchen Noten, oder im Leben ihres Autors; und die meiſten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors; in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leſer keinen guten geſunden Hausverſtand

zutrauen, oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt, und so ist ein Buch fertig: für den Uebersetzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek; für die Literatur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Literatur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja, sowie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, sowie er der Mittelpunkt der griechischen und römischen Literatur wurde, auch das größte Original für die unsre — — alles dieß kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt wie er ist, und was er für uns seyn kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dieß schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersetzt), eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgibt: „welch ein Zusammenfluß von natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?“ die diesen Satz aus den Geheimnissen der griechischen Literatur-Geschichte mit wahrem kritischem Geist erklärt, und zum Homer ein Schlüssel ist — Diese Abhandlung sollte statt Einleitung seyn; eine Einleitung, die fast nie so nothwendig ist als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer, und was er bei ihnen alles geworden ist, was er bei uns seyn kann und soll; wie wir ihn ohne Mißbrauch nützen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können.

Dieß iſt der Eingang; und die Ueberſetzung? Beileibe muß ſie nicht verſchönert ſeyn, wie noch jetzt die neue Bitaube'ſche als ein Gräuel der Verwüſtung daſtehet. Die Franzoſen, zu ſtolz auf ihren Nationalgeſchmack, nähern demſelben alles, ſtatt ſich dem Geſchmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Beſiegter nach Frankreich kommen, ſich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern; ſich ſeinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen laſſen; franzöſiſche Sitten ſoll er an ſich nehmen, und wo ſeine bäuriſche Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutſchen hingegen, noch ohne Publicum beinahe, und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeſchmacks, wollen ihn ſehen wie er iſt.

Und die beſte Ueberſetzung kann dieß bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem, kritiſchem Geiſte dazu kommen. Wir wollten gern mit dem Ueberſetzer dieſe Reiſe thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schätze zeigte die er ſelbſt gefunden. Als Leute, die dieſes Reiſens nicht ſehr gewohnt, zum Theil daran verekelt ſind, mache er uns aufmerkſam, führe uns als Kundſchafter umher, die ſich nicht um Schulgeſchichten und Wortklaubereien, ſondern um das ganze große Staatsgeheimniß der griechiſchen Literatur bemühen. Man weiß was franzöſiſche Anmerkungen des Geſchmacks über die Alten ſind; meiſtens Zergliederungen einzelner, und oft unweſentlicher Schönheiten, die ihrem Publicum zur Zerſtreuung, Erholung und Ergötzung geſchrieben ſind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennt die Grimm'ſchen Noten zum Anakreon; und die Ebertſchen zu Young; man kann alſo aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch ſchließen, wie durch Homer ein Publicum könnte gebildet werden, nach griechiſchem Geſchmack. Ich würde nicht gerne Poeſie und Hexameter bei dieſer Ueberſetzung vermiſſen, aber Hexameter und Poeſie im griechiſchen Geſchmack;

ſollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerkſam zu machen, wie weit unſre Sprache und Poeſie hinten bleibe. — Es iſt viel was ich aufgebe, aber durch alles dieſes werden die Schönheiten kaum einigermaßen erſetzt, die im Homer unüberſetzbar bleiben.

Um dieß mehr ins Licht zu ſetzen, füge ich ein Urtheil des Geſchmacks über einige neuere Ueberſetzungen der Griechen, und alſo zuerſt über Steinbrüchels Ueberſetzung des Sophokles und Euripides dazu. Ich kann ſie nämlich, um vollſtändig davon zu urtheilen, jungen tragiſchen Genies, Liebhabern der Griechen und deutſchen Sprachrichtern in die Hände geben. Was werden dieſe darüber urtheilen?

Den Genies, die bloß ätheriſch leſen, iſt ſie eine ſichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie ſehen den tragiſchen Geiſt der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung; können ihre Einfalt und ihre Zuſammenſetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der griechiſche Geiſt der Tragödie aus ihren patronymiſchen und mythologiſchen Geſchichten entwickelt? Und wo iſt dieß mehr nöthig als in den Chören, die ganz in die griechiſche Laune verwebt ſind? Bei allem ſchweizeriſchen Schwulſt hört ein Genie wohl die wahre Sprache des griechiſchen Kothurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen die dem poetiſchen Ohr im Griechiſchen ſo ſtark tönen als ſie ſich im Deutſchen in die Proſe verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatraliſche Tritt, die muſikaliſche Harmonie ihrer Originalſprache völlig, von denen ſich noch eins und das andre durch das Klopſtock'ſche freie Sylbenmaß hätte retten laſſen? Ein deutſches Genie verſuche es nach Steinbrüchel tragiſche Chöre nachzubilden; werden ſie wohl im griechiſchen Geiſte ſeyn? Indeſſen gebe' ich zu daß St. durch ſeine Ueber-

ſetzung weit mehr Original iſt, da er Deutſchland mit den größeſten tragiſchen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach griechiſcher Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unſer Theater noch am wenigſten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der griechiſchen Literatur legen ihn aus der Hand! Man ſucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter ſeines Autors zu koſten und zu ſchmecken gibt.

Und die Sprache? iſt freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht bloß die Schweizerwörter werden unausſtehlich, ſondern das Colorit der griechiſchen Einfalt ſoll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, erſetzt werden; da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Ueberſetzers verdient Aufmunterung „die griechiſche Wortfügungen unſrer Sprache anpaßt;“ nur muß ſie keine blinden Nachfolger haben, die ein Exempel ſogleich zur erlaubten Gewohnheit machen, und gerechte Richter müſſen ſeyn, die das claſſiſche Anſehen ſolcher Verſuche beurtheilen.

Sl. fahre alſo in ſeinen Bemühungen fort, und laſſe ſich die Kritiken bloß zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutſchen ſo verſchloßnes Buch, der den griechiſchen Nationalgeiſt ſo ſehr in ſeiner Stärke zeigt, und für unſre doriſche Sprache und Genies bildend genug ſeyn könnte — auch Pindar[1] muntre ihn auf, ein großer Ueberſetzer, aber auch zugleich im griechiſchen Verſtande ein Dolmetſcher desſelben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn iſt die Muſe,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinſetzen ſollte, „welche Griechen und aus welchen Gründen ſie zu überſetzen wären,“ will

[1] Lit. Br. Th. 2.

ich lieber die Ueberſetzung des Tyrtäus,[1] und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es leid, „daß die ungenannten Ueberſetzer nicht darauf gefallen ſind den griechiſchen Text beidrucken zu laſſen. Man ſollte wirklich alle Gelegenheiten ergreifen, bei unſrer Nation die faſt verloſchene Liebe zur griechiſchen Sprache, deren Schriftſteller die reinſten Quellen des Geſchmacks ſind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die engliſche Nation lieber in dem Studio der griechiſchen Sprache als in gewiſſen andern Dingen nachahmen wollten.“[2]

Wo iſt aber noch ein deutſcher Winckelmann, der uns den Tempel der griechiſchen Weisheit und Dichtkunſt ſo eröffne als er den Künſtlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winckelmann in Abſicht auf die Kunſt konnte bloß in Rom aufblühen; aber ein Winckelmann in Abſicht der Dichter kann in Deutſchland auch hervortreten, mit ſeinem römiſchen Vorgänger einen großen Weg zuſammen thun.

Dieſe Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt und Weisheit, zwei Schweſtern die nie bei ihnen getrennt geweſen, ſoll den Urſprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derſelben nebſt dem verſchiedenen Styl der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieſes aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugniſſe beweiſen. Sie ſey keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derſelben, ſondern das Wort Geſchichte behalte ſeine weitere griechiſche Bedeutung, um einen Verſuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man unterſuche nach ihrem Weſen die Dichtkunſt der Griechen, ihren Unterſchied von den übrigen Völkern, und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland. Hier würde ſich ein Ocean von Betrachtungen dar-

[1] Lit. Br. Th. 17, S. 11.
S. 16.

bieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfaſſung, Freiheit, Leidenſchaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weiſen, die Anwendung, das verſchiedne Alter, ihre Religion und ihre Muſik, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. ſ. w., ſie zu der hohen Stufe erhoben haben auf der wir ſie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre individuellen, National- und Localſchönheiten, um uns von ſolchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unſrer ſelbſt aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unſerm Styl verglichen. Alsdann von den verſchiedenen Zeiten der griechiſchen Poeſie, wiederum mit einer pragmatiſchen Anwendung auf unſre Zeit; wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen ſollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den ſich bloß ein Kenner der Alten, ein Weltweiſer, ein geſchmackvoller Kunſtrichter, und ich möchte beinahe ſagen, ſelbſt ein Dichter wagen kann; ein Ocean, aus dem die meiſten unſrer Weiſen nur Tropfen koſten: an dem die meiſten Dichter nur ſo trinken als die zum Siege beſtimmten Streiter Gileads; und die Kunſtrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Hand voll Waſſer aus demſelben dar, wie jener Bettler dem perſiſchen Monarchen.

Ein Werk von dieſer Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir ſo wenig kennen; es muß den Quell des guten Geſchmacks öffnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien; den ganzen Knoten muß es entwickeln; wie weit kamen ſie? und warum ſo weit? — wie weit ſind wir ihnen nach? wie viel weiter können und ſollen wir — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal[1]

[1] Lit. Br. Th. 7. S. 121. 125. Th. 9. S. 49. Th. 14. S. 252.

und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen. Bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig genug that, und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre also lieber im Tone meiner Fragmente fort und frage:

B. Wie weit haben wir sie nachgebildet.

1.

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige deutsche Genies in der Stille bloß unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt; vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht [1] ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortrefflicher als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen. Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn, ich finde doch nicht Antrieb ihn in irgendetwas mit Homer zu vergleichen, und zum Glück besinne ich mich daß er älter sey als der Zeitpunkt über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie scheint er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilia-

[1] Lit. Br. Th. 1. S. 34.

nisch als Homerisch. Vielleicht besingt er als ein heiliger Virgil die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr als das Seltene in seinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge lese, so denke ich (wer wird dieß nicht für wunderlich halten?), bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichnissen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe jenen griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe strahlen. Vielleicht ist es für K. die größte Ehre, wie ich deßhalb an das Zeugniß eines Franzosen mich erinnere, [1] gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben; vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer daß er seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malet, sowie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergötzten; vielleicht übertrifft das Moralische im K. alles schöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht ist sein großes Talent die Seele zu schildern, mehr werth als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sey meinethalben gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen. [2]

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als K. von allen Deutschen; [3] die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben so rar als die Dichter selbst gewesen! so ist es wirklich!" Ungeachtet dieses Wirklich hier als

[1] Bitaubé in seiner Uebersetzung Homers.
[2] Lit. Br. Th. 19. S. 155. 156.
[3] Lit. Br. Th. 1. S. 49.

ein Amen ſtehet, ſo will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! ſondern etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verſtanden, wer wird dieß behaupten der jemals die Griechen auch nur von ferne geſehen? Der da weiß daß jede Sprache alle Viertheil-Jahrhunderte ſich merklich verändert; und der die Zeit des Homers kennt, wo die griechiſchen Staaten ſich erſt zu bilden anfingen, und alſo nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat? Man muß alſo nothwendig eine Zeit feſtſetzen: wann wurde der Homer ſo und ſo wenig verſtanden? Wie er ſang? Nun! da ſang er als ἀοιδος, und nothwendig alſo, wenn es damals καλούς κ' αγαθούς gab, die gute hübſche Leute bedeuteten, dieſen verſtändlich. Iſt das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuſchreibt, ſo zog er umher, fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten; ſeine Sprache war göttlich, neu, aber im Ganzen verſtändlich, weil damals noch nicht ein Unterſchied zwiſchen der Sprache der Weiſen und des Volkes, zwiſchen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer ſang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart ſchon mehr politiſch geworden war, da war ſeine Sprache fremde, ungewöhnlich. In dieſer poetiſchen Zeit betrachtet, möchte alſo das eben ſo wenig, das der Kunſtrichter behauptet, nicht genau eintreffen. Damals war ſeine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunſt waren häufiger, und die Dichter ſelbſt — wer die Dichterei der alten ῥαψῳδῶν und ἀοιδων kennet, wird ihre Dichtkunſt unmöglich mit der unſrigen vergleichen.

Meint aber der Kunſtrichter die Zeit da Homer geleſen wurde, ſo trifft es eben ſo wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erſt in der 61. Olympiade geſammlet, da er doch nach der

gemeinſten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen: wer waren die alle, die den Homer verſtehen ſollten? Ich nehme eine mittlere Größe an, laß es gute hübſche Leute geweſen ſeyn (καλοὶ κ'ἀγαθοί)! Nun weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte ſeines erſten Geſprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Piſiſtratus, unter vielen andern Proben der Weisheit auch des Homers Bücher zuerſt nach Athen gebracht, und die Rhapſodiſten angetrieben ſie bei den öffentlichen Spielen zu leſen — eine Gewohnheit, die nicht bloß bis an Platons Zeiten reichte. Wo ſind nun die Panathenäa, wo unſer Homer unſerm Volk vorgeleſen und erkläret wird? — Ich ſage: erklärt ward, denn dieß zeigt Platons ganzes Geſpräch: Jo — eine Unterredung, deren Name ſchon genug iſt, daß jeder der ſie geleſen das vorige eben ſo wenig einſchränken wird. Mit welchem Enthuſiasmus ſprach Jo, im Namen aller Rhapſodiſten, vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle ſeine Arbeit, ſein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichenſteine; dieſer hat den Homer auswendig gewußt, am beſten declamiren, am gründlichſten erklären können! Was richtete nicht ſeine Rhapſodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verſtehen als unſer Volk den Klopſtock? Ich glaube, die Parallellinien neigen ſich von einander; und ſie entfernen ſich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen geleſen wurde, ſagt Xenophon, — doch nein! hier ſtoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwiſchen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über καλὸς κ'ἀγαθὸς gegeben; ich ſetze alſo lieber das Zeugniß eines griechiſchen Ramlers hin, des ſorgfältigen Iſokrates: οἶμαι δὲ καὶ τὴν Ὁμήρου ποίησιν μείζω λαβεῖν δόξαν ὅτι καλῶς τοὺς πολεμήσαντας τοῖς βαρβάροις ἐνεκωμίασε. Καὶ διὰ τοῦτο βουληθῆναι τοὺς προγόνους ἡμῶν ἔντιμον αὐτοῦ ποιῆσαι τὴν τέχνην, ἔν τε τοῖς τῆς μουσικῆς ἄθλοις, καὶ τῇ παιδεύσει

τῶν νεωτέρων. Ἵνα πολλάκις ἀκούοντε τῶν ἐπων ἐκμανθάνωμεν τὴν ἔχθραν τὴν πρὸς αὐτοὺς ὑπάρχουσαν. [1]

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte; Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu Dummköpfen machen? [2] Dieß Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber deutsche Homere? Viel eher, sage ich in der Angst, den griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und, wie ich fast dazusetzen kann, mythisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen athenienſischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet, sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute, sondern daß es Xenophon selbst sagt, zeigen seine Worte augenscheinlich: „Sokrates," so sagte sein Ankläger, „pflegt auch oft Homers Gedichte anzuführen, daß z. E. Ulysses den Vornehmern mit freundlichen Worten zugesprochen; wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte, so schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm ruhig zu seyn. Dieß hat er so ausgelegt, als wollte der Poet man sollte die Geringern bloß mit Schlägen ziehen; allein, setzt Xenophon dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeint, sondern ꝛc." [3] Und was folgt hieraus: daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volke so viel geltenden Dichter zu be-

[1] Isocrates in Panegyr.
[2] Plutarch. in vit. Alcibiad.
[3] Im ersten Buch der denkw. Reden.

stätigen suche! Sagt der Ankläger daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus mußte, als ein Verehrer des Homer, eben dagegen am meisten eifern daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen ob dieß der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache), sondern weil er den Staat störte. Wenn sie auch Leute gewesen wären, mit denen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre, und noch weniger poetische Schönheit, sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Fll. bei seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme; eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten den jeder für göttlich hielt, den die καλοὶ κ'αγαθοὶ auswendig wußten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Proceß daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie seyn kann, als es jener für die Griechen war. Jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage, Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unsere Leser der deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach französischem Schnitt; sie lesen

ſtatt Mythologien Gellert'ſche Fabeln, und ſtatt Hexameter und Rhapſodien ſingen ſie Kirchenlieder. Nach der Bekanntſchaft und Bildung des Geſchmacks iſt entweder Gellert unſer Homer, oder er ſoll noch geboren werden. Denen die darüber ſtaunen wie Gellert und Homer zuſammenkommen, ſchreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug iſt: [1]

„Für ganz Deutſchland iſt es, ohne Widerſpruch, Gellert, deſſen Fabeln wirklich dem Geſchmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. (Fragt die erſte, die beſte Landpredigerstochter nach Gellerts Fabeln? die kennt ſie — nach den Werken andrer unſrer berühmten Dichter? kein Wort.) Nach und nach haben ſie ſich in die Häuſer eingeſchlichen. Dadurch iſt das Gute in der Dichtkunſt in Exempeln und nicht in Regeln bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geiſt und der Geſchmack einer Nation ſind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu ſuchen. Dieſe beiden Geſchlechter gehören gleichſam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theil der Nation liegen ſie der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntniſſen noch nichts zur Nachahmung ſich bekannt gemacht hat." Das iſt nun Gellert in Abſicht des Geſchmacks — aber was war Homer in Abſicht der Religion, der Künſtler, der Dichter, der Redner, der Weiſen, der Sprache, der Sitten, der Erziehung, für die καλοὺς κ'αγαθοὺς der Griechen?

Dieß böſe griechiſche Wort verfolgt mich, ſo ſehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten iſt nicht eher aufgelöſet, bis es beſtimmt iſt. Denn ſo fragt der Kunſtrichter: [2] „Iſt es wahr daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit lehrten? Und wurde Homer auch nur von allen denen verſtanden welchen das Beiwort καλοὶ κ'αγαθοὶ zukam?" — Seine Frage iſt ſo viel als

[1] Abbt vom Verdienſt. S. 367. 77.
[2] Lit. Br. Th. 1. S. 46.

Nein; meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus läugnet, Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Außer dem was ich schon angeführet, kann ich mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmause gültig machen: „Mein Vater, sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen, redlichen Mann (ἀγαθός) machen wollte, hielt mich an, alle Gedichte Homers auswendig zu lernen, so daß ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyssee hersagen kann." — Hier war ein guter, hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn also Homer lernen; so wurde also Homer mit der Jugend getrieben; so wurde er gewiß von denen verstanden, die gute, hübsche Leute waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλὸς κ' ἀγαθὸς ein guter, hübscher Mann, oder ist es ein Schweizer-Virtuose? Beide Parteien können Recht behalten, wenn sie sich anhören wollen; und wenn sie Staub unter die Augen streuen, [1] hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter, hübscher Mann, und weit weniger als ein Shaftesbury'scher Virtuoso, nach dem hohen Geschmacke unserer Zeit. Ich erinnere mich die Abhandlung eines Grammatikers über dieß Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dieß Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dieß dünkt mich von καλὸς κ'ἀγαθός. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht es gelesen zu haben; es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen politischen Sitten. In den Zeiten da ἀρετή, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete, galt bloß ein braver Mann ἀγαθός. So wissen im Homer

[1] Lit. Br. Th. 1. S. 52.

die Helden kein beſſer Wort ihrer Würde als wenn ſein Agamemnon oft genug ſagt: ἀγαθός γὰρ εἰμι. So wenig hier das ἀγαθός eine moraliſche Güte bedeutet, zu einer Zeit wo Tapferkeit über alles galt, ſo wenig litte dieſes Zeitalter καλοὺς κ'ἀγαθούς im feinen Verſtande des Shaftesbury. Auch das Wort καλός hat dieſen Urſprung gehabt, und wurde von den ἀνδράσιν ἀγαθοῖς geſagt, die in der Schlacht εὖ und καλῶς (tapfer) ſtritten. Aber mit der Zeit verfeinerte ſich der Geiſt der Sitten; das Wort ἀρετή hieß Brauchbarkeit; das Wort ἀγαθὸς und καλός hieß ein tüchtiger Mann in Geſchäften, und ſelbſt der Ehrenname ἀνήρ verlor etwas von ſeiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war, ſo übernahmen es ſich alſo die Weiſen ſolche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menſchen und tüchtige Bürger waren. So frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laërtius: ſage mir wie kann man ein καλὸς κ'ἀγαθός werden? Und dieſer führt ihn in ſeinen Unterricht. So ſagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (ἀγαθός) machen wollte, ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienſer, die vorzüglich nach dieſer politiſchen Cultur ſtrebten, beſtändig im Munde (καλός κ'ἀγαθός); und es war bei ihnen, wie ein Scholiaſt ſagt: summa omnis laudationis! Und alſo gewiß nothwendig mehr als ein guter, hübſcher Mann bei uns.

Der Recenſent will auch nur einen einzigen Beweis daß καλὸς κ'ἀγαθός etwas mehr als dieß bedeute? Wohl! es ſey eben die Stelle, [1] in der er nichts als den guten, hübſchen Mann finden will; Schade daß ich mehr darin finde, und eben die Beſchreibung des καλοῦ κ'ἀγαθοῦ. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: τί οὖν; οὐκ ἐδιδάξατό σε ὁ πατὴρ καὶ ἐπαίδευσεν ὑπερενθάδε οἱ ἄλλοι παιδεύονται, οἱ τῶν καλῶν κ'ἀγαθῶν

[1] Lit. Br. Th. 1. S. 52.

πατέρων υἱέες; οἷον γράμματά τε, καὶ κιθαρίζειν, καὶ παλαίειν, καὶ τὴν ἄλλην ἀγωνίαν; Können hier καλοὶ κ'ἀγαθοί füglich gute, hübſche Leute bedeuten, wie wir dieß Wort brauchen? Nein! ſie ließen ihre Söhne, um ſie auch zu καλοῖς κ'ἀγαθοῖς zu machen, Wiſſenſchaften (nicht bloß das ABC leſen und ſchreiben), die Muſik, die nach der griechiſchen Denkart weit mehr ſchöne Kunſt als bei uns, und von der Dichtkunſt unzertrennlich war, und ſchöne Leibesübungen erlernen. Wer alſo ſeinen Verſtand, ſeinen ſchönen Geſchmack und ſeinen Körper ausgebildet hatte, der war ein attiſcher καλοκἀγαθός; er war weder ein Weiſer, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er Weiſer, Dichter und olympiſcher Sieger zu werden. Wer einen griechiſchen καλὸς κ'ἀγαθός in ſeinem ganzen Glanze ſehen will, der leſe, obgleich nicht das Wort ſelbſt als Ueberſchrift drüber ſtehet, einige Pindariſche Oden auf ſeine griechiſchen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübſche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuoſen im Wieland'ſchen hohen Guſto, oder lieber gleich im Geſchmacke des Shaftesbury, dem Wieland nicht bloß den Begriff des Virtuoſen, ſondern auch die Analogie mit καλὸς κ'ἀγαθός abborgt. Dieſer Weltweiſe, der den Platonismus nach dem Modegeſchmack ſeiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland dieſen Lieblingsgeſchmack findet, beſtimmt ſeine Virtuoſen ſo: [1] the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquities and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions, observ'd the Situation, Strength and Ornaments of their Cities, their principal Arts, Studies and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Music and their

[1] Characteristics Vol. 3. Miscell. Reflex p. 156. 182.

Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit dieſem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulchrum, καλόν der Alten, und philoſophirt in ſeiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künſte, der Geſchmack an Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeiſt über Polizei und Alterthümer die herrſchende Mode war; ſo kann ich mich doch nie überreden daß die καλοὶ κ'ἀγαθοί in dem weiten Verſtande des Shaftesbury damals geblühet. Es ſcheint vielmehr dieſer Philoſoph ſich ſelbſt zu malen, und den Geſchmack, der damals am Hofe Karls des Zweiten galt, bis zu einem gewiſſen Ideal zu erhöhen und zu verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muſter eines brauchbaren, geſchickten, angenehmen Mannes ſeyn kann, aber den Begriff des griechiſchen Worts immer umbilden muß, ſelbſt wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fordert zu ſeinem Virtuoſen, wenn er in Griechenland exiſtirte, freilich das Leſen des Homers, und das zwar als das erſte ABC; aber ein moraliſches Leſen des Homers? Ein himmelweiter Unterſchied!

Wozu aber ſo viel über ein Wort? Ueber ein Wort das immer der Ausdruck ihres Charakters und der Gipfel ihrer Lobſprüche war, kann man nie zu viel ſagen. Die Erklärung ſolcher Wörter ſchließt uns Denkart und Polizei, Laune und Sitten, kurz das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke ſchief urtheilen, ſchief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur griechiſchen und römiſchen Geſchichte der Literatur einem Manne von Philologie, Geſchichtskenntniß und Geſchmack empfehlen, der Metamorphoſe genau nachzuſpüren, die im Griechiſchen die Worte: ἀνήρ, ἄνθρωπος, ἀγαθός, καλός, φιλοκάλος, καλοκαγαθός, κακός ἐπιχειρήαθος; im Lateiniſchen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus, pulcher und libe-

ralis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und sich mit demselben änderten — So lernt man Völker kennen und nutzen. [1]

Ich will es hier nicht untersuchen wie weit einige Schweizer, z. E. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen, [2] wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen. Beinahe vom Diogenes dem Laërtier an findet man in den Griechen was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb griechisch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen, freilich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen müssen unserer Zeit gemäß seyn, sonst wird alles Carricatur! — Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden; aber wenn Wieland [3] auftritt und sagt: „Seht! den Kopf des Sokrates!“ — hier kann man, wie Marcell, dreist antworten: Wie? das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte Ihr Sokrates seyn? Nein, mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen gelesen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nutzten, so wenig brauchten sie ihn auf Wieland'sche Art, denn Shaftesbury's Geist

[1] Man wird dieß wirklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt. Auch Irrthümer können verjährt werden; und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner als die für die Griechen? Vielleicht ist der Verfasser selbst in sie verfallen. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

[2] Lit. Br. Th. 1. S. 44. 50.

[3] Lit. Br. Th. 7.

und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der moralischen Bildung der Jugend; und die Art wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was anders; und in vielen Stücken was anders als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten.

2.

Pindar und der Dithyrambist. [1]

Homere dürften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar eine seiner besten Kronen, und unter andern auch den siebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt; — einer von unsern Dichtern setzt sich selbst dieß Siegeszeichen auf, und ruft: Macht Raum, Mänaden! Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er bloß den Thyrsusstab um es zu seyn?

Zum voraus ein Wort in einer Parenthese. Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe sind so schielend und gebrechlich als diese, [2] die einem Lehrmeistertone sich nähert; die bei dem Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und kritischer Einsicht kurzsichtig, und bei allen Planen und Vorschlägen dürre seyn möchte. Die angeborne Lebhaftigkeit des Recensenten verspricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusetzen, und zuckt jedesmal zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die Frage heißen: kann man deutsche Dithyramben machen? Kann man nicht deutsche, so kann man auch keine malabarischen Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dürfte diese

[1] Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter der Alten nicht vollständig ist, das thut nichts zur Sache Treu muß die Vergleichung seyn, und nach den Qualen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

[2] Lit. Br. Th. 21. S. 39.

nur zuletzt in Betracht kommen. Was darf es der Recenſent mit ſo vieler Gelehrſamkeit beweiſen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? Der Verfaſſer dürfte dieſes ja aus dem lieben E. Schmid allenfalls wiſſen! Und womit beweiſet es der Kunſtrichter denn daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können? — höchſtens daß der Verfaſſer keine gemacht. Womit behauptet er es daß jeder neue Geſchmack verkehrt ſeyn muß, der von den Regeln des weiſen Alterthums abgeht? Warum iſt ein deutſches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne griechiſche und lateiniſche Muſter denn an ſich unmöglich? Was thun die Pindariſchen Oden des Leipziger Profeſſors hier zur Sache? In welcher Claſſe muß denn der Dithyrambiſt ſitzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und abſolut erſt nach zwanzig Jahren Imitationen nach der Pindariſchen Digreſſion über den Berg Aetna machen ſoll? Welch ein Schulton herrſcht ſo durchgängig, ſo inſonderheit S. 59—61! Welche Sammlung von Pindariſchen Beiwörtern ſoll man (S. 70.) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambiſt Mythologie lernen, um nicht ihr Syſtem niederreißen zu wollen? Iſt es wahr daß Pindar ſich keine Inverſionen des Fabelſyſtems erlaubt, und alles ſo ſtehen läßt wie es ihm vom Präceptor dictirt worden iſt? — Und nun endlich die beſte und geiſtigſte Anmerkung wider die windigen, eitlen, jungen Menſchen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt daß der Verfaſſer der Dithyramben ſo ein windiger, eitler, junger Menſch ſey, der eine Strafpredigt über ſein Mädchen ſechs Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recenſent beweiſen, daß Pindar in ſeinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernſthaften philoſophiſchen Ton trunken geraſet? Wie mag ein Compliment laſſen, das man nicht aus freiem Willen, ſondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recenſent

für ein Collegium, darin er zeigt wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf ſeinen Adler lernen ſoll, damit unſer deutſcher Horaz auch für den Dithyrambiſten eine Ode weihen müßte? — Meine Parentheſe wird lang; aber dem Recenſenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger ſeyn, die ich auch, „aus einer mir angebornen Lebhaftigkeit, thue; nicht als Kritiken, ſondern als eine kleine Hülfe, mich ſelbſt auf den Weg zu bringen, und was ich denke zu ſagen.“

Ich bin nichts minder als der Verfaſſer oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe ſelbſt mehr wider ſie als die Literaturbriefe, aber, wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Unmöglich kann dieſe Beurtheilung von einem Verfaſſer der Literaturbriefe ſeyn; vermuthlich iſt ſie eingeſchickt, weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber genug! meine Parentheſe iſt zu Ende. Können wir Dithyramben machen? griechiſche Dithyramben im Deutſchen machen? Original-Dithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entſtanden ſeyn? Darf ich eine Hypothtſe verſuchen? — Hypotheſen muß man verſuchen wo man keine Nachrichten hat; wäre Demoſthenes περὶ διθυραμβοποιῶν, oder Ariſtoteles größter Theil der Dichtkunſt nicht verloren, ſo würden wir wiſſen, ſtatt zu rathen.

Ein Volk in ſeiner Wildheit iſt in Sprache, Bildern und Laſtern ſtark; Trunkenheit und Gewaltthätigkeit ſind die Lieblingslaſter einer Nation, die noch Mannheit (ἀρετὴ) für Tugend, und trunkne Raſerei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heitzutage unſere Güte und Fehler, unſer Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, liſtig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Dieſe Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Muſik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Geſang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunkenen Neigungen der Menschen, die jenen entwichten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze; die sanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur; rauh war ihr Gottesdienst wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Oenotrius, ein Weingott, man heiße ihn wie man wolle.

Jetzt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion. Ihr Gesang war voll von der thierisch-sinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sie wieder zu einer gewissen mystisch-sinnlichen Sprache der Götter; ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus; Anthes, der Böotier, sang Bacchische Hymnen; Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesetze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde; Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus — kurz die ältesten Namen der Dichter, die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen

Urſprung und Leben ziehe, daß wir alſo von ihm auch nach Beſchaffenheit dieſes Zeitalters urtheilen müſſen. Entſprungen unter berauſchten Tänzen des Volks, führte man ihn in die Tempel um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, ſeine Sprache, Sylbenmaß, Bearbeitung, Muſik, Declamation, alles zeugt von der Zeit die ihn hervorgebracht hat. Er mag nun in Theben, oder dem wollüſtigen Korinth von einem oder dem andern erfunden ſeyn; genug, es war noch eine Zeit, da ſich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen[1] Erfinder, bezaubern ließen. Ich ſage: ſein Inhalt, denn da er den Vater des Weins, von ſeinem Blitzſtrahle getroffen, mit brauſendem Munde ſang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit ſang, ſo paßt er am meiſten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte; da man, mit ſtarken, ſinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalſagen beinahe zu einer wirklichen Anſchauung erhob; da man aus Unwiſſenheit nicht bloß die Fabelgeſchichten als Wahrheiten glaubte, ſondern mit der Einbildungskraft ſie bis zum Leben ausmalte, und alſo die Begeiſterung ſchmeckte, die Apoll über Pythiſche, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambenſänger ausgoß. Daher naheten ſich die letztern der Entzückung, die einer Raſerei glich, *Διονυσοιο ἄναχτος καλὸν ἔξαρξαι μελος οἶδα διθύραμβον, οἰνῳ συνκεραυνωθεὶς φρένας*; daher fing er gemeiniglich mit dem begeiſterten *ἀμφι μοί ἄναξ* an; daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrſus der Trunkenheit und der Beſchauung himmliſcher Dinge ausrief:

Auditis an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos;

[1] Wie Herodot anführt, den ich für mehr als Fabelſchreiber halte.

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum si pectore possit
Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.

Und von dieſer ſinnlichen Begeiſterung wurde die ganze Bearbeitung ſo belebt daß Plato dem Dithyramben ſogar die Nachahmung abſprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anſpielungen folgte er keinem weitern Plan als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge ſahe, und der Tanz forderte, und ſo ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchiſchen Geſchichte des Bacchiſchen Gottesdienſtes, und des Tanzes, wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel übertriebenes, und alles ungeheuer finden mußten. Und dieſe Bearbeitung, welcher Zeit war ſie am angemeſſenſten? Vermuthlich jener, da die Satyren-Poſſenſtücke, die Komödien-Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im ſchönen Styl mußte das große wüſte Unregelmäßige vorangehen.

Und eben dieſem Zeitalter iſt auch die dithyrambiſche Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich, in Conſtructionen verflochten und unregelmäßig war, eine Sprache, wie ſie vor ihrer Ausbildung iſt. Alsdann hat noch jeder Sänger das Recht neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; ſie können kühn zuſammengeſetzt ſeyn, weil Form und Lenkung nicht genug beſtimmt iſt. Hingegen eine völlig gebildete Sprache iſt nicht dithyrambiſch, ſondern vernünftig und mit Geſetzen umſchränkt.

So auch das Sylbenmaß: geſetzlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig deſto polymetriſcher, tönender und abwechſelnder.

So auch die Musik: die phrygische Musik, die rasend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Brust anrichtete; die nachher abgeschafft wurde weil sie die Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte — kurz! die älteste und rohste Tonkunst.

Alles also, was zum *Διθυραμβώδες* gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaß, trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dieß, und dieß allein bei dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: *Διθύραμβος ἐστὶ κεκινημένος καὶ πολὺ τὸ ἐνθουσιῶδες μετὰ χορείας ἐμφαίνων, εἰς πάθη κατασκευαζόμενος, τὰ μάλιστα οἰκεῖα τοῦ θεοῦ.*

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergingen, so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben; ihre Begeisterung sank; ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von dithyrambischen Freiheiten; ihr Sylbenmaß ward bestimmter und gebundner; ihre Musik dorisch. Das wahre *Διθυραμβώδες* war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie setzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz anderer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen sich in ihre Väterzeiten zurückzusetzen, und die Sprache, das Sylbenmaß, die Musik, die Denkart eines oder einiger verlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieser mittleren Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; sie mischten (nach Platons Zeugniß in seiner Republik) alles unter einander, und gingen verloren, weil die damaligen Zeit-

alter zu sehr den Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stufe der Sitten und der Sprache verändert hatten.

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catull nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyramben-Kühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart. Ihre Religion war geistiger und politischer; ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen; ja selbst ihre kälteren Adern fühlten nicht mehr so stark den Blitzstrahl des Weines; sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese, durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten seyn sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott, und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der griechische Dionysos würde die Trauben unsres Landes und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn als sie bei uns oft lächerlich wird, than jugglers talking too familiar. — Wo sind unsere Bacchischen Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andere Gegenstände führen als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große,

das Poetischwahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazu setzen, fast ganz das Licht der Anschauung verloren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze, und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte. Wo sind die dithyrambischen Sylbenmaße? da unsre Sprache und alle neueren selbst nicht einmal zum Hexameter, und noch minder zu den Sylbenmaßen des Pindars und der Chöre vielfrittig genug ist; und gegen griechische Dithyramben völlig ungelenkig lassen müßte. Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchusſprünge, an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehörte ja sowohl zur mimischen als lyrischen Poesie, und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen, und sogar selbst bei allen Nachrichten der Alten nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdann bloß als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Ursachen, Zwecke und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine bessere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem griechischen Geschmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unsre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Rasende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weissager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen, und ein elektrischer Funke nach ihren verschiedenen Körpern auch unterschiedene Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unsere grammatischen und ästhetischen Gesetzgeber wider die Regeln scheinen; die Einbildungs-

kraft würde der gesunden Vernunft und dem Sensconmun unsres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dieß dazu bei daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es einen Dithyrambensänger zu unserer Zeit — wir würden ihm einen Stier geben, um seinen βοηλάτην zu bezahlen und ihn reisen zu lassen. Weß aber sollte der Stier seyn den wir ihm geben? — Des Volks nicht; denn er schriebe ja Dithyramben, nicht zu tanzen und mimisiren, sondern zu lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreien! Der schönen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verletzt werden! Der ernsthaften Kunstrichter auch nicht — Er mache sich also fertig ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmacke seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die dithyrambische Kühnheit und Sprache, deutsche Dithyramben? Deutsche Dithyramben sind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unsre schon bekannten Dichtarten nichts neues. Ein solcher Dithyrambe nach dem richtigen Geschmacke unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne dithyrambische Sprache, in eingezognen Sylbenmaßen, gehört so wenig in den Bacchustempel als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem griechischen Sinngedicht: [1] „Wer hing diese glänzenden Schilde, diese blutlosen Waffen, diese unversehrten Helme hier auf? Dem Menschenwürger Mars solchen häßlichen Schmuck? Will ihn nicht jemand aus meinem Tempel werfen? Ich erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in eine Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger Säufer, nicht an den Altar des Mars! Blutige Waffen, zerbrochne Schilde, durchstochne Helme, die sind mein Vergnügen!“ — Alsdann sind solche deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeisterte Trink-

[1] S. Anthol. 1. B.

lieber; ſie mögen ſeyn wie ſie wollen. Alsdann ſind Uz, Leſſing, Weiße, Gerſtenberg in ſeinem Gedichte Cypern, Schmid in ſeinem Noah dem Weinerfinder, der Verfaſſer der erſten Cantate zum Scherz und Vergnügen, unſre Dithyrambendichter, oder vielmehr unſre alten Trinkbrüder, die ſich einen willkürlichen Namen geben.

Ich verzweifle alſo beinahe an Dithyramben, ſelbſt wenn wir die griechiſchen hätten — Nun aber iſt alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterſcheidenden Begriff von ihnen beſtimmen. Ein Scholiaſt hat den andern ausgeſchrieben; denn je weniger man weiß, deſto mehr wiederholt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, ſowie den Kometen, bloß in ſeiner größten Excentricität. Horaz in ſeiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht daß jemand einmal jedes von ſeinen Worten aufſädeln, und ſich aus ſeiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künſtlich zu raſen, nüchtern zu tanmeln, bei Waſſer ein regelmäßiges Evoë! zu rufen. Die meiſten Poetikenſchreiber halten ſich bei der πολυπλοκία der Worte auf, gleich als wenn dieß ein Hauptſtück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeiſtes wäre.

Und überhaupt, da es ſchon eine kalte Begeiſterung iſt, die bloß aus Beiſpielen aufgewärmt wird, ſo iſt's lächerlich ſich ohne Beiſpiele, durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Flicknachrichten ſich einen Weg zur Begeiſterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reiſen. Da hat der dithyrambiſche Hegeſander recht:

μειρακιεξαπάται, καὶ συλλαβοπευσιλαβηταί,
λοξομαιτιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

Genug von dieſen dithyrambiſchen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu chriſtlichen und

deutſchen Dithyramben Riſſe und Verſuche gemacht hatte, er die aus dem Innern unſrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Geſänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeiſterung ſeyn ſollten. Es erſchienen unvermuthet Dithyramben, die zwar gar nicht in ſeinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei ſeinen Arbeiten das nonum prematur in annum riethen. Ich liefere alſo von dieſem Freunde nicht ſeine paradoxen Dithyramben, ſondern ſein Urtheil über die erſchienenen eines Ungenannten. Es iſt frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verſpricht uns Dithyramben, die Vorrede verſpricht ſie nur halb, und das Buch ſelbſt liefert gar keine.

Zuerſt: Der Kunſtgriff uns ſeine Sammlung von Liedern als ein Ganzes in die Hände zu ſpielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambiſten völlig ab, und von der Wahrheit ſelbſt. Denn ſind dieſe Stücke Theile zum Ganzen, weil ſie auf einander folgen? So iſt ja alles was ich in einen Band binden laſſe, auch ein Ganzes; aber kein Oden-Ganzes. Ich glaube doch nicht daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieſer mit Peter gränzet. Der ſoll mein großer Apoll ſeyn, der mir zwiſchen dieſen Stücken Zuſammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Geſetzen der Einbildungskraft findet. Vermuthlich aber nach den Geſetzen der Einbildungskraft — denn die erſte Dithyrambe ſoll die Begeiſterung wahrſcheinlich machen. Nun! ſo hätte ſie auch an die Jungfrau Maria gerichtet ſeyn können, um (alles zuzugeben) die folgenden Gegenſtände zu beſingen. Dieß wäre noch wenigſtens ein erbaulicher Standpunkt geweſen, um nachher Kirchenſeufzer an die heilige Mutter zu ſchicken — aber jetzt iſt es widerſinnig daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bachus jetzt Erdbeben, jetzt eine Entſetzung der Feſtung, jetzt die Schöpfung eines Reichs, jetzt Krieg, jetzt Frieden ſinget, neun Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdann von Bacchus höflich Abſchied nimmt.

Folgt es wohl aus der Begeiſterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dieß, bald jenes zu ſingen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abenteuerlich, die ſich jetzt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos iſt, wo ſie (die Weitſehende!) Tokai und den Rhein ſieht, wo ſie ſchwärmt, wo ſie ſingen will, hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo ſie, von Bacchus begeiſtert, ausruft: hört! und an ihren Begeiſterer und an ſeinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebirge ſpazieren fährt, bis ſie ſich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne forteilt; nun, Vater Bacchus, hilf! — Eine Mänade mit der Daphne! Eine Liebe zwiſchen zwei Mädchen! — Die gute Mänade muß ſich vor dem Namen eines Bacchanten ſchämen.

Kein Ganzes alſo! und noch weniger ein Bacchiſches Ganzes! Das begeiſterte ἀμφί μοι ἄναξ der alten Dithyramben, ſchallt nie in unſern Ohren; nie ſingt die Mänade, als wäre ſie am Wagen des Weingotts; gar kein Standpunkt, den die erſte Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Iſt es Bacchus, der da begeiſtert, oder biſt du, liebe Muſe,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire *Wythers*, *Pryn* and *Vickars*,
And force them, tho' it was in spite
Of Nature and their Stars, to write,
Who, as we find in sullen Writs
And cross grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praises of the Author, penn'd
By himself, or Wit-insuring Friend,
Canst make, a Poet, spite of Fate — —

Der Bacchus dieſer Mänade iſt nicht der wahre Bacchus, nicht jener ſchöne griechiſche Knabe [1] „der die Gränzen des Lebens betritt; bei dem die Regung der Wolluſt, wie eine zarte Spitze der Pflanze, zu keimen anfängt; der, wie zwiſchen Schlummer und Wachen, in einen entzückenden Traum halb verſenkt, die Bilder desſelben zu ſammeln und ſich wahr zu machen anfängt, deſſen Züge voll Süßigkeit ſind, dem aber die fröhliche Seele nicht ins Geſicht tritt — —“ Dieſer ſchwindelt im Wagen; ihm glüht die Wange; er verſchüttet den Becher; er lacht; er ſchlürft Tropfen! — Ein beſoffener Satyr kann das ſeyn, nicht aber der griechiſche Bacchus! Ich rathe der Mänade ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht ſtatt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe, ſehen wir aus der Dithyrambe, die Himmelsſtürmer! Hier hoffen wir, hier wird im Streite Dionyſus eine Hauptperſon machen; wir werden ihn im ganzen Lichte ſehen:

— — *Διόνυσον ἐριβρομον, εὐαστῆρα*
Πρωτογονον, διφυῆ, τριγονον, Βακχειον ἄνακτα,
Ἄγριον, ἀῤῥητον, κρύφιον, δικέρωτα, δίμορφον,
Κισσόβρυον, ταυρῶπον, ὠρήιον, εὔιον, ἀγνόν,
Ὠμάδιον, τριέτη, βοτρυφόρον, ἑρνεσίπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dürfen, wie jener Schiffer im Homer, [2] da er ihn anſahe: „Entweder Zeus iſt er, oder der Apoll mit dem ſilbernen Bogen, oder Neptun; denn den ſterblichen Menſchen iſt er nicht ähnlich, ſondern den Göttern in Olymp!“ ſondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Rieſen und Ungeheuer werden wir ihn ſehen, oder, wenn alles mißglückt, ſo kennen

[1] Winckelm. Geſch. der Kunſt. Th. 2.
[2] Hymne auf Bacchus.

wir wenigſtens ſeinen tapfern Eſel, deſſen Geſchrei dießmal ſiegbringend iſt. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Rieſen ſind im Himmel; ſeine Zofe ſieht zu, und ruft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bacchus ermuntert ſich aus ſeiner Schlaftrunkenheit, reibt ſich die Augen, will nicht ins Feuer! endlich ſehen wir ihn im Löwenpanzer (den er vermuthlich lange geſucht haben muß) — aber dem ſchläfrigen Helden zum Glück redet Zeus Gewitter, und Evan erſcheint nicht eher bis die Feinde weg ſind! — So unnütz iſt er durchgängig; daher fragt die Mänade auch ſo wenig nach ihm, es ſey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das iſt er, das iſt er! daher gibt ſie ihm auch den Abſchied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts ſchlägt mehr fehl als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten verfolgt, die innerlich die Begeiſterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichteriſche Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrifft, was vom Tonkünſtler Melodie borgt um ſich zu beleben, was vom hohen mimiſchen Tänzer gleichſam Bewegung annimmt; kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchiſchen Propheten!

Ich nehme das beſte und einzige dithyrambiſche Sujet in dieſer Sammlung: die Himmelsſtürmer, um dieß fortgehende Gemälde aufzuſuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Geſichtspunkt, den Pindar doch ſeinen verworrenſten Oden ſo ſorgfältig, und wenigſtens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er ſie herführt, einigemal zurückleitet, und auf dem er ſie krönet.

Mit güldenen Säulen wollen wir
Wie am prächtigen Palaste,
Den fest errichteten Eingang stützen;
Denn wer ein Werk beginnet,
Der mache vortrefflich den Anblick. [1]

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus, so taumelt die Mänade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe, an Bacchus Wagen, und

O Wunder!
Sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
Entschlafne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maß von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen seyn; die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln; soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzählen, sondern vormalen, so vormalen daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist.

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen; besinnet sich aber geruhig daß vormals ein Himmelssturm gewesen; sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaß; taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum; malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen; ganz undithyrambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jetzt sieht sie: der wurzelt den Kaukasus aus; den Augenblick vorher: ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick

[1] Pindar. ειδ. 6 Olymp.

drauf: sie erthürmten sich Stufen, sie keuchten, sie schnoben — und plötzlich:

„Welch ein Streit, o Liber!"
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Aegis klingt
Und du Lyäus im Löwenpanzer!

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich daß Zeus Gewitter geredet habe, daß die Gebirge gekracht! Plötzlich befällt ihn wieder der Paroxysmus: „und ihr, und ihr? wo seyd ihr? — Antwort: sie heulen ihm tief im Bauche." Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dieß ist noch, in Absicht auf die Oekonomie des μύθος, der beste Gesang; Leser! ich bereite dich bloß sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreißung Siciliens? „Silen lehrte es ihr: jetzt (im J. 1766) liegt Trinakrien auf ihnen" — mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser; er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun: [1]

Οὐ φιλόνεικος ἐών
οὔτ' ἂν δύσερίς τις ἄγαν
καὶ μέγαν ὅρκον ὀμόσσας
τοῦτό γέ οἱ σαφέως μαρτυρήσω·
σὼ μελίφθογγοι δ' ἐπιτρέψωσι Μοῖσαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms. Sowie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunken-

[1] Pindar Od. 6. Olymp.

heit sich als den Lärmmacher zeigt, so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrei, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

Welche Trunkenheit!

Eleleu! welche Trunkenheit!

Ist dieß je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!

Schauer durchwühlet die Brust.

Wie sie schwillt!

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, empfindet und sieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen lesen will, so hat man sie hier beisammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt; der Glanz der Neuern blendet höchstens, oder betrügt im Dunkeln, wie kaltes, todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortrefflichen Dichter singen nicht durch Künstelei, sondern durch göttliche Begeisterung; wie die Korybanten nicht mit kalter Seele tanzen, so singen sie auch nicht mit kalter Seele; sondern sobald sie in die verschlungenen Labyrinthe der Harmonie gerathen, so rasen sie, schwärmen gleich den unsinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeisterung Milch und Honig aus Bächen trinken. — Auch die Dichter schöpfen aus Honigquellen, und brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, ihre Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges, ein heiliges Geschöpf, das nicht eher singen kann, bis es, von einem Gott ergriffen, außer sich gesetzt wird. Alsdann singt jener Lobgesänge, dieser Dithyramben." [1] — In der That! ich wollte lieber diese wenigen Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen

[1] Platons Jo.

haben; und doch fand der ſo begeiſterte Sokrates ſich bloß tüchtig — Aeſopiſche Fabeln zu ſchreiben. Alſo möchte mancher Dithyrambiſt auch in das Feld gehören mittelmäßige dialogiſche Fabeln zu ſchreiben, aber „vom Verfaſſer der Dithyramben."

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeiſterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entſpringt das was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu ſeinem Schwunge und den Sprüngen ſeiner Ode rechnet. Es iſt immer ein beſonderer Einfall, [1] den Einfall des großen Youngs von ſeiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Ariſtoteliſche Logik zu ſuchen. Pindars Gang iſt der Schritt der begeiſterten Einbildungskraft, die, was ſie ſiehet, und wie ſie es ſieht, ſingt; aber die Ordnung der philoſophiſchen Methode, oder der Vernunft, iſt der entgegengeſetzte Weg, da man was man denkt, aus dem was man ſieht, beweiſet. Dieſe letzte im Pindar zu finden, iſt noch wunderbarer als die Ordnung die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; ſie aber, wenn ſie auch in Pindariſchen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das hiſtoriſche Thema viel zu ſehr durchſchimmert, um das ſtattliche Gebäude zu ſeyn womit Pindar ſeinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindariſchen Oden ſich ſelbſt völlige Rechenſchaft zu geben weiß, wird das beſtändige Hilpſen und ruckweiſe Fliegen unſers Dithyrambenſängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindariſchen Adlers vergleichen, der ſich nicht auf Noten und Phraſes ſtützt, der nicht zurückſieht, ob man ihn auch erreiche, ſondern

— — er glüht, er glüht,
Wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer ſieht
Mit ſtarkem unverwandten hellen Blicke,
Bis er am Thron des Zeus die ſiebenfache Laſt
Der Donner mächtig faßt. —

[1] De logica Pindari, ein Programm von eben dem Verf.

Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint, so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muse ꝛc. zurück. So fließt ein majestätischer Strom, reich um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder an sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort, und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammen zu finden; ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aesten ohne Stamm im Sande; er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Sylbenmaß? Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton. Wo ist die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne die ein allmächtiger griechischer Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Declamation, die größte Dichterei vereinigte? — Dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert. Erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen; dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen; lerne den Vater des Weins in seiner ganzen γένεσις und in seinen Thaten kennen; koste aus den Dichtern, und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Korybanten. Statt dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts sterbliches zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem was uns Lucian noch zu guter Letzt von den Griechen verrathen hat.

Τὸ διδάξασθαι δέ τοι
εἰδότι ῥᾴτερον. Ἄγνωμον δέ, τὸ μὴ προμαθεῖν.
Κουφότεραι γὰρ ἀπειράτων φρένες. [1]

[1] Olymp. Od. 8. S. 216 nach der Schmidschen Ausg.

Ich rufe dieß unverdeutscht dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche Pindar zu seyn, theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben, theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weßwegen Pindar seinem Landsmanne zurief: [1]

Δόξαν ἔχω τιν' ἐπὶ
Γλώσσᾳ ἀκόνας λιγυρᾶς,
ἅ μ' ἐθέλοντα προσέλκει
καλλιρόοισι πνοαῖς. Ματρομά-
τωρ ἐμὰ Στυμφαλὶς εὐανθὴς Μετώπα.
Ὄτρυνον νῦν ἑταίρους
γνῶναί τ' ἔπειτ', ἀρχαῖον ὄνειδος ἀλα-
θέσι λόγοις εἰ φεύγωμεν, Βοιωτίαν
τύν. Ἔσσι γὰρ ἄγγελος ὀρθός,
ἡϋκόμων σκυτάλα Μοισᾶν, γλυκὺς
κρητὴρ ἀγαφθέγκτων ἀοιδᾶν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen, so finge ich an wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphliede nach der Schlacht. Hier würde ich, als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königs und seines Silens, den Siegsbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen prosaischen Gedichten bei einem Mahle im Himmel die Götter singen läßt. Alles müßte Bacchisch seyn: der Nektar, die Ursache des Anfalls, und der Nektar, die Folge und der Nutzen des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bachusfeste zu Astrakan, die Thaten dieses Noah, und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit priesen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben, in der Nähe eine Schlacht; Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen

[1] Od. 6. Olymp. S. 160. 61.

von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders; und Peter Feodorowitz und Sobiesli und Friedrich auch; Sicilien fiele weg — und im Detail müßte sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar[1] „immer eine Schwachheit an sich, der die mehresten unsrer Poeten unterworfen sind (daher sind sie auch windige, eitle, junge Menschen). Es vertauscht offenbar den männlichen ernsthaften Lehrton gegen einen tändelnden;" aber wer kann sich helfen — es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über griechische Dithyramben.

Dithyramben soll ich singen,
Hier bei deutschem Wein?
Nein, hier soll kein griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaß?
Und daß ich Gesang des Bachus wähle,
Reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
Diesen Kuß und die en Kranz? -

[1] S. Lit. Br. Th. 21. S. 79.

O ſo mögen Epheukronen
Und ein hagrer Stier,
Alter Pindar, dir Geſänge lohnen;
Doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
Hat die Zeit geraubt.
Sieh, Entkränzter! ſieh, wie friſch ich glänze,
Ganz mit Roſenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — [1]
Himmelsſtürmer [2] an?
Peter [3] pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er, als Noah, iſt mein Mann!

Daß der Krieg [4] die Hölle mehre,
Seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

Immer ſinge Friedrichs [5] Thaten,
Braver Grenadier!
Eins nur, den Regierer ſeiner Staaten,
Den Champagner! laß er mir.

Immer raſ' auf Pindars Leier
Hohe Dichterwuth!
Mich — mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
Bis zu eines Trinklieds Gluth.

Wenn denn dieß mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenn's dann den vom Wein entſchwornen Blöden
Zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

1 2 3 4 5 S. die Dithyramben.

O so könnt ihr rasend machen,
Die ihr rasend singt —
Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
Da mein Lied den Becher schwingt!

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen was von Liebe und Wein singet; wenn wir aber das μέλος des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält, so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder Lessings, Weiße's, Uz's, Hagedorns und selbst einige Gleim'sche als eine besondere Classe Anakreontischer Gedichte ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwo ersten Sammlungen, und die sieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik nöthig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen. — Einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese einigen sind meistens solche die es zu ihrer Beruhigung gar für unnütz halten über Possen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dieß nicht erreichen wollen, so sieht man ein feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles oder Gegenstandes gebildet, ein allerliebstes griechisches Liedchen, das die Gelegenheit charakterisirt, die es gebar. Die erste

Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, gibt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcibiades, selbst mit zur Schönheit wird. —

Unsere gemeinen Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth; er verschönert mehr als die französischen Anakreontisten, weil er die Reife der Natur bloß zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen; erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber daß die Griechen ihre guten Ursachen hatten bei ihren olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit als auf Aehnlichkeit zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt; Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft statt der schönen Einfalt Kunst bemerkbar. Man vergleiche Anakreons Taube und Gleims Möpschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. Bei nachgebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterschiede am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll griechischer Einfalt mit einem französisch witzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist.

Beide Dichter ſind Söhne der Grazie, und Gleims Bild ſteht nicht ohne Bedeutung vor der Winckelmann'ſchen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieſer öfter Schönheit; jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieſer aber alles mehr in Worten und Beſchreibung. Daher rührt bei dem Deutſchen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verſchönern; das Erläuternde, das dem Leſer gleichſam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weichet. Das ſchöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dürfte in allem dieſem leiden, und durchgängig mehr todte Kunſt als lebende Natur in unſerm Landsmann anzutreffen ſeyn.

Sowie Anakreon für einen Griechen durch ſeine kleinen Umſtände Neuheit genug hatte, ſo unterſcheidet ſich der unſrige am meiſten durch einen geiſtigen Reiz, den er vor dem Griechen ſeinen Liedern ertheilet. [1] Da dieſer Unterſchied nun feiner iſt, ſo fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und ſeine gemeinen Nachahmer werden daher ſo bald einförmig, daß man von ihren Stücken ſagen kann, was jener von den Franzoſen behauptet: wer drei kennet, hat ſie alle geſehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe ſeiner Gedichte vielleicht eine weit beſſere praktiſche Beſtätigung als ich habe zeigen können — um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe dieſen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

[1] Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim ſind, nachdem ich dieß geſchrieben, erſchienen; ich glaube aber, ſie beſtätigen meine ganze Parallele ſehr augenſcheinlich, wenn ich ſie als Nachbildungen, nicht als Ueberſetzungen betrachte.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher, ſo reich an Salben,
In deren Duft du ſchwimmeſt
Und ſanft die Flügel ſchlägeſt —
Wohin gilt deine Reiſe?

„Du kennſt mich nicht mehr, Alter!
Anakreons Geſpielin,
Die mit ihm trank und lachte,
Und ſich aus ſeinen Händen
Die goldnen Körner raubte,
Und ſchlief auf ſeiner Leier,
Und vor der Morgenſonne
Ihn in den ſchönſten Träumen
Mit ihren Flügeln deckte —
Kennſt du mich noch nicht, Alter?
Ach, ich hab' ihn verloren!
Um deſſen Grab die Amors
Und Grazien einen Hain
Von Roſ' und Myrth' gepflanzet;
Hier hab ich lang und immer
Vergebens meinen Herren
Beſeufzet — und gegirret!

Zwar ſchenkte mich Cythere
Statt ſeines ſchönen Sperlings
Bald einem ihrer Knaben; [1]
Der gab mir viel zu fliegen,
Zu eſſen und zu trinken
Und doch mußt' ich entfliehen! —

[1] Catull.

Und habe lang auf Bergen,
Auf Feld und Baum gewohnet,
Und mich schon alt genähret,
Bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
Dem wieder jung gesalbet,
Dem schickt sie dieses Kränzchen,
Der wird mich willig pflegen.

Nun Wandrer, weißt du alles
Von deiner alten Freundin.
Fast ist mein Duft verflogen,
Fast machtest du mich schwatzhaft,
Wie S** und P** Spatzen."

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier. [1] Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands; ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst, und eben denselben Lohn hat erlangen können, liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 6. 7.

unſrer unpoetiſchen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Muſen vor der Schlacht opfert. Dort wären ſeine Lieder unter Pauken- und Trompetenſchall erklungen; ſie hätten die Fahnen voll Muth empor geſchwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde paniſches Schrecken zugetönt; ſie wären, wie Juſtin es vom Tyrtäus ſagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia geweſen; tantum ardorem militibus iniecissent, ut non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus, dextro brachio deligarent, ut si omnes adversum proelium consumsisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das ſtolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch ſtolzere Geſchenk, die Unſterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des preußiſchen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären, ſo müßte er in den preußiſchen Staaten unter den Dichtern den erſten Rang nach den erbaulichen haben.“ [1] In Abſicht auf ſein Verdienſt: jetzt hat er wenigſtens das Verdienſt um die Ehre ſeiner Nation, daß er Nationalgeſänge geſungen, die keiner unſrer Nachbarn hat, keiner unſrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäiſch ſind.

Sie ſind Nationalgeſänge: voll des preußiſchen Patriotismus, ſtützen ſie ſich auf die jedesmaligen Umſtände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerkſam machen; die heroiſchen Geſinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu ſterben, iſt ſeine einzige Begeiſterung. Hier hat einmal ein deutſcher Dichter über ſein deutſches Vaterland ächt und brav deutſch geſungen, ohne an andre Nationen ſein Genie zu verpachten.

[1] Abbt, vom Verdienſt S. 367.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele französische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angestimmet haben, allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der deutschen Muse redet hier an meiner Statt gegen die Franzosen, und von den englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die besten seiner Schönheiten sind dazu unübersetzbar. [1] Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, alles ist so sehr in die Laune, und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strotzet, [2] unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre deutsche Nationallaune; ihr Deutsche, müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke und einzelne Theile betrachten, noch mehr als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus; seine eilf

[1] Lit. Br. Th. 16. S. 50.

[2] Kleists Werke, 2ter Th. Prof. Aufsätze.

Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit als die griechischen viere.

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des schweizerischen Geßner liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen; sie verdienen dieß mehr als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters [1] folgen, sofern sie zu meiner Vergleichung gehören, und sofern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart, oder die Empfindungen und Leidenschaften der kleinen Gesellschaften betrachten. Sowohl die Lebensart als die Empfindungen können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier ist in wenig Worten die Beschreibung von viererlei Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse, den Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die Beschäftigungen von kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Eben dieselben nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselben nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht; die zweite kommt mit der Beschreibung des goldnen Weltalters überein; die dritte ist eine Art von Land-Ekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist: die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners. Was ist nunmehr die Idylle? Nichts als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen die in kleinern Gesellschaften zusammen leben." [2] — Der sinnreiche D.

[1] Litt. Br. Th. 15. S. 113.

[2] S. 124. 125.

mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle; der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und nothwendig seyn; wer aber gibt den Worten den allgemeinen Werth: du sollst eben das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter bloß ein Landschaftsstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meint ja schon Beschäftigungen darunter, und also wirklich Handlung, was jener doch schon zur Ekloge rechnet. Der Franzose versteht wieder was er will, unter Idylle und Ekloge; wenn auch nur zehn Stücke von Theokrit und Virgil alsdann noch Eklogen seyn könnten; genug, wenn er nur seinen Fontenelle behält. Ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält. — So bestimmt ein jeder willkürlich, und weil kein gesetzgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert; aus ihnen abstrahire man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine — Eklogen genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten, wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Classen zu formiren? Wie viel Gattungen gäbe es die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also: wenn es vier Arten von Landgedicht gibt, welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte, sind eher als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die ersten Landgedichte gewesen seyn. Könnte dieß nicht eine Ursache seyn (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten), warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum

selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bion, verloren gegangen sind; weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch seinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Beschäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend genug um Dichterei hervorzubringen. Dieß bestätigen die ältesten Beispiele, und die Kenntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, dann Empfindung, dann Beschäftigungen, und endlich todte Malerei: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade eine Aeneide, aus dem εἶδος des Pindars eine Ode des Horaz, aus dem μέλος des Anakreons eine Tändelei Catulls geworden; jene redeten durch Ausdruck und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen; jene bewegten durch das was sie zeigten, durch Empfindung, bei diesen kam es sehr in Betracht auf was Art sie es vorzeigten — Kurz, wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenste unter allen die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal? [1] Höchstverschönerte Leidenschaften und Empfindungen? Eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört auf

[1] S. 124. 125

Leidenschaft, Empfindung zu seyn; zweitens, sie hat keinen sinnlichen Ausdruck; das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen! Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen hört auf Schäfer zu seyn; er wird ein poetischer Gott. Das ist nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter; er handelt nicht mehr, sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen; er wird aus einem Menschen ein Engel; seine Zeit ein gewisses Figment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Unmöglich! Uns rührt nichts was nicht mehr Mensch ist; Götter, die nicht menschlich werden, bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung. So entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck, und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge; dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz, aus eben den Ursachen warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopöe [1] das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ich's aus Arkadien; es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben, sondern nur den Charakter der Theokrit'schen und Geßner'schen Idyllen bestimmen, und eben dieß hat mich so weit geführt. Der Kunstrichter sagt: „Empfindung und Leidenschaften nach dem Ideal, das ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners." Wie, dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

[1] Lit. Br. Th. 7 und 9.

Die Leidenſchaften, die Theokrit ſeinen Schäfern gibt, ſind durchaus menſchlich, und nach ihren kleinen Geſellſchaften, nach ihrem Zuſtande, nicht aber moraliſch unſchuldig. Daphnis und ſein Mädchen fällt jedem hiebei zuerſt ein: iſt die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wohl höchſt verſchönert? Platoniſch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt ſie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Geſellſchaft unſchuldig iſt. Seine Schäferhelden ſind nicht jenem philoſophiſchen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdann wären ſie unerträglich. Seine Liebe wird ſtürmiſch, wird Raſerei bis zum Tode; ſelbſt ſeine Grazien ſind nichts weniger als höchſt verſchönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dieß eben für das Charakterſtück derſelben halte.

Der Kunſtrichter verwirret ſich ſelbſt in ſeinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge ſtößt, die die Franzoſen im Theokrit nicht ausſtehen können, und löſet dieß Räthſel ſo auf: „weil in der Idylle Leidenſchaften und Empfindungen bis auf den höchſten Grad veredelt werden, ſo thut der Dichter wohl daß er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealiſirt.“ [1] Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl daran, denn je höher das eine veredelt wird, deſto mehr muß das andre verekelt werden. Die Lebensart, ſagt er, gehöret nicht mit zu ſeiner Abſicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher ſelbſt eine Eklogen-Art für die Landbeſchäftigungen ausgemacht; und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, ſollte das als Theil bei dem andern ſo unbeträchtlich ſeyn? Aber durch dieſen Kunſtgriff wird der Leſer aus der Irre der idealiſchen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu

[1] Litt. Br. Th. 5, S. 134. 135

dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? Hätte er nicht dieſen idealiſchen Traum gehabt, alsdann hätten ſeine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Beſtimmtheit gewonnen. Der Kunſtrichter ſiehet ſich nach Beiſpielen um ſeinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit iſt Beiſpiel genug! Man flechte in irgend eine Geßneriſche Idylle einen Theokritſchen niedrigen Zug ein; er wird unausſtehlich, im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners größtes Verdienſt iſt, daß er die Schranken der Veredelung ſo genau zu treffen gewußt." Und Theokrit nicht ſo genau? Und hat doch ſein Ideal höchſt-verſchönert? Gehorſamer Diener! Der Kunſtrichter hat ſich bloß in das Ideal ſeiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; ſobald er ſein Definiren vergißt, bekennt er ſelbſt: [1] „man hat die Empfindungen des Landmannes verſchönert, dem Ideal näher gebracht, doch ſo daß ſie ihre Natur nicht ablegen!" Nun ſind wir ſchon mehr Freunde, doch nicht völlig; wenn das Ideal die höchſte Schönheit bleibt, ſo ſteht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts iſt: wenn man Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen in kleinen Geſellſchaften ſo ſinnlich zeigt daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und ſo weit verſchönert zeigt daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illuſion und zum höchſten Wohlgefallen erhebt ſich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moraliſchen Beſſerung.

Aus dieſer Bemerkung, die ich anderswo beweiſen will, folgt vieles zu meiner Parallele. Je näher ich der Natur bleiben kann, um doch dieſe Illuſion und dieß Wohlgefallen zu erreichen, je

[1] S. 134.

schöner ist meine Idylle; je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden; aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dieß ist der Unterschied zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierin weit blöder. Sowie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung; die weiche, zärtliche Liebe zu drücken, zu herzen, zu küssen, dieß ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baumes erbarmte, läßt uns, wie Naumler[1] sagt, schließen „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm wirken?" so schließen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Oekonomik moralisch betrachtet,"[2] sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch; diesen kleinen Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille; die griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten, da schöpften die Korybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser. Ja auch da nicht einmal waren die Helden den seligen Göttern gleich, und Theokrits Schäfer sollten es seyn? Ist Battus, ist Polyphem,

[1] S. seinen Batteux.

[2] S. Liter. Br. im angef. Th.

ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne malt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemälde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhete, so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder, wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das letzte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich die Bestimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt, sondern weil sie im Stande der Unschuld leben. Lauter Schäferlarven, keine Gesichter; Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worin ist Geßner glücklicher als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleier unvermuthet erhascht. Geßner ist hierin noch vortrefflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk, [1] zu ihrem ganzen Geschäfte machen, so weicht dieß

[1] S. Jüd. Schäferged.

ja ganz von den Alten ab. Sie malen das, worin ihnen der Maler es zuvor thun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz; wenn aber Breitenbachs jüdische Schäfergedichte nichts als malen, so — können sie bloß durch die Kunst des Malers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Geßners Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon; hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit seyn. Ich weiß nicht ob ich mit Ramler sagen kann: „er hat im wahren Geist Theokrits gedichtet. Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naivetät, gleiche Unschuld in Sitten." Die Süßigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naivetät ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivetät im Geßner ist von der idealischen Kunst geboren; jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des letztern erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen und Worte. Kurz! Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur; Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal; Naturscenen kann ich noch dazu setzen — nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß, z. E. in seinem Tode Abels und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm; Kain zu übertrieben und unwahrscheinlich; Daphnis für die Erde zu himmlisch und für das Reich der Hebe

zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf, und man wird Puppen sehen; man lese sie, und es sind ergötzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich im Theokritschem Geist, das muß eben so wohl rühren, als ein griechisches Heldenspiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen; ich kann aus Ramlers Batteux mit willigen Fingern hinzusetzen: „Seine Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig; seine Plane regelmäßig; nichts ist schöner als sein Colorit; seine Prose ist so wohlklingend, daß wir den Theokritschen Vers nur sehr wenig vermissen." Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck, und die schöne Nachlässigkeit zu lernen, womit er die Natur malet.

Aber Theokrit kann er uns nicht seyn. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer, unser Original, und noch weniger unser einziges Original seyn! und das aus drei Gründen: zuerst würden dadurch bloß arme trockne Nachahmungen erzeugt, anstatt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmacke unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit: Leidenschaft und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit, Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun bloß dem letztern nach, so entstehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwatzen, wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune mehr das Denken als das Beobachten ist, so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der

Neuern sehr leicht das letzte, und vertiefen uns in idealische Träume, statt, wie der griechische Zeuxis, wirkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdann das Höchste zu erfliegen, und zufrieden wenn wir statt eines griechischen Gefühls lieber französischen leichten Geschmack haben, bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind; unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft, weil ein frommer, lieber Leser, und ein unreifer, feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Geßner zwar, gegen einen Athenienser, dorisch, aber gegen andere Schweizer wie Theokrit gegen Pindar; er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg [1] kann ich sagen: siehe! hier ist mehr als Alciphron. Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe, dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstrauß; ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens; dieß, wie ein freundschaftlicher Händedruck, jenes, wie ein süßer Schauder bei der Thräne eines andern; sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wünschenswerth wäre diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein neunundsiebzigstes Evμελεμα; und ihm die Ode des Pindars zueignen die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus geboren war.

[1] Lit. Br. Th. 2, S. 228.

7.

Sappho und Karschin.

Die Muse will daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho gibt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen, wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karschin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet, so haben sie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung deutscher Genies als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch sogar mehr einräumen als ihr die Literaturbriefe gestatten; [1] dem ungeachtet aber kann ich doch fragen: ist sie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ungefähr bestimmen: „eine Sängerin, die in der Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder und Worte, in der zarten Gluth, die alles fortschmilzt und in einer feinen Wahl der wohlklingendsten Ausdrücke eine zehnte Muse geworden."

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus Halikarnassus mehr gefunden haben als sie hineingelegt, so sind doch die Karschin'schen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der Bilder, ohne Kenntniß des lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft sind.

Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon, durchdrungen gewesen; und Longin, der Erhalter dieses Stücks, hat das Kunst-

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 123.

ſtück Baumgartens vortrefflich gewußt, ſeine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in ſein Beiſpiel ſelbſt einzuweben; allein die deutſche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als ſanft, mehr ſtürmiſch als ſchmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgyne ſeyn, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter ſich gelaſſen; werden aber wohl deutſche Horaze unſre Karſchin zum Muſter nehmen wollen? Dürfte die griechiſche Sappho nicht zu ihr ſagen was ſie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen ſagt: „Du haſt ja nie Roſen gepflückt auf den Pieriſchen Bergen, wo die Muſen und Grazien wohnen.“

Ich wünſche unſrer Dichterin indeſſen nichts ſo ſehr als nicht das Gegenbild der Sappho zu ſeyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang, wie es beinahe jetzt iſt; und nichts wünſche ich ihren Gedichten minder als das Schickſal das die Sapphiſchen hatten; ſie gingen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verſtümmelung kritiſcher Kipper und Wipper; wie leicht könnten ſich Kunſtrichter des letztern bei den Karſchin'ſchen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfaſſerin nicht ſelbſt thun will?

Wie mag es aber gekommen ſeyn daß Sappho untergieng? Du wirſt vielleicht ſagen: wer kann wider Gott und Nowogrod? Allein! ein Kunſtrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir dieſen Irrthum benehmen: [1] „Corinna und Sappho, die unmäßig und ausgelaſſen waren, mußten dafür büßen; ihre Verſe gingen unter, und ihr Name blieb zwar, doch mit dem ſchandbaren Nachklang daß ſie verbuhlte Dirnen geweſen.“

So wenig ich mich darüber einlaſſen will, warum faſt keine griechiſchen Oden zu uns gekommen, ſo wenig wird der Verfaſſer dieſes Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel ſchreiben:

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 75.

„Vertheidigung des gerechten Auto da Fe, das die griechischen Pfaffen an den schandbaren Liebesliedern Menanders, Diphilus, Apollodors, Philemons, Alexis, der Sappho, Corinna, Anakreons (den man aber aus Gnade noch verschonte, weil er weise gelebt hatte), Mimnermus, Bions, Alemans, Alcäus u. s. w. heilsam und gottselig verübt, weil die meisten von ihnen unmäßig und ausgelassen gelebt, und den schändlichen Nachklang gelassen daß sie verbuhlt gewesen; wogegen man aber die Gedichte des gottseligen Nazianzenus christlich und wohlbedächtig eingeführt."

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dieß Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen können:

1) Wie christlichfromm jener Eifer gewesen der alle schwarzen Statuen zerschlug, weil sie Werke des leidigen Teufels waren.
2) Aus welch heilsamen Absichten die Gothen aus Rom die heidnischen Bücher wegschleppten.
3) Welch einen bündigen, zweihörnichten Vernunftschluß jener Kaliphe Omar machte, da er die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken ließ: entweder sagst du was im Koran steht, oder — —
4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anstellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenster herausschickte.
5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen Geschichten meistens untergegangen, da hingegen die Priapeia gerettet worden, weil sie der keusche Virgil gesammlet hatte? ob der fromme Treschо mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß diese und einige andere hypochondrische Einfälle morgen aus

meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele. Sieben Statuen habe ich auf deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die griechischen Antiken gestellt; Wandrer, urtheile selbst, oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr deutschen Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte, wie viel werden eurer nach zweitausend Jahren übrig seyn? Wird alsdann noch ein Volk von deutschen Antiken wissen? Wird ein Richter sie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

Beschluß.

Nachschrift an den Leser. Wer die Fortsetzung dieser Parallele wünscht, der erwarte im dritten Theil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen; und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Capital berechnen, und fragen wozu wir's anwenden könnten. Der vierte Theil soll von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maß eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern bloß Materialien sind, so muß man doch auch die Anfahrung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet. Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urtheile das Sentiment des Pindars setzt: „Wer es wagt von Göttern zu reden, der thue es mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln ist Unsinn;"

so habe ich doch das Zutrauen zu denen die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen, sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: „mir haben die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen Phthia meine Früchte beschädigt; denn viel schattige Berge sind zwischen uns, und das wiederschallende Meer." Der ganze Plan meiner Fragmente zeigt daß ich bloß von den Hauptgestirnen unsrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen eben so große Sonnen seyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter. Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben aus dem er betrachtet seyn will, so bin ich zufrieden wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel von einander zu lernen gezeigt; wenn ich zur Kenntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt, und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens: Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern besprechen möchte, so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klotz und Ramler, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis literar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.

00099879

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 10 March, 2016